P. O. germ.
288 h

Eberhard

Neue Bibl. der sch. W. B. 27. S. 248.
B. 28. S. 238.
Gothl. Anz. 1782. St. 98.

D. Chodowiecki del. & sculps. 1782

Amyntor.

Eine Geschichte in Briefen.

Herausgegeben
von
Johann August Eberhard.

Mit Königl. Preußischer Freyheit.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai, 1782.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der

Frau Oberhofmeisterinn

von Ompteda,

gebohrnen Frey-Frau

von der Horst,

weyhet

ehrfurchtsvoll diese Briefe,

der Herausgeber.

Hochwohlgebohrne Frey-Frau,

Gnädige Frau,

Daß mir Ew. Hochwohlgebohrnen Bild nicht selten, indem ich diese Briefe in Ordnung brachte, um sie dem Drucke zu übergeben, lebhaft vor meiner Seele gestanden, das werden dieje-

nigen, die es wissen, daß ich vor vielen Jahren das Glück genossen habe, Ihre vortreflichen Eigenschaften des Geistes und des Herzens in der Nähe zu verehren, wenn sie auch nur einen kleinen Theil dieser Sammlung gelesen haben, nicht befremdend finden. Auch bin ich mir selbst nur dieses Grundes bewußt, warum ich mir gerade die Herausgabe gegenwärtiger Briefe zur Gelegenheit mache, meiner Dankbarkeit gegen Ew. Hochwohlgeb. und Ihr hohes Haus ein öffentliches Denkmahl zu stiften. Die Welt mag das, was ich Ihnen

und Ihrem vortreflichen Hause zu verdanken habe, noch so hoch berechnen: so wird es immer nicht so hoch seyn, als mein eigenes Bewußtseyn es schätzet, indem ich mich mit innigster Erkenntlichkeit erinnere, wie viel die Bildung meines Geistes dadurch gewonnen, daß ich Ihre Tugenden habe verehren, und die großen Eigenschaften eines Ministers habe bewundern können, den eine hochachtungsvolle Zuneigung eben so stark, als die Bande der Natur an Ew. Hochwohlgebohrnen Herz bindet, und den sein öffentliches und häusliches Le-

ben zum Gegenstande der Verehrung der Rechtschaffnen macht.

Ich beharre Lebenslang mit innigster Ehrfurcht

Ew. Hochwohlgebohrnen

Halle,

den 18. März, 1782.

unterthänig = gehorsamster
Diener

Joh. August Eberhard.

Vorerinnerung.

Der Herausgeber dieser Briefe glaubt durch ihre Bekanntmachung etwas nicht ganz überflüßiges gethan zu haben, wenn sie, wie er wünscht, einigen seiner Leser zu richtigern Begriffen von der Religion beförderlich sind. Man hat bey den Warnungen vor den unsittlichen epikurischen Grundsätzen bisher nur den Schaden dargestellt, den diese Grundsätze in einem lasterhaften Gemüthe haben können *). Man hat geglaubt, einen desto kräftigeren Abscheu vor denselben zu erregen, wenn

*) S. Confidences Philosophiques.

man den Weltling, der sie befolgt, mit den stärksten Farben als einen Bösewicht abschilderte, den seine vermeynte Philosophie von einem Verbrechen zum andern, von einem Unglück zum andern fortreißt.

Es läßt sich nicht mit Gewisheit sagen, ob diese Vorstellung je die erwünschte Wirkung gethan habe; so viel kann man aber wohl absehen, daß sie bey denen fehlschlagen müsse, die sich vorsetzen, die Ausübung dieser bequemen Grundsätze mit den Maximen der Klugheit zu verbinden. Wenn solche Personen noch überdem eine gute Erziehung erhalten haben, wenn ihr Geschmack fein, ihre Empfindung von Ehre scharf, und ihr moralisches Gefühl lebhaft und gebildet ist: so werden sie nicht in Ausschweifungen verfallen, die den Menschen zum Thiere hinabwürdigen, noch in

Verbrechen, die ihren Nahmen schänden; sie werden also den übeln Folgen, die man ihrer Philosophie beylegt, glücklich entgangen zu seyn glauben; und alles Böse, was man von ihren Grundsätzen sagt, wird ihnen Verläumdung der milzsüchtigen oder heuchlerischen Frömmlinge scheinen.

Man wird aus diesen Briefen eine Art von Weltphilosophen kennen lernen, die zu der angezeigten Klasse gehören, und die der Herausgeber durch die Bekanntmachung dieser Briefe auf die Glückseligkeit, deren sie sich durch ihre Grundsätze berauben, so wie auf das Gegengift dieser Grundsätze, hat aufmerksam machen wollen.

Er wird zu beklagen seyn, wenn man sein Werk für einen bloßen Roman hält, den m n nach den Gesetzen des epischen Gedichtes richten müsse. Denn er sieht wohl

wohl ein, daß, da in demselben das Interesse der Herzensangelegenheiten dem Interesse der Angelegenheiten des Verstandes untergeordnet ist, es nur diejenigen anziehen und fesseln könne, die mit den Verlegenheiten des Verstandes aus Erfahrung bekannt sind, aus diesen Verlegenheiten selbst geholfen zu werden wünschen, und darum auch bey andern daran Antheil nehmen können.

Wenn dem Leser die Personen etwas zu betrachtend scheinen sollten, so weiß der Herausgeber hierauf weiter nichts zu sagen, als, daß es wirklich solche Personen gebe, denen jede Gelegenheit leicht einen Anstoß zu Betrachtungen geben kann, und daß dies gewöhnlich der Fall bey solchen sey, denen die Einsamkeit, worin sie leben, keine andere Art der Thätigkeit zuläßt.

Eben darum hofft er, daß man die Achtung gegen das andere Geschlecht nicht so weit vergessen werde, die Briefe der Philarete, wegen des philosophischen Geistes, der die Wärme ihres Gefühls durchwebt, unwahrscheinlich zu finden. Denn auch dieser Geist darf in dem achtungswerthen Theile dieses Geschlechtes durch häufige Erfahrungen abwechselnder Schicksale und die Betrachtungen der Einsamkeit nur erregt werden, um eben so thätig zu seyn, als in dem Unsrigen; wenigstens hat der Herausgeber das Glück, eine solche Zierde ihres Geschlechtes zu kennen, die bloß ihre rührende Bescheidenheit ihm zu nennen verbietet.

Die Zusätze, worin einige Materien der Briefe noch weiter sind ausgeführt worden, kann man als besondere Aufsätze ansehen, die Philokles seinem Freunde mitge=

mitgetheilt hat, um daran seine Untersuchungen weiter fortzuführen. Der Herausgeber hat sie lieber unter die Anmerkungen verweisen, als die Geschichte, dadurch, daß er sie zwischen die Briefe selbst setzte, noch weiter auseinander dehnen wollen.

Er hat übrigens die deutschen Nahmen der Personen der Geschichte mit griechischen vertauscht, um der Ceremoniensprache des deutschen Briefstils auszuweichen, die dem Schreiber und Leser, selbst auch dem Leser, an dem sie gerichtet ist, wenn er Verstand und Geschmack hat, gleich ekelhaft seyn muß. Halle, den 18ten März, 1782.

Amyntor.

Eine

Geschichte in Briefen.

I.

Amyntor an Metra.

Ich finde noch keine Ursach, den Entschluß zu bereuen, der selbst meine würdigste Mutter so sehr befremdet hat. Der Geschmack an einem abgeschiedenen Leben, den Sie mir so wenig zugetrauet haben, gewinnt alle Tage neue Stärke. Ach! er bleibt nicht aus, dieser Geschmack, wenn man, so wie ich, den Kelch der frölichen Zerstreuungen des Hofes bis auf die Hefen ausgeleert und noch Verstand genug gerettet hat, um dem weisen Könige bis an das Resultat seiner trostlosen Erfahrungen zu folgen, und ihm mit vollem Herzen sein: Es ist Alles eitel, nachzusagen.

 Meine

Meine Beungnadigung hat mich nur gewekt, — anfangs wider meinen Willen belehrt. Aber allgemach beginne ich die Gesundheit zu fühlen, die eine so bittere Arzney in meinem Innern anfacht. Leihen Sie mir, würdigste Mutter! Ihre sanfte unterstützende Hand, um meine schwachen Kräfte auf dieser noch ungewohnten Bahn zu versuchen, und durch Pflege und Uebung endlich ganz zu genesen.

Es ist schon viel, daß ich in meiner Abgeschiedenheit, wie es meine fröhlichen Freunde nennen, so manches gefunden habe, das mich an das Leben bindet. Ich hielt das, was ich zuweilen von den immer gleichen und milden Vergnügen einer weisen und thätigen Ruhe sagen hörte, ehemals entweder für die Schattenbilder einer angegriffenen Fantasie oder den pietistischen Gesang empfindsamer Heuchler. Sie wissen, wie reichlich der Quell meiner spottenden Laune floß, wenn ich mich dem Gebete des ehrwürdigen Euphranors empfohl, den wohlthätigen Harmostes, den Vater der Hüttenbewohner, die sein ländliches Haus umgeben, meinen lieben Kohlpflanzer, oder den Eupator, den sorgfältigen, geschäftigen und glücklichen Vater einer zahlreichen Familie, die männliche Amme nannte.

Ich schäme mich schon dieser geistreichen Spöttereyen, und ich fühle, daß ich schon darum besser bin, daß ich mich ihrer schämen kann. Ich fühle, daß ich sie bald selbst verdienen werde, und ich habe noch nicht Kräfte genug gesammlet, sie zu ertragen.

Meine Agathe, die ich sonst wenig sahe, und deren Erziehung ich, — mir jetzt kaum begreiflich — Andern überlies, bindet mich jetzt an das Leben. Es ahndete mir sonst nicht, daß ein so rührendes und dauerhaftes sich immer erneurendes Interesse in der Natur sey. Die Entwürfe meines Ehrgeizes, so oft vereitelt, und so oft erneuert, schienen mir allein eine würdige Beschäftigung zu seyn. Seine Schattenbilder lokten mich von einem labyrinthischen Gange in den andern, wo sie mich, wenn ich sie zu haschen glaubte, flohen oder täuschten. Die Entwürfe für Vergnügen und Zerstreuung giengen gemeiniglich nicht über einen Tag hinaus, endigten mit jedem Untergang der Sonne, und ließen mich in dem nämlichen unerträglichen Leeren zurück, woraus sie mich hatten ziehen sollen. So oft war ich getäuscht, und nie belehrt.

2.

Amyntor an Metra.

Ich werde noch viel zu lernen haben, ehe ich der bin, der ich seyn soll. Doch schreckt mich das nicht. Lernen ist auch Vergnügen, wenn uns der Beyfall unsers Herzens dabey ermuntert. Jezt habe ich in der That noch wenig mehr, als meine eigne Unnützlichkeit fühlen gelernt. — Das möchte mich demüthigen, besorgen Sie. — Fürchten Sie nichts. — Es giebt hier so uneigennützige, so bereitwillige Lehrer, daß ich gar nicht Zeit habe beschämt zu werden. Die guten Menschen! Sie haben von der Wichtigkeit ihrer Arbeit so bescheidene Begriffe, daß sie sich genug belohnt halten, wenn Leute unserer Art sie nur einiger Aufmerksamkeit würdigen wollen.

Ich ahnde wohl schon manches Vergnügen in diesen ländlichen Beschäftigungen, aber ich bin noch zu neu darinn, um es unvermischt und ganz zu schmecken. Wenn ich es erst selbst werde verdienen, Rathgeber, Unterstützer, Aufmunterer zu seyn, alsdann — Ach! ich hätte es längst seyn sollen. Wie habe ich eine edle Zeit in unnützen Zerstreuungen vertändeln, die Mittel meines Aufwan-

wandes aus den Händen des Fleißes dahin nehmen können, ohne mich geschickt zu machen, ohne mich verbunden zu fühlen, diesem Fleiße seine Sorgen und Mühe zu erleichtern.

Aus der geringen Bekanntschaft, die ich noch mit der Art in den ländlichen Hütten glücklich zu seyn, gemacht habe, sehe ich doch schon, wie ich darinn einigermaaßen die Summe von Glückseligkeit, ohne Aufopferung, hätte vermehren können. Ich fange an zu begreifen, daß Arbeit nicht unglücklich macht, und daß, wenn die Bedürfnisse gering sind, auch zu ihrer Befriedigung nicht viel erfordert wird. Alles kömmt auf die Zufriedenheit und den Muth an, der beyde begleitet; und indem ich diese vermehre, werde ich der Beförderer der Glückseligkeit des Fleißes in den Hütten seyn.

Wer durch seinen Fleiß nur für die Bedürfnisse des nächsten Tages sorgen kann, wer also nicht über die Besorgnisse des Zufalls erhaben ist, dem kann schwerlich das angenehme Gefühl der Unabhängigkeit von einer ungewissen Zukunft seine Mühe versüßen. Wie wenn ich, dem diese Mühe nützlich ist, diese Vorsorge übernehme, wenn mein fleißiger Landmann seine Arbeit mit Freuden thut, sicher, daß er bey mir Schutz, Rath und Zuflucht finden werde? Wenn ich der Zeuge sei-

nes Fleißes und seiner Geschicklichkeit bin, wenn ich meine Achtung nach dem Maaße des ländlichen Verdienstes austheile, der Freund des geschickten Landwirths werde, ihn höre, von ihm zu lernen scheine, wenn mich vor den Erzählungen des guten Hausvaters von seinen häuslichen väterlichen Freuden nicht ekelt, wenn ich, seine Kinder zu liebkosen, mich herablasse. — Mit diesen Kleinigkeiten, die mir nichts als eine geringe Ueberwindung einer angewöhnten Delikatesse kosten, werde ich der Feldgesang und das Tischgespräch meines Landmanns werden, seiner Brust Muth eingiessen und seine Lebensgeister in leichtere Bewegung treiben. Ich sollte können das Gefühl seines Wohlseyns vermehren und auch das wenige nicht dazu thun? Bis jezt ist es noch alles was ich thun kann.

Sie sehen, meine würdigste Mutter! noch bin ich bey dem Ueberlegen, und wenn Sie die Gründlichkeit meiner Aenderung nur nach Handlungen schätzen wollen die sich bemerken lassen: so werde ich freylich des Segens Ihres mütterlichen Beyfalls noch einige Zeit entbehren müssen. Aber ich verzweifle nicht, ich fühle, daß ich hoffen darf. —

3.

Metra an Philareten.

Wie soll ich meiner Philarete die warme Liebe verdanken, womit Sie für meine Agathe sorget? Könnte diese zarte Pflanze besser gedeihen, als in der wohlthätigen Himmelsluft, die meine tugendhafte Freundinn umgiebt? Aber Amyntor will sie nicht von sich lassen; sie ist ihm nothwendig geworden, und die Beschäftigung ihrer Erziehung ist nicht blos ein Tribut der Zärtlichkeit, den er seiner verewigten Euphrosine schuldig zu seyn glaubt, nicht blos eine Pflicht, womit er seinem innern Richter, für die versäumte Sorgfalt, Genugthuung geben will — es soll ihm, das lebende Bild seiner — ach! in ihrem Leben oft vernachläßigten, an ihrer Liebe gekränkten — Euphrosine seyn.

Wir wollen der noch zarten Keime seiner auflebenden Tugend, wir wollen selbst des Eigensinns, und — wenn ich so sagen darf — des Aberglaubens dieser Tugend schonen. — Aber,

 wenn

wenn mir noch einst mein höchster und darum auch mein letzter Wunsch gelingen sollte — wenn meine Philarete noch ihrer Freundin nicht alle Hofnung abschneiden wollte, daß meine Agathe dereinst des Glücks Ihrer Bildung geniessen könnte, und es ihr vergönnt wäre, Sie bey einem zärtlicheren Namen zu nennen!

Ach! unter Ihrer Pflege, durch Ihren Umgang, durch Ihr Beispiel würde meine Sehnsucht, meinen Amyntor Ihrer würdig zu sehen, geschwinder befriedigt werden. Ich bin nicht partheyisch genug für ihn, daß ich nicht gestehen sollte, wie wenig sein Herz in dem Gewirre eiteler Zerstreuungen und erheuchelter Empfindungen von der Fülle und Stärke des Gefühls behalten hat, um sich bis zum Selbstvergessen an eine Seele zu fesseln, deren Werth zu empfinden, er durch lange Tugend sich erst wird den Sinn erwerben müssen. Aber das hoff ich alles von meiner Philarete. —

4.

Philarete an Metra.

Ich theile schon die ersten Pulsschläge der Freude meiner ehrwürdigen Metra. So zart noch die Keime der Hoffnung sind, daß Ihr Amyntor meiner Metra bald werde ganz würdig seyn: so rührend ist die erste Freude ihrer Entdeckung; im Himmel ist sie größer, als die Freude über die Gerechten, die keiner Rückkehr bedürfen. Die Vorsehung gönnt also meiner Metra den Vorschmack ihrer Himmelsseeligkeiten.

Aber Sie trauen mir zu viel Macht über Amyntors Herz zu, oder vielmehr sie versprechen sich von dem Einfluß des ehelichen Beyspiels und der Beredtsamkeit Ihres Zuredens, so wie von der Macht der Liebe auf das männliche Herz zu viel, wenn sie von dem schwachen Eindrucke, den eine liebende Gattin auf das Herz Ihres Freundes machen kann, eine Kraft erwarten, die ich mir nur von der Herzlenkenden Vorsehung, oder wie ich lieber sagen möchte, von der Gnade verspreche.

Meine

Meine Metra verlangt nicht von Ihrer Philarete in der Gesellschaft eines Mannes sich einer großen Gefahr auszusetzen. Denn es ist mehr zu besorgen, daß er mir seine Krankheit, als zu hoffen, daß ich ihm die Gesundheit mittheile, die Sie mir so gütig zutrauen. Ich befinde mich bey den Empfindungen so glücklich, über die er so siegreich spottet, oder so mitleidig die Achseln zuckt. Wie kann ich, ohne Vermessenheit, mir selbst dafür gut seyn, daß ich mir nicht die Geduld, womit ich in der Gesellschaft seiner fröhlichen Bande das würde mit lustigem Witze belacht hören müssen, was mich jezt mit gerührter Ehrfurcht durchdringt, unvermerkt durch Kaltsinn erleichtern werde, und daß sich nicht die unheiligen Scherze, die ich von der Tafel des Leichtsinns in meine stille Abgeschiedenheit mitnehmen würde, gar bald in meinen nächtlichen Betrachtungen zwischen mich und meinen Gott stellen möchten?

Die gute Meinung von Amyntors gründlicher Aenderung, die stark genug ist, um sich mit meiner Metra freuen zu können, bedürfte noch stärkerer Beweise, wenn ich darauf eine Entschliessung bauen sollte, wovon das Glück meines Lebens abhängt. Was habe ich für Gewißheit, daß die Entschliessungen, die noch die Früchte der Umstände

stände seyn können, zu gewohnten Gesinnungen gereift sind? Man sagt, daß bloß die Dinge, die uns umgeben, unsern Willen in einen neuen Hang lenken, aber ich stelle mir doch auch vor, daß man sich eine Zeitlang in seine neue Lage muß geschickt haben, um sie so bequem zu finden, daß man sie gegen die alte nicht wieder vertauschen möchte.

Den Gedanken, Ihre liebenswürdige Agathe um mich zu haben, kann ich eben darum noch nicht aufgeben. Ich besorge, so viel Amyntor für sie thun wird, so wird es ihr doch immer an der Bildung einer gewissen Art von Empfindungen fehlen, von der ich mich vor ihm nicht einmal zu reden getraue. Ich gestehe Ihnen, daß ich beynahe verzweifele, Agäthens Herz dereinst von den sanften Empfindungen der Religion belebt zu sehen, wenn diese Empfindungen sich nicht bereits mit den ersten zartesten Fasern ihrer Gedankenkeime verweben, und so in diesem Gewebe von Grundsätzen und Empfindungen zu dem glorreichen Baume aufwachsen, unter dessen Schatten ihre Tugend dereinst sicher wohnen kann.

5.
Metra an Philareten.

Find ich Sie doch immer so rührend wieder, meine eigene Philarete! in allen den erquickenden Ergiessungen Ihrer frommen Herzenswärme, immer wieder die Himmelverwandte milde Schwärmerin! — Fürchten Sie nichts, in meinem Munde ist das Wort ehrwürdig, ob ich gleich in den Mauern einer Hauptstadt eingeschlossen bin, und was noch mehr ist, bisweilen in dem glänzenden Zirkel eines Hofes einen unglänzenden Punkt abgeben muß. Auch ich fühle das Bedürfniß dem Herzen wieder durch die Wärme der Empfindung einige Ausdehnung zu geben, und da ich nie verdorben genug gewesen bin, durch das Interesse der Anschläge der Buhlerin und der Ränke des Ehrgeizes an den Schauplatz der Wollust und der Macht gefesselt zu werden, so würde ich das Peinliche meiner Lage, an die mich die Ergebenheit für eine verehrungswürdige Fürstin bindet, doch ohne die Erquickungen einsamer Unterhaltungen mit höhern Aussichten, in die Länge nicht aushalten.

Wie

Wie eile ich dann, nach einem Tage voll Schauvergnügen, allein zu seyn, oder vielmehr zu Unterhaltungen, in denen ich mich mit meiner Philarete begegnen werde. Beynahe möcht ich sagen, daß ich diese Freuden mehr als sie selbst empfinde, — da ich mich darnach habe sehnen müssen, und da sie mich, statt wie Sie, blos zu ergötzen, nach langem Zwang und Sehnen, erquicken.

Urtheilen Sie, ob mit dieser Sympathie Ihre Metra nicht wünschen muß, Sie ganz die Ihrige nennen zu dürfen, da Sie alles heiligen, was sich Ihnen nähert, und ich meinen Amyntor gern glücklich sähe. Ich kann mich auf Ihre Gründe noch nicht ergeben, so sehr ich die zarten Besorgnisse der Unschuld, die ihnen Stärke leihen, verehren muß. Erlauben Sie, daß ich diese Besorgnisse zu ängstlich nenne, und vergönnen Sie mir, daß meine reichere Erfahrung über Menschen und Dinge, die das einzige ist, was ich für die Weisheit aus meiner Lebensart davon bringe, etwas zu Ihrer Beruhigung versuche.

Sie scheinen sich das Herz eines Atheisten zu fürchterlich vorzustellen. Hier auf dem Schauplatz des Ehrgeizes und der Vergnügen sehe ich der Unglücklichen genug, die ohne Religion leben und es

giebt

giebt nicht wenige unschädliche unter ihnen; ja einige, die sich durch besondere Strenge und Regelmäßigkeit der Sitten unterscheiden, nöthigen uns den Wunsch ab, daß sie sich die Seligkeiten der Religion gönnen möchten. Ohne Zweifel theilen die erstern vermöge einer gewissen Güte des Temperaments Andern die Vergnügen mit, die sie selbst bey ihnen suchen, so wie die letztern in gewissen Grundsätzen der Ordnung und der Ehre die Gränzen ihrer Leidenschaften finden. Und sie würden beyde sich die Vergnügen der Liebe und Ehrfurcht Gottes nicht versagen, wenn sich die erstern der Anstrengung fähig fühlten, die dazu gehört, den andern aber, aus Strenge gegen sich selbst, nicht alle sanfte Empfindungen, als Schwachheiten, die ihrer unwürdig sind, verdächtig wären.

In der Kindheit ist das, was man Religion nennt, ein gewisses dunkles Gefühl einer allgemeinen Ursach des Weltgebäudes und der Begebenheiten in demselben. Dieß Gefühl verliehrt sich allgemach, wenn es nicht durch Nachdenken neue Nahrung erhält. Allein ein Leben des Vergnügens ist beyden nicht sehr günstig. Die Zerstreuungen ziehen das Interesse der Seele nach aussen, bringen sie durch ihre Berührung um die Wärme des Gefühls, und lassen ihr weder die Zeit noch

die Kraft zum Nachdenken über Gegenstände, die ausser dem engen Kraise der sinnlichen Vergnügen und der kleinen Leidenschaften der Eitelkeit und des Ehrgeizes liegen. Wenn nun ein Theil der Erleuchtung in den Wissenschaften diese lustige Sphäre erreicht, wenn die Nachricht bis dahin dringt, daß der Scharfsinn grosser Naturforscher, deren Lob man hier mehr auf Glauben nachspricht als fühlt, manche Geheimnisse der Natur enträzelt habe: so glaubt man die Sache der Religion zum Besten des Leichtsinns entschieden, man glaubt der Gottheit zur Regierung der Welt nicht nöthig zu haben. Auf diese mitleidenswürdige Täuschung gründet sich dann die kleine Eitelkeit, daß die Irreligion ein Zeichen eines ungemeinen Verstandes und eines starken Geistes sey 1). Sie sehen, meine Theureste! wie viel gefährliche Fallstricke sich hier für das schwache Herz eines eiteln und leichtsinnigen Jünglings vereinigen; es würden nicht weniger Wunder geschehen müssen, als der weise Mentor für seinen Telemach thun mußte, wenn er ihnen allen entgehen sollte.

Darf nun Ihr Herz meinen Amyntor sich schlimmer denken, als er zu seyn braucht, um das zu

1) Erste Anmerkung.

zu werden, was man in seinen Umständen so leicht wird? Ich erwarte einen gütigern Urtheilsspruch, wenn meine Philarete aus Ihrer Stille, worinn Sie vertraulich mit dem Himmel lebt, auf diese Scenen der Zerstreuung und der Eitelkeit einen Blick wird herabgelassen haben.

6.

Hedion an Amyntor.

Sie haben sich übereilt, Amyntor! Sie hätten uns nicht so schleunig verlassen sollen. Es war nicht alles verlohren. Das Ungewitter konnte sich verziehen und wieder dem Sonnenschein an der durchlauchtigen Stirn Platz machen. Sie hätten doch mit diesem politischen Himmel besser bekannt seyn sollen, wenigstens hätte nur wenig Geduld sie belehren können, daß Sturm und Ruhe an demselben eben so schnell als an dem physischen abwechseln. — In der That ich weiß nicht, was Sie zu diesem Entschlusse der Verzweiflung hat bringen können. Was wollen Sie auf dem Lande ausser der

der Jagdzeit? Sie haben sich in dieser Lage nicht versucht. Die Einsamkeit des Landlebens wird eigentlich erst durch das Anhalten unerträglich; und so angenehm es jezt seyn mag, da es Ihnen neu ist, und Ihr Verdruß über den Hof Sie noch unterstützt, so lästig wird es Ihnen mit der Zeit werden.

Sie sehen, ich rede ernsthaft, ich stimme nicht in den Ton der losen Gesellschaft bey unserer witzigen Aspasia, wo man sehr geistreich über die Gnade oder vielmehr über die Ungnade spottet, die den armen Amyntor zum Durchbruch geholfen, über die Bußthränen, womit er die Landgemeinde erbauet, und was der Herrlichkeiten mehr sind, womit die witzige Gesellschaft sich kitzelt um lachen zu können. Ich hoffe, mein Bester! wenn ich diesen Sommer auf einige Wochen werde zu Ihnen kommen, so werden meine Gründe Eingang bey Ihnen finden. Vor der Hand bleiben Sie also nur auf Ihrem Gute, und zu den Winterlustbarkeiten sind Sie wieder in K. Indeß wird eine fehlgeschlagene Heirath, eine verunglückte Tugend, ein zu Grunde gerichteter Spieler u. s. w. die regierende Neuigkeit geworden seyn, und man wird Ihre Abreise vergessen haben.

7.

Amyntor an Hedion.

Mit Ihnen, mein Bester! werde ich mich, über meine Begebenheit auf Gründe einlassen. Die andern Herrn und Damen lachen, und das kann ich auch. Ob meine Sachen am Hofe noch wieder herzustellen sind, darüber will ich nicht mit Ihnen streiten. Vielleicht habe ich mich übereilt vielleicht auch nicht.

Das aber, was Sie befürchten, macht mich gar nicht bange; indeß bin ich Ihnen für Ihre Besorgniß sehr verbunden. Ich halte sie für ganz natürlich, und vor nicht gar langer Zeit hätte ich sie auch gehabt. Jezt denken Sie einmal, es habe sich ein sechster Sinn in mir entwickelt, durch den ich da Vergnügen empfinde, wo jeder anderer mit seinen gewöhnlichen Fünfen keines fühlt. Dieser neue Sinn leistet mir die Gewähr für mein Aushalten, das ist alles was ich Ihnen sagen kann. Der Mangel dieses Sinnes ist es größtentheils der uns nöthiget, bey dem ewigen Einerley

der Lustbarkeiten auszuhalten, bey denen wir wider Willen, mit verschloßnem Munde gähnen. Dieser Ueberdruß allein, den uns der ewige Rosenkranz Ihrer Vergnügen verursacht, würde mir jede Lage erträglich machen, und auch meine gegenwärtige, wenn dabey etwas zu ertragen wäre. Erinnern Sie sich an die Geschichte, die man am Hofe der verstorbenen Churfürstin von Sachsen erzählte? 2) Ach! diese armen Kartheuser sind wir. Wie oft habe ich die Zuschauer eines Balls bey Hofe beneidet, denen ich es ansahe, daß sie die wirklich Vergnügten waren, indeß den vermeynten Glücklichen nichts, als die Heucheley des Vergnügens übrig blieb.

Indeß, wie gesagt, hätte ich bey dem allen haben aushalten müssen, wenn mich nicht der Sturm in diese Einsamkeit verschlagen hätte, wo ich Blumen des Vergnügens gefunden habe, auf Wegen, wo ich sie mir nicht träumen ließ. Glücklicherweise hatte sich noch aus meiner ersten Kindheit durch die Pflege meiner würdigen Mutter der Sinn erhalten, womit ich sie geniessen konnte; so sehr ich auch gefallen war. Freylich noch einige Stufen tiefer, und dann hatten Sie Recht.

Ich kann nun zwar Ihre prima Donna nicht mehr die schöne Opernmusik singen hören,

 aber

2) Zweyte Anmerkung.

aber ich habe sie so oft gehört! Jezt singt sie mir meine Tochter bey Ihrem Flügel, — freylich schlechter — aber Hedion! es ist meine Tochter — und das — werden Sie gestehen — ist für einen Vater viel gesagt.

Doch kommen Sie selbst, wir wollen sehen, wer den Andern bekehrt.

8.

Philarete an Metra. *)

Ich habe die Sache aus meinem Gesichtspunkte angesehn, verehrungswürdige Metra! Ich fühle wohl, daß ich in Gefahr bin ungerecht zu werden, wenn sich mein Gefühl in meine Urtheile mischt. Aber, mich dünkt doch, daß hier die Stimme des Gefühls nicht ganz darf überhört werden. Ich fühle auch sehr wohl, daß ich es durch Foderungen, die vielleicht selbst meine theureste Metra romanhaft nennen möchte, einem jeden, der mich glücklich machen wollte, etwas schwer mache. Dafür werd ich aber schon selbst genug gestraft seyn. Da ich

*) Folgt auf den fünften Brief.

ich indeß einmal schwerlich von dem Plane, wonach ich bisher gelebt habe, abgehen kann, ohne etwas von meiner Ruhe zu verliehren: so werde ich gewiß Ihren Beyfall erhalten, wenn ich die Quellen meines häuslichen Vergnügens zu Rathe halte, und die Vergnügen der Sympathie, die ich in meinem Euphranor verlohren habe, in einem künftigen Gatten wieder zu finden hoffe.

Das sind meine Bedenklichkeiten bey der Wahl eines Gatten, in dessen Umgange ich auf den Theil derselben Verzicht thun müßte, der mir, wie Sie wissen, so viel werth ist. Bey dem allen erkenne ich in Amyntor viele liebenswürdige Eigenschaften, so wie ich überhaupt Ihrem Urtheile über den Mangel dieser Empfindungen gern Beyfall gebe. Da meine Einsamkeit mich nöthigt, meine Kenntniß des menschlichen Herzens gröstentheils aus Büchern zu schöpfen, so kann ich mir zur Bestätigung dieses Urtheils freylich nichts als die Zeugnisse scharfsinniger Schriftsteller anführen. 3) Indeß glaub ich selbst viele Ursachen von verschiedenen Erfahrungen entdeckt zu haben, worauf Sie sich berufen.

Sie bemerken sehr richtig, daß eine gewisse Empfänglichkeit der Seele zu den Empfindungen

 der

3) Dritte Anmerkung.

der Religion gehöre, und wenn ich meine Metra recht verstehe, so sind es die sittlichen Empfindungen, die der Seele diese Empfänglichkeit zur Religion geben, — die Empfindlichkeit für die Schönheiten der Natur, für alles wahre Schöne der Kunst, für die sittliche Schönheit, — so ist es die Gewohnheit in der Erforschung der Wahrheit Vergnügen zu finden und sich für fremdes Wohl zu intereßiren. Denn diese Gewohnheit zu denken muß in der Seele seyn, wenn uns das Nachdenken über den Urheber der Welt nicht mühsam und unangenehm seyn; — dieses Gefühl der Schönheit muß die Seele durchdringen, wenn der Anblick der Natur in Liebe der Gottheit übergehen, — dieses sittliche Gefühl muß bereits eine Quelle von Glückseligkeit für uns seyn, wenn uns der Gedanke von einer vaterlosen Welt unerträglich werden, hingegen der Gedanke an eine Welt, worin ein allgemeiner Vater für das Wohl der Familie aller Lebendigen durch die Verwaltung des Leblosen sorgt, vergnügen soll. Diese vorbereitenden Empfindungen, glauben Sie also, sind für das Herz, wenn es die Religion annehmen soll, das, was in der Kunst der Färberey die Zubereitung ist, wodurch die zartesten Vließe gereinigt und mit zusammenziehenden Mitteln zur Annahme der Farbe geschickt gemacht werden müssen. So lange aber

die

die Seele noch keine Vergnügen kennt, als die, welche sie nur ganz leicht berühren, und nur durch ihren steten Wechsel uns angenehm scheinen: so lange finden diese tiefer eindringenden Empfindungen bereits den Platz besetzt, und werden, so zu sagen, an der Thür abgewiesen. Wann wird also diese Empfindlichkeit, die eine so hoffnungsvolle Zubereitung zur Religion ist, der menschlichen Natur am leichtesten eingepflanzt werden? 4)

Glauben Sie nicht, meine Theureste, daß es sehr gut sey, wenn diese zarte Empfindlichkeit gleich in der Jugend genutzt werde, damit sie noch leicht auf die Religion hinüber geneigt werde? Fürchten Sie nicht, daß wenn die glückliche Zeit der Blüthen ist versäumt worden, man diese Kinder der jungen Natur vergebens in einer spätern Jahreszeit erwarten werde? Die schönen Tage kommen nicht wieder, da die unbefangene Kindheit in dem Sonnenscheine der Unschuld die Natur und ihre Vergnügen genoß, da ihr noch jeder Gegenstand der ewigschönen Schöpfung neu war, und diese Neuheit einem jeden Gegenstand einen Reiz gab, der mit jedem Genusse schwächer wird. Wenn diese natürlichen Gegenstände des Vergnügens verbraucht sind: so eilt man zu den künstlichen, von denen

4) Vierte Anmerkung.

denen der Uebergang zu den Empfindungen der Religion nicht mehr so leicht ist. Sie sind schon mit Sorgen untermischt, die das Gemüth einnehmen, und da die Seele den Geschmack an den natürlichen verlohren, so läßt sich nun die Empfindung der Freude über den Urheber unseres Wohlseyns nirgends mehr an die angenehmen Empfindungen der Seele anknüpfen. Der Verstand wird in seinem Nachdenken über den unsichtbaren Urheber der Natur nicht mehr von den Wünschen des Herzens unterstützt, und wenn er endlich den unsichtbaren Schöpfer gefunden hat, so ist es ohne Freude, da die Empfindungen der Ausflüsse seiner Güte in den Schönheiten der Natur die Ueberzeugung des Verstandes nicht mehr begleiten.

Es ist noch schlimmer, wenn die Bildung der Religionsempfindungen in der Jugend nicht blos vernachlässigt, wenn die Religionsempfindungen mißgeleitet sind, wenn sie statt zu angenehmen Empfindungen der Freude, der Dankbarkeit, der Liebe eines wohlthätigen Vaters zu werden, zu blossen Empfindungen der Furcht und des Schreckens vor einem drohenden Tyrannen geworden sind. Dürfen wir uns wundern, wenn man mit solchen Begriffen von der Religion den Gedanken an dieselbe scheut, und die Beschäftigung mit demselben so weit,

als man kann, von sich entfernt? 5) Diese erste Verwahrlosung kann in der Folge bey manchen eine Wendung nehmen, wodurch so sonderbare Erscheinungen von menschlichen Charaktern hervorgehen, daß man Mühe hat, sie zu erklären. Wenn ein Mensch, der so erzogen ist, durch seine folgende Lebensart gewohnt wird, sich dem Zwange seiner Pflichten mit unbedingtem Gehorsam zu unterwerfen, wenn ihm also eine stete Selbstverleugnung zur andern Natur wird: so fängt er an, die Begriffe von Pflicht und Zwang für einerley zu halten. Sich eine angenehme Empfindung zu erlauben, scheint ihm alsdann eine Schwachheit, die mit dem Begriffe von Pflicht unverträglich ist; er unterwirft sich also der Religion, wie dem Zwange seiner übrigen Pflichten, ohne Vergnügen von ihr zu erwarten, so wie er sich ohne Ungeduld den beschwerlichsten Pflichten und allen Uebeln in der Welt unterwirft, ohne dafür in der Regierung eines gütigen Wesens einen Ersatz zu suchen, der ihm ihre Ertragung versüßen könnte. Glauben Sie nicht, meine Theureste! daß dieses oft der Fall bey so vielen würdigen Charakteren unter den Vertheidigern des Vaterlandes sey, wenn sie nicht bereits so weit über ihre Lebensart nachgedacht, daß sie sich den Zwang ihrer Pflichten durch die

Betrach-

5) Fünfte Anmerkung.

Betrachtung des Nutzens, der sie nothwendig macht, erleichtert haben? — Sie sehen, meine theureste Metra! daß ich nicht habe ungerecht seyn wollen, daß ich einem Charakter, mit dem ich nicht sympathisire, doch kann Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Allein Trotz alles Guten, was ich sonst von ihm denken mag, hoffe ich doch von meiner Metra Nachsicht zu erhalten, wenn ich bey meiner Erklärung bleiben muß: Dieser noch so würdige Charakter kann mich, als seine Gattinn, nicht glücklich machen.

Ich merke ziemlich spät, daß ich Ihnen, statt eines Briefes, beynahe ein Buch geschrieben habe. — Doch sie haben mit meinen Unarten Geduld, und Ihrer Güte macht es Vergnügen, mich zu hören, weil es mir Vergnügen macht, mit Ihnen zu schwatzen.

9.

Amyntor an Hedion.

Sie werden, wenn Ihnen der Ausdruck nicht zu schäfermäßig und also lächerlich ist, Sie werden die schöne Jahreszeit der Blüthen verstreichen lassen, Hedion! ohne sie auf dem Lande genossen zu haben. Denn ich werde nicht gefällig genug seyn können, so wenig als jener Astronom die Sonnenfinsterniß, den Frühling dieses Jahr noch einmal kommen zu lassen. Und dann fürchte ich, wird der ganze Sommer drüber hingehen, ohne daß Sie mich besucht haben. Sie werden ein Bad besuchen, um auf einem ländlichen Sommerkarneval die Langeweile und den Zwang wiederzufinden, der Sie kaum mit dem Ende des städtischen Winterkarnavals entgangen sind.

Sie wissen doch, daß Sie mich bekehren müssen? Je länger Sie diese Arbeit aufschieben, desto schwerer, fürchte ich, wird Sie Ihnen werden. O! die Luft muß hier ansteckend seyn, denn es wird alle Tage ärger mit mir.

Im

Im Ernste, Hedion! ich finde hier in der freyen Natur und unter meinen guten Landleuten, was ich nie vermuthet hatte. Ich bin neulich in der Kirche meines Gutes gewesen, und habe dem Gottesdienst beygewohnt. Sie wissen, ich habe den öffentlichen Gottesdienst immer für eine ganz gute Anstalt gehalten, ich habe ihm nicht nur von Zeit zu Zeit beygewohnt, weil ich es für Pflicht halte, so viel möglich ist, sich nicht auszuzeichnen, ich habe auch immer darauf gehalten, daß ein Mensch von einiger Erziehung sich dabey anständig betragen müsse. *) Und in dieser Stimmung gieng ich in meine Dorfkirche. Ich weiß nicht, ob die Dorfkirchen anders sind, als eure Stadtkirchen, aber ich schäme mich nicht, Ihnen zu gestehen, Hedion! daß mich eine Rührung überraschte, auf die ich mich gar nicht gefaßt gemacht hatte. Ich will Ihnen alles erzählen; und wenn auch die bloße Erzählung auf Sie nicht die Würkung thun wird, die die Sache selbst auf mich gemacht hat: so wird Sie doch vielleicht Ihnen meine Schwachheit verzeihlicher machen.

Ich gieng also zur Kirche. Von Ferne bemerkte ich schon die Gemeine Truppweise auf dem Kirchhofe zusammenstehen, und als ich näher kam, nahm

6) Sechste Anmerkung.

nahm ich ihren einfältigen Putz gewahr, der einen recht angenehmen Eindruck auf mich machte. Ich fühlte nun zum erstenmale eine sonderbare Weisheit und Menschlichkeit in einer Einrichtung, deren Absicht und wohlthätige Würkung ich nie so in ihrem ganzen Umfange gefühlt habe, als in dieser kleinen einfachen Gesellschaft. Ruhe, mein lieber Hedion! ist erst Süssigkeit, wenn man gearbeitet hat, und die härteste Arbeit selbst verliert vieles von ihrer Härte, wenn man den Genuß ihres Lohnes in der Ruhe sieht. Ich sahe die guten Leute nun zum erstenmale auf eine Art glücklich, die meiner Art glücklich zu seyn, etwas näher kam. Bisher hatte ich sie immer mit ihren Geschäften und Sorgen gesehen, nun sah ich sie in ihrer sorgenfreyen, geniessenden Ruhe.

Hier konnte ich einen Theil ihres Glücks fühlen; denn auch ich hatte in meiner Kindheit mich nach dem Tage gesehnt, wo ich frey von dem, was ich damals meine Arbeit nannte, meines Lebens genießen konnte. Dies ist ein Reiz, den dieser der Ruhe heilige Tag für meine Landleute hat, und der sich nur in dem Tempel der Gottheit empfinden läßt, in dem die mehresten Anbeter nicht bloß vom Müßiggehen ausruhen.

Dieses angenehme Gefühl wurd noch durch den Anblick einer anständigern Kleidung, oder, wenn Sie nicht lachen wollen — denn Putz ist im Grunde doch nur ein Vergleichungswort — eines ländlichen Putzes erhöhet. Die Hauptsache bey diesem Putze ist die Reinlichkeit, zwar eine so niedrige Stuffe des Wohllebens, daß man, wie man will, sie zu den Nothwendigkeiten oder den Annehmlichkeiten des Lebens rechnen kann; aber doch eben deswegen auch eine so unentbehrliche, daß kein noch so kostbarer Ersaz die beleidigten Sinne wegen ihres Mangels bey ihren glänzenden Damen befriedigen kan. Sie ist, wie die Tugend, eine Quelle des Vergnügens für uns so wohl als für Andere.

Diese und ähnliche Eindrücke mag ich vielleicht ehemals bey den nemlichen Gelegenheiten übersehen, oder sie mögen sich nicht so merklich gemacht haben; diesesmal aber setzten sie meine Seele in eine so angenehme Stimmung, daß sie vielleicht eine recht gute Vorbereitung waren, sie der folgenden noch angenehmern Eindrücke empfänglich zu machen.

Nachdem ein jeder seinen Platz genommen hatte, begann der Gottesdienst, und nun zogen die Stühle, worinn an den Seiten die Hausväter, und in der Mitte die Mütter mit ihren Töchtern

von

von verschiedenen Alter sassen, meine Aufmerksamkeit auf sich. — Hedion! wenn angenehme Gefühle sich mittheilen, das hat schon etwas so rührendes, daß es dabey auch einem Menschen von nicht sonderlicher Empfindlichkeit in den Augenliedern sticht, aber wenn es angenehme Gefühle sind, die eine so ehrwürdige Quelle haben, wenn die Mutter sich an der Hand ihrer Kinder vor dem Ewigen demüthigt, und sich demüthigt um für diejenigen, in die sich hienieden alle ihre Wünsche vereinigen, Seegen zu erflehen, wenn alle ohne Unterschied, so wohl die gehorchen, als die, welchen Gehorsam gebühret, Einen erhabenen Einzigen bekennen, dem sie alle ohne Unterschied Gehorsam schuldig sind, wenn alle, die segnen und gesegnet werden, zu einem Einzigen flehen, von dem sie Seegen erwarten. — Das machte einen Eindruck auf mich, den ich vergebens zu beschreiben suche. Was soll ich mich schämen? — ich gestehe Ihnen, mein Augapfel konnte sich der Schwachheit nicht erwehren, noch einmal benezt zu werden. Man vergißt beynahe, daß alles dieses auf Vorurtheilen der Kindheit beruhe, und man muß gestehen, daß Vorurtheile, wenn sie so angenehme Wirkungen haben, nicht wenig Achtung verdienen.

Daß endlich der Gesang einen sehr angenehmen Eindruck auf mich gemacht habe, werden Sie mir desto leichter glauben, da Sie immer ein so grosser Verehrer des Gesanges unserer Kirche gewesen sind. Ich weiß wohl, daß sich dieser Beifall nur auf den musikalischen Theil desselben erstreckt, und daß sie gegen den poetischen desto mehr einwenden. Und Sie mögen Recht haben. Indes kann der gemeine Christ die Wohlthat besserer Kirchenlieder nur von seinen weisern Lehrern erwarten, und von denen wird er sie gewiß mit Dank annehmen. Die Zeit dieser nützlichen Reformation scheint nun gekommen zu seyn; die gebildetern Christen werden nun ohne zu erröthen, mit ihren weniger gebildeten Brüdern im Einklang sich vereinigen können, und die Männer, denen wir dies zu verdanken haben, werden unsere Achtung verdienen. Bis dahin können wir unser Vergnügen nur auf den musikalischen Wohlklang ausdehnen, und dieser thut in einer ziemlich zahlreichen Gemeinde bey einer so großen Mannigfaltigkeit von Stimmen, wovon sich eine jede nach ihrem Umfang mit dem Hauptgesang oder der Begleitung vereinigt, eine erschütternde Würkung, die sich mit der kitzelnden Berührung der schwelgerischen Lieder der Welschen gar nicht vergleichen läßt.

Von

Von der Predigt sag ich Ihnen noch nichts. Sie war, glaub ich, gut; denn sie war verständlich, und schien mir der Lage der Zuhörer angepaßt. Aber ich muß den Mann selbst noch näher kennen lernen. Bey dem ersten Ceremonien-Besuche schien er mir in seinen Manieren ganz so steif, als man es von einem Manne, der zwischen Büchern und Landleuten funfzig Jahr alt geworden ist, erwarten kann, und dabey waren seine Aeusserungen so natürlich, daß sie etwas von Laune hatten, und Sie wissen, Hedion! wir mögen die Laune nur an unsern Gesellschaftern, wenn sie poßierlich ist. Doch ich darf noch nicht urteilen, also von diesem Manne, mit dem ich bekannter zu werden denke, ein ander Mahl mehr. —

10.

Amyntor an Metra.

Wenn ich gleich bisher versäumt habe, Ihnen meine würdigste Mutter! von meiner Ehrfurcht gegen Sie zu reden, so werden Sie doch die Versicherungen davon aus Hedions Munde erhalten haben. Der Briefwechsel mit diesem Freunde beschäftigt mich jetzt beynahe allein. Sie wissen, ich habe mich gegen ihn zu rechtfertigen, und wenn auch seine Vorwürfe nicht allemal lang sind: so müssen es doch mehrentheils meine Vertheidigungen seyn. Ich wünschte ihn hier zu sehen; vielleicht würde unser Verständniß leichter werden.

Ueberhaupt ist das, was ich noch am meisten vermisse, das Glück der Freundschaft. Die alten Bande sind zerrissen, und die neuen noch nicht geknüpft. Die Bekanntschaften indeß, die doch wohl das Ansehen haben, als wenn sie allgemach zu Freundschaften reifen wolten, sind unser Prediger,

ger, den sie kennen, und unser gute Philokles, den ich noch immer kaum alt nennen darf, ob er gleich den siebzigen entgegen gehet, so frisch ist noch sein Ansehen. Sein etwas trauriger Ernst, den, wie Sie wissen, nur die Freundlichkeit des Wohlwollens, nie die Lustigkeit der Laune oder des Temperaments erheitert, schrekt mich nicht mehr, wie ehemahls, da ich noch zu der lustigen Bande gehörte, die leider! nur so wenig lustig ist. Wenn man sich einander nöthig wird, so fügt man sich zu einander. Vielleicht, daß er jezt etwas mehr Freundlichkeit in seinen Umgang mischt, als zu einer Zeit, da er nicht hoffen konnte, meinen Geschmack zu befriedigen, und einen Freund in mir zu gewinnen; vielleicht daß ich seinen so anziehenden Ernst nicht mehr so scheue, seitdem ich andere, als die lauten Vergnügen, habe kennen gelernt.

Sie sehen, mein Kreis von Freunden ist noch sehr eingeschränkt; indeß würde er immer groß genug seyn, wenn sich meine würdigste Mutter, und noch eine weibliche Freundin in demselben befänden. Der ausgesuchtesten Gesellschaft fehlt noch eine Art von Interesse, wenn nicht einige weibliche Freunde der männlichen Unterhaltung einen Ton von Sanftmuth und Zuvorkommen geben, oder ihre

Zwischenräume mit dem angenehmen Nichts ausfüllen, das nur als Zeichen gegenseitiger Zuneigung und gefälliger Heiterkeit so viel werth ist. Sie errathen mich ohne Zweifel. O! daß Sie mich erriethen, und daß Ihre vortrefliche Philarete es mir verzeihen könnte, Ihren Werth so lange verkannt, und Sie, als eine bloße Dame vom Stande, vernachläßigt zu haben.

Ich will der Zärtlichkeit meiner würdigsten Mutter nicht durch Bitten vorgreifen. Sie wissen besser was zu meinem dauerhaften Glück gehört, und wünschen es vielleicht mehr, als ich Kurzsichtiger es schon wünschen kann. Sie arbeiten vielleicht schon an der Erfüllung meiner Wünsche. Lassen Sie es meine Sorge seyn, daß Sie nicht für einen Unwürdigen arbeiten. — Meine Gesellschaft kömmt an, und ich kann meiner theuresten Mutter nur noch meine Ehrfurcht versichern.

11.

Metra an Amyntor.

Ich habe die Hofnung gar nicht aufgegeben Amyntor! wenn unser kleiner Hof wird aufs Land gegangen seyn, einige Wochen bey dir zuzubringen, und freylich würd ich eine Freundin zur Gesellschaft haben müssen. Ich hoffe, daß du mir die Wahl derselben überlassen wirst; und wenn sie auf meine Philarete fält, wird sie deinen Beifall haben? Es schikt sich, daß du selbst Sie einladest; und ich denke, du wirst es mir Dank wissen, daß ich einen Briefwechsel zwischen euch anspinne, so schwer dir auch der erste Brief von Herzen gehen wird. Freilich mein Freund! hast du Unrecht gegen Sie gehabt, aber wie konntest du einem Herzen Gerechtigkeit wiederfahren lassen, das gekannt seyn will, wenn es geschätzt werden soll? — Indeß getrost! der Weg ist gebahnt, und wenn du nun die bescheidene Weisheit meiner Philarete schätzest: so wird Sie meinem Amyntor das Vergnügen ihres lehrreichen Briefwechsels nicht versagen.

12.

Amyntor an Philareten. *)

Ob ich mich gleich, theureste Philarete! zu Ihrer himmlischen Tugend nicht erheben kann: so glaub ich doch, daß Sie von meinen Grundsätzen schlechter denken, als sie es verdienen. Erlauben Sie mir nur noch wenige Worte zu ihrer Rechtfertigung; denn ich kann den Gedanken nicht ertragen, meine sittlichen Grundsätze von Ihnen als unwürdige verurtheilt zu sehen, ich würde mehr dabey leiden, als Sie noch immer glauben wollen.

Ich könnte gepriesene Weltweisen für mich anführen, wenn das etwas bey Ihnen gelten könnte, wenigstens solten Sie mich aber doch nicht strenger als diese verdammen. — Doch ich glaube etwas bessers sagen zu können, wofern mich meine theureste Philarete noch weiter hören will, und das ist: wir sind eins, wenigstens mehr eins, als wir

*) Es müssen zwischen dem elften und zwölften einige Briefe verlohren gegangen seyn. Die Lücke ist offenbar. Indeß will sie der Herausgeber lieber der Einbildungskraft des Lesers auszufüllen überlassen, als durch eine ungeschikte Ergänzung, die ganze Sammlung verdächtig machen.

wir scheinen, und Sie gestehen wollen. Ist es nicht einerley, woher die ursprüngliche Kraft der sittlichen Gesetze kommen mag, von Gott, oder von dem Willen des Staats? genug sie sind einmal da, und wenn sich Amyntor nicht Philaretens heilige Tugend zu erreichen vermessen kann, so darf er sich doch selbst vor ihr das Zeugnis geben, daß ihm die Gesetze der Gesellschaft unverlezlich und verehrungswürdig sind.

In der That, Philarete! ich konnte mich das erste Mahl darüber von meiner Verwunderung kaum erhohlen, daß Ihnen diese Gesinnungen nicht Genüge thaten. Ich hatte bis dahin die Sache gar keiner Untersuchung werth gehalten, wenn ich auch sonst zum Untersuchen sehr aufgelegt gewesen wäre, sowohl weil es mir nicht darauf anzukommen schien, um als ein Mann von Ehre in meinem Kraise zu leben, als auch, weil meine Grundsätze augenscheinlich die allgemeine Erfahrung für sich haben. — Ich nenne sie meine Grundsätze, ich solte sie aber billig das Glaubensbekenntniß aller erfahrnen Weltleute nennen. Denn man kann nicht lange in der Welt leben, ohne die gar nicht schwere Entdeckung zu machen, daß die allgemeine Quelle aller sogenannten guten Handlungen der Eigennutz sey, daß zwar Einige Gewissen vorgeben, allein

daß es in Ansehung dieses Vorgebens gewis eben so viel Heuchler, als in der Religion, gebe. Wer durch solche Erfahrungen, vortrefliche Philarete! gegen den Gesang der Gewissensheuchler nicht wolte argwöhnisch werden, von dessen Verstande würde man sich in der Welt einen unbeschreiblich schlechten Begriff machen.

Im Grunde mußten mir also, wie jedem Andern in dieser Lage, die Furcht der Strafen, der Reiz der Belohnung, womit der Gesezgeber auf den Eigennutz wirkt, die ganze Kraft der Gesetze ausmachen, durch deren Beobachtung die Ordnung und das Wohl der Gesellschaft erhalten wird. Bey Personen von höherm Stande kommen zu diesen Gesetzen noch die Gesetze der Ehre, und eine feinere Erziehung, die aber von der Erziehung der niedern Klassen nur durch die Art der Vorurtheile unterschieden ist, durch deren frühzeitige Einpflanzung die Sitten gebildet werden. Fern sey von mir eine unvorsichtige Verachtung dieser Vorurtheile, ich verehre sie, als die schäzbarsten Handhaben, woran man den Unerfahrnen, wie man will, zum Guten lenken kann, es seyen die blossen Vorurtheile der Religion bey den niedern Klassen oder die Vorurtheile des Wohlstandes bey den höhern.

Ist meine verehrungswürdige Philarete nun mit mir zufrieden? Sie sehen, ich bin nicht so schlimm, als Sie mich gedacht haben. Wir gehen in einer solchen Kleinigkeit von einander ab, daß — offenherzig — es nicht der Mühe werth ist, darüber zu streiten. Ich habe aber überhaupt das Unglück, daß man sich mich gerade nur etwas weniger schlimm, als ein kleines Ungeheuer, vorstellt. Verzeihen Sie, Philarete! diese Klage gilt ihr freundliches, weiches Herz nicht. Philokles ist es, bey dem ich mich noch weit öfter rechtfertigen muß, und der mich mit weit weniger Schonung behandelt.

Und gleichwohl muß ich ihn lieben, Philarete! diesen theuren Philokles! und um Ihnen diesen scheinbaren Widerspruch begreiflich zu machen, erfülle ich jetzt gleich mein Versprechen, Sie mit dem Karakter meines Freundes etwas bekannter zu machen. Er hat der Ungerechtigkeiten der Welt zu viel erlitten, der Fehlschlagungen zu viel erfahren, das hat ihn etwas erbittert, so wie es ihn ungeselliger, oder um richtiger zu reden, in der Wahl seiner Gesellschaft eigensinniger gemacht hat. Da er einen großen Theil seines Lebens in Kriegsdiensten zugebracht hat, so ist ihm der Geist der Ordnung und der Strenge gegen sich selbst, der ein so schäzbarer Theil der militarischen Erziehung ist,

zur

zur andern Natur geworden. Vermöge dieser Gewohnheit nichts schwer zu finden, was Pflicht und Umstände nothwendig machen, hat er sich selbst überredet, daß ein so wohlwollendes Herz als das Seinige in einer gänzlichen Einsamkeit könne glücklich seyn, und nachdem er seinen lezten Sohn, einen Hofnungsvollen Jüngling in dem vorigen Kriege verlohren, hat er allem freundschaftlichen Umgange mit der Welt entsagt, wo er Gelegenheiten zu finden fürchtete, wodurch Empfindungen könnten erneuert werden, die er mit der Standhaftigkeit eines Mannes schon ganz ausgelöscht zu haben glaubte. Allein Sie können leicht denken Philarete! daß aller Zerstreuungen ungeachtet, die ihm seine strenge Beschäftigung mit den ernsthaftesten Wissenschaften verschaffen, dieser geheime Wurm an seinem Innern naget, — daß die Unbehaglichkeit in einer unnatürlichen Einsamkeit, die er sich selbst nicht gestehen will, auf den Ausdruck selbst seiner wohlwollendsten Gesinnungen einen Einfluß haben muß, und daß die Herzensgüte dieses rechtschaffenen Selbstpeinigers nicht die sanfte Farbe der Gefälligkeit, der Heiterkeit, der Geduld und der Gleichheit der Laune haben könne, die sich in ganz ruhigen Seelen findet. Die Betrachtungen der Einsamkeit haben seine Anforderungen an die Menschen nur noch chimärischer, so wie seine Kenntniß

derselb

derselben ihn in ihrer Beurtheilung noch kaustischer gemacht. Aber welcher reine Grund blickt aus der Tiefe seiner Seele hervor, wenn sie der Sonnenschein der Zufriedenheit erhellet.

Es hat mir Mühe gekostet, diesem edlen Manne Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Jezt da ich sein Inneres kenne, ist mir sein Umgang tausendmahl lehrreicher und interessanter als der seichte Umgang mit den abgeschliffenen, glatten Allgefälligen, die eben darum so glatt zu seyn pflegen, weil sie auch sehr hart sind. Ich habe vielleicht ihn schon wieder etwas mit der menschlichen Gesellschaft ausgesöhnt. Er findet Vergnügen in der Mittheilung seiner Kenntnisse und Erfahrungen, und ohne diese Mittheilung verliehren auch die Kenntnisse so viel von ihrem Reize, daß es beynahe zweifelhaft ist, ob sie ohne dieses rührende Vergnügen uns glücklich machen. Eine anziehende Unterhaltung, wozu sein nachdenkender Verstand die Gelegenheit beynahe aus jedem Gegenstande hernehmen kann, zieht ihn allgemach so ausser sich selbst, daß seine Blicke sich immermehr erheitern, je mehr er über dem Vergnügen die Wahrheit zu finden und mitzutheilen sich selbst vergißt. Kurz, Philarete! Philokles ist ein vortreflicher Instrument, woraus ein jeder, der es zu spielen

len versteht, den herrlichsten Wohlklang ziehen kann. Wenn Sie diese Beschreibung lang, und — welches auch wohl seyn könnte — langweilig finden: so wasch ich meine Hände; Sie wolten sie genau haben, und das konnte sie nicht seyn, wenn sie kurz werden solte.

13.

Philarete an Amyntor!

Ich bin nicht so ungerecht, Amyntor! als Sie mich anklagen. Ich gestehe, daß es Etwas ist, die bürgerliche Kraft der gesellschaftlichen Gesetze zu erkennen, aber in der That auch sehr wenig. Ich habe immer bisher geglaubt, daß wenn mir meine Pflichten recht theuer seyn sollten, so dürfte ich sie mir ohne ihre göttliche Kraft und Abstammung nicht denken, aber freylich ich habe das nur meinem Gefühl geglaubt, ohne in diesem sanften Gefühle durch die Sophistereien Ihrer Philosophen gestört zu seyn, um die ich mich nie bekümmert habe. Und mehr als dieses Gefühl, werd ich Ihnen auch nicht entgegen setzen können; wenn

ich Ihnen nun das nicht mittheilen kann: so werd ich Sie auch nicht überzeugen, aber eben so wenig werd ich meine Ueberzeugung verliehren, so lang ich dieses Gefühl behalte.

Das Erste nun, wodurch ich mich in Ihrem trostlosen Glaubensbekenntnisse beleidigt finde, ist, daß ich es für menschenfeindlich halte. Sie lasten dem armen Menschen die ganze Bürde seiner Pflicht auf, ohne ihm die angenehme Aussicht auf die Seligkeiten derselben zu lassen, die Sie ihm könnte tragen helfen. Die größte Härte dieser Einrichtung, — gesezt daß es die Einrichtung der Welt wäre, — würde gerade auf den Theil des menschlichen Geschlechts fallen, der der nüzlichste, und doch der am wenigsten begünstigte ist, der sehr saure Pflichten zu erfüllen hat, sich sehr strengen Verleugnungen unterwerfen muß, und zur Belohnung sich nichts zu versprechen hat, als das Glück nicht in einem Kerker zu schmachten, oder in die Hände des Henkers zu fallen. Amyntor! können Sie mit diesem Gedanken den Anblick Ihrer so gutherzigen Landleute ertragen, deren Arbeitsamkeit, Genügsamkeit, Geduld, Gefälligkeit und Dankbarkeit sie selbst gerührt hat, kann Sie der Anblick dieser guten Menschen nicht peinigen, die für ihre demüthige Tugend keinen Lohn finden, da Sie ihnen

nen

nen das Vergnügen absprechen, das mit der Ausübung dieser Tugenden verbunden ist.* Dieses Vergnügen aber ist eine Belohnung, die die menschlichen Gesetze der Pflicht weder geben noch nehmen können, daß sie also von Gott selbst haben muß, die Belohnung, die alle wahren Gesetze zu göttlichen Gesetzen macht.

Ihre Grundsätze Amyntor! werden dadurch nicht menschlicher, daß Sie den bürgerlichen Gesetzen die Erziehung an die Seite stellen, wenn die Gesinnungen, welche, vermittelst der Erziehung, der einfältigen gutherzigen Seele ihre Willigkeit zur Erfüllung ihrer Pflichten geben, auf Vorurtheilen von Glückseeligkeit beruhen, auf die der Betrogene vergebens wartet. Wie? es sollte ein eitler Selbstbetrug seyn, sich von dem besten Wesen diese Unpartheylichkeit in der Austheilung seiner Gunst zu versprechen, deren gewisse Erwartung auch die schwersten Pflichten gegen das Gewissen leicht macht? — Oder, — wann ich bey Ihnen den trostvollen Glauben an diesen Unpartheiischen nicht voraussehen darf — die betrogenen Unglücklichen sollten nicht jedesmahl mein Bedauren erregen, so oft ich sie mit dieser getäuschten Freudigkeit ihre Last tragen sehe? — Ich weiß nicht, wie man, ohne grausam zu seyn, diesen Gedanken ertragen kann.

Mich

Mich dünkt aber auch, daß man Ihrer Meinung nicht seyn könne, ohne ungerecht gegen viele gute Menschen zu werden, und dem gesellschaftlichen Wohl eine starke Stütze zu entziehen. Denn Sie nehmen der Tugend allerdings eine starke Stütze, wenn sie ihr den edlen Stolz nehmen, das was recht ist, ohne niedrige Furcht und Eigennutz, gethan zu haben, — diesen Stolz, der sich nicht selten in den Hütten findet, und in den Hütten so rührend, so ehrwürdig ist, weil da Vergeltung seiner Dienste anzunehmen so verzeihlich wäre. Das Bewußtseyn, diejenigen, denen wir an Glücksgütern nachstehen, an Gesinnungen zu erreichen oder wohl zu übertreffen, wie aufmunternd für den unbegüterten aber zufriedenen Menschenfreund, ihm keine andere als knechtische, belohnte Pflicht zutrauen, wie niederschlagend, wie Herzwelkend!

Nicht an die Tugend glauben, Amyntor! ist ungerecht und grausam, und, wenn sie es genauer untersuchen, die größte Pein für den Ungläubigen selbst. Der Einfluß menschlicher Aufsicht und Vergeltung ist von so geringem Umfange, sie erreichen so wenig äussere Handlungen, und die innern gar nicht, die Vorurtheile sind ein so schwankender Grund, daß, wenn man in den Unterhandlungen

und dem Umgange mit dem Menschen sich nicht auf ein sicheres Gefühl von Recht verlassen kann, man in der That zu beklagen ist. Wehe der menschlichen Gesellschaft, wenn es überall so Thorheit wäre, es dem Menschen zuzutrauen, als in dem Lande des Eigennutzes und der Gleißnerey, das Ihnen so gut bekannt ist! Wehe dem Unglücklichen, der kein anderes Gesetz kennt, als das Gesetz, das auch der Bösewicht hören muß! Aber es lebt noch dieses Gefühl des Rechtes, es lebt unter den unverdorbenen Bewohnern der Hütten, bey denen der Reichthum noch nicht alles Verdienst ausmacht, noch nicht vor verdienter Verachtung schützen, noch nicht unverdiente Ehre verleihen kann 7).

Ich habe viel gewagt, daß ich mich unterstanden habe, mit einem Manne von Amyntors ausgebreiteter Weltkenntniß, mich in einen Streit einzulassen, der, nach seiner Meinung, bloß durch grosse Bekanntschaft mit den Menschen entschieden werden kann. — Aber ich glaube, daß mir ein noch so ausgebreiteter Umgang mit den Menschen doch nur ihr Aeusseres kennen lehrt, wenn ich nicht durch gründliche Bekanntschaft mit meinem eigenen Herzen den Schlüssel lerne, mit dem ich die geheime Schrift

7) Siebente Anmerkung.

Schrift in den Herzen Anderer lesen kann. Dieser Umstand setzt uns wieder ins Gleiche, ja indem ich in meiner eigenen Seele noch gewisse Züge entdecke, die in andern verblichen sind, so bin ich vielleicht berechtigt, mich selbst mit einem Weltkennner, über die Allgemeinheit und Tiefe seiner Menschenkenntniß zu messen.

14.

Amyntor an Philarete.

Ich bin auf dem Felde der Untersuchung, wohin Sie mich gezogen haben, noch zu ungewohnt, theureste Philarete! und das macht mich etwas verlegen. Ich glaubte in unserm kleinen freundschaftlichen Streite mit dem auszukommen, was ich Erfahrung nannte, und Sie spielen die Untersuchung so in das Feld des Tiefsinns, wo ich so unbekannt bin, und eben darum immer Fallstricke befürchte, Sie haben sogar, — bald hätte ich gesagt, — die Grausamkeit, meine Grosmuth

mit ins Spiel zu bringen. — Philarete! wenn ich hoffen dürfte, daß Sie den heissen Wunsch meiner Seele kennen, den Wunsch, Ihrer guten Meinung von meinen Gesinnungen gewiß zu seyn, müßte ich nicht glauben, Sie hätten meiner Ueberzeugung Gewalt anthun, oder mein Herz bestechen wollen?

Es sey ferne, daß ich so schlecht von den Menschen denke, als Sie mir Schuld geben. Wenn ich die Folgen in meinen Grundsätzen bemerkte, die Sie darinn aufdecken: so würde sie wenigstens mein Herz verschmähen, wenn sie auch für meinen Verstand noch unüberwindlich wären. Ich habe aber weder meine Achtung allen denen versagt, die für das Wohl der Gesellschaft arbeiten, noch auch meine Bewunderung und mein Mitleid denen, die sich ohne sonderliche Vergeltung in den hohen und niedern Ständen freiwillig und unfreiwillig demselben aufopfern. Ich habe selbst die wahren und eingebildeten Vergeltungen, wodurch beiden ihre Arbeit erleichtert wird, zu vervielfältigen gerathen. Sie sichern Ihnen diese Aufmunterungen in einem Lohne, den sie in sich selbst finden. — Philarete! fragen Sie die Erfahrung, ob es nicht diese bald kleinen bald großen Vergeltungen sind, womit wir die Liebe der Tugend schon in dem kindischen Her-

zen

zen bilden, ob nicht selbst der belohnende Beifall der Mutter und ihrer Freundinnen dem Kinde seine ersten Gesetze macht, woraus es das Anständige und Gute beurtheilt. Es wird alles das gut, löblich, Tugend nennen, wozu sich, nach einem nothwendigen Gesetze seiner Seele, die Idee von ihrem schon gegebenen oder doch vermutheten Beifall gesellet. Macht nicht dieses Loben und Tadeln unsere ganze Erziehung, insonderheit die Erziehung Ihres eigenen Geschlechtes aus, und kömmt es nicht beynahe allein darauf an, daß ein junges Frauenzimmer diesen Beyfall oder Tadel aus dem Munde einer Närrin oder einer würdigen Frau höre, um selbst eine Närrin, oder eine würdige Frau zu werden? Wenn sich mit einer ziemlichen Anzahl von Handlungen und Eigenschaften durch österes Wiederholen die Begriffe von Lob und Tadel vergesellschaftet haben, wenn sich dieser Vergesellschaftung zu Folge zu dem Bewußtseyn verschiedener Handlungen und Eigenschaften die Empfindungen von Stolz oder Scham, Zufriedenheit oder Reue gesellen: so wird nun allgemach eine gewisse Empfindlichkeit für die Sittlichkeit der Handlungen und Eigenschaften merklich, die man das sittliche Gefühl nennt. Daß man dieses Gefühl angebohren glaubt, davon liegt der Grund in der gewöhnlichen Täuschung,

 daß

daß man nichts für entstanden hält, was man nicht hat entstehen sehen; und da sich das sogenannte moralische Gefühl so allgemach, so unmerklich bildet, so ist es kein Wunder, daß wir es eben so gut für angebohren halten, als so viele andere nützliche und schädliche Gewohnheiten, das Schielen und Geradesehen, die Urtheile über die Entfernungen und mehrere, die eben so entstanden sind.

Hier haben Sie Erfahrungen, theureste Philarete, die aus den Tiefen der Seele haben müssen hervorgezogen werden, Erfahrungen, die nicht, — wie Sie von meiner und meiner Freunde Philosophie so geringschätzig denken — auf der Oberfläche schwimmen. Und bemerken Sie ferner die wohlthätige Abzweckung dieser so scharfsinnigen Bemerkungen. Es ist leider! eine traurige Bemerkung — die aber auch meinem System eine neue Stärke giebt — daß das moralische Gefühl von je her von der herrschenden Religion und den politischen Gesetzen und Verfassungen ist gebildet worden. Welche unmenschliche Maximen hat nicht der Aberglaube und die falsche Politik dem sittlichen Gefühl eingepflanzet! Nun, meine ich, sey es keine geringe Entdeckung, diesen Einfluß der Religion und der Staatsgesetze auf den moralischen Sinn zu bemerken, und dem Re-

ligionslehrer so wie dem Gesetzgeber die grosse Pflicht aufzulegen, durch ihre Lehren, Ceremonien, Gesetze, Einrichtungen nur solche moralische Begriffe dem Menschen einzudrücken, angenehme Eindrücke und Erwartungen zu solchen Handlungen und Eigenschaften zu gesellen, die der menschlichen Gesellschaft wohlthätig sind.

Wenn die verehrungswürdige Philarete gegen Amyntor könnte gerecht seyn, so würde Sie in diesen Gedanken sein Bestreben nicht verkennen, der Güte Ihrer Gesinnungen zu huldigen, und durch diese Art der Huldigung, — gewiß die angenehmste für Sie — einiger Achtung für seinen Charakter werth zu seyn. Denn glauben Sie nicht, daß diese Maximen blos in meinem Kopfe bleiben, was sollten Sie da nutzen? — Ich suche Sie in meinem kleinen Kraise anzubringen; und ich spüre mit Entzücken den herrlichsten Nutzen von dieser Anwendung. — Ach! Philarete! mit welcher wehmüthigen Freude sehe ich in dem jugendlichen Herzen meiner Agathe die Gesinnungen der Menschenliebe, der Dankbarkeit, der Gerechtigkeit, des Edelmuths sich durch meine Pflege festsetzen. Sie verzeihen einem Vater diese Entzückungen des väterlichen Stolzes, der so gegründet ist! —

15.

Amyntor an Philarete.

Verzeihen Sie, theureste Philarete! wenn Sie, ohne daß ich Ihre Erlaubniß durch ein gütiges Antwortschreiben abwarte, Brief auf Brief von mir erhalten. Meine Ungeduld, Ihnen zu sagen, daß ich mich auf Ihre Gründe für ein angebohrnes Gefühl des Rechts ergeben habe, läßt keinen Aufschub zu. Ich bin Ihnen die Genugthuung schuldig, Ihnen die ganze Geschichte meiner Demüthigung zu erzählen. Ich fühle, daß das Bekenntniß derselben mir gegen eine Philarete nichts kostet, ja daß es mir rühmlich ist, so sehr befinde ich mich in meiner neuen Ueberzeugung besser, indem ich mich Ihrer würdiger fühle. Am Ende dürfte vielleicht die Wiederholung der Gründe selbst meine Ueberzeugung verstärken, die mir jetzt so theuer ist.

Ich glaubte, daß sich auf die Einwendungen in meinem lezten Schreiben nichts antworten ließ,

und

und in dieser süssen Ueberredung fand mich Philokles vorgestern Nachmittag am Kamine sitzen, indem der jezige kalte Wind, der durch die schönen Blüthen weht, womit der Lenz schon die Bäume bekleidet hat, ein Kaminfeuer noch immer zu einer guten Gesellschaft machte. Ich hatte Ihren theuren Brief in der Hand, dessen anziehender Inhalt mich immer zu sich zurückbringt, und ich gestehe Ihnen, daß ich verschiedene Stellen, beym wiederholten Durchlesen mit einem merklichen Kopfschütteln begleitete, woraus Philokles sehen konnte, daß ich in einem interessanten Selbstgespräch befangen sey.

Daß Er es war, der mich aus meinem Staunen weckte, mußte mir, wie Sie leicht denken können, keine geringe Freude machen. Denn bey dem auch durch das angenehmste Gefühl unbestechlichen Philokles glaubte ich einen mächtigen Beistand gegen das zu finden, was ich bey mir selbst die liebenswürdige Schwärmerey von Philaretens weichen Herzen nannte.

Ich kam daher seinem Fragen sogleich mit einer Art von Lyrischen Ausruf zuvor: Philokles! den eine glückliche Organisation in den Stand sezt, die Dinge ohne den schönfarbigen Nimbus

zu sehen, mit dem sie eine warme Einbildungskraft zu sehen pflegt! — Sie finden mich hier im Kampfe mit dem schönen Schattenbilde, an dem sich so viele Inamorati vergnügen, mit dem Hirngespenste von einem angebohrnen Gefühl des Schönen und des Guten. Ich glaube, auch diese Schwärmerey ist ansteckend; denn so gut ich mich auch vertheidigt zu haben denke, so fühle ich doch, daß ich dem Zauber, womit sie in Philaretens letzten Briefe auf mich wirkt, nicht lange mehr werde widerstehen können.

Ihr Herz wäre also gewonnen? fragte er mich mit einem beginnenden Lächeln. — Es fehlt wenig, daß ich nicht sage: Leider! antwortete ich. Denn Philokles! man mag mich noch so gefällig annehmen, so wird man doch nicht verlangen, daß ich eine Meinung verlasse, bey der ich gewissermassen meine Ehre verpfändet habe, ohne daß ich mir selbst, und meinen gleichdenkenden Freunden von meiner Sinnesänderung Rechenschaft gebe. Und mein Verstand ist noch nicht besiegt; ich glaube noch, daß ich die Erfahrung auf meiner Seite habe. — Doch ich kann nicht besser thun, als daß ich Ihnen unsere Briefe zu lesen gebe, damit Sie sehen, was ich noch für mich anführen kann, wie weit wir uns einander genähert haben, und worin wir noch verschieden denken. —

Er las, und nachdem er geendigt hatte, redete er mich also an:

Ihre Erfahrung, Amyntor! so viel ich sehe, hat Sie belehrt, daß man durch Vergnügen und Schmerz, durch Lob und Tadel den Willen des Menschen lenken könne. Seit wann hat man das geleugnet? Sie schliessen daraus: also giebt es für den Menschen nichts wünschenwerthes, als sinnliches Vergnügen, und sinnlichen Schmerz. Aber, hat Sie Ihre Erfahrung nicht auch belehrt, daß er oft sehr großen Vergnügen entsagt, und empfindlichen Schmerz übernimmt, und freywillig übernimmt. Z. B. wie oft bringt er nicht dieses Opfer seiner Liebe zum Ruhm und seiner Furcht vor der Schande! Sie haben ja selbst Ehre und Schande für mächtige Triebräder erkannt, womit man den Menschen in Bewegung setzen kann, also für Güter. —

Ja! erwiederte ich, ich habe Ehre für ein Gut, und Schande für ein Uebel erkannt. Aber ich müßte nicht sehr weitsehend seyn, wenn ich nicht bemerken solte, daß sie das keinesweges an und für sich selbst sind; sie sind es, so fern sie Mittel und Hindernisse anderer Vergnügen sind. Wer bemerkt nicht gar bald, daß uns die Urtheile der Menschen nützen oder schaden, je nachdem sie vortheilhaft oder nachtheilig für uns ausfallen, daß, wenn wir jemand zu unserm Vortheile

theile gewinnen wollen, wenn wir wollen, daß er zu unserm Vergnügen etwas beytragen soll, er nothwendig eine güte Meinung von uns haben müsse. Und so muß uns dann unsere Ehre natürlicherweise ein sehr kostbares Gut seyn; aber wohl bemerkt, ein Gut, so fern es zu einem andern Gute nützlich ist. —

Das ist: unterbrach er mich, so fern es auch zu einem andern Gute nützlich ist. Denn das eine schließt das andere nicht aus. Es kann etwas an und für sich und auch in Beziehung auf etwas anderes ein schäzbares Gut seyn. — Doch diese Betrachtung wird sich hernach weiter verfolgen lassen. Jezt komm ich zu der allgemeinen Wahrheit zurück, daß etwas weder das Einzige, noch weniger das Lezte und höchste Gut der Menschen seyn könne, daß er nicht selten um Güter und Vergnügen anderer Art aufopfern muß, und gern aufopfert. Verlangen Sie nicht von dem Menschen, daß er seine sinnlichen Vergnügen dem Wohl der Gesellschaft aufopfern solle? — Allerdings! sagte ich, denn darinn bestehet alle menschliche Tugend, und ohne diese Aufopferung würde die menschliche Gesellschaft nicht bestehen. Aber vergessen Sie nicht, daß ich weder so unbillig noch des menschlichen Herzens so unkundig bin, dergleichen Aufopferungen ohne Ersatz sinnlicher Vergnügen zu verlangen. —

Und

Und Sie schliessen daraus, unterbrach er mich, daß diese Aufopferungen nicht ihren Ersatz in sich selbst, sondern in der Hofnung anderer sinnlicher Vergnügen finden, die Ihnen dagegen sind versprochen worden. Amyntor! haben Sie nie gehört, daß Liebende sich oft in der Aufopferung alles Genusses, ja selbst ihres Lebens für den Gegenstand ihrer Liebe weit glücklicher finden, als in dem ungestöretesten Genusse desselben, und man sagt, daß es empfindliche Seelen gebe, die ihnen dieses Glück, das Sie ihnen wohl schwerlich beneiden möchten, wirklich beneiden. Sie mögen diese zärtlichen Seelen immer Schwärmerlinge nennen, sie werden Ihnen doch aber Ihre Achtung und Mitleiden nicht versagen dürfen, Sie werden nicht leugnen dürfen, daß ihre uneigennützige Zärtlichkeit sie sehr schätzbar und rührend mache. — Was soll ich aber von denen sagen, die nur die Furcht vor den Schmerzen des Leibes zu den Pflichten gegen die Gesellschaft willig macht? Unser sittliches Gefühl zeichnet sie als Gegenstände der Verachtung aus. Zu meiner eignen Ruhe will ich glauben, daß es dieser Unglücklichen nur wenig gebe, weniger als die menschenfeindliche Philosophie der Sittenbeobachter einer großen verfeinerten Hauptstadt uns überreden wollen. — Amyntor! ich würde hier aufhören, ich würde es nicht weiter ver-

versuchen, die menschliche Natur vor Ihnen zu rechtfertigen, wenn ich nicht hoffen könnte, daß in Ihrem Herzen die Keime einer angebohrnen uneigennützigen Güte, so, wie sie es in dem Herzen ihrer sophistischen Lehrer scheinen, noch nicht erstickt sind, wenn ich nicht hoffen könnte, daß Sie, indem Sie diese Güte in sich selbst bemerken, auch wieder vortheilhaftere Begriffe von der ursprünglichen Güte der menschlichen Natur in andern erhalten können. Denn ich verzweifele — und hiemit begann der Unwille seine Stimme zu erheben — diejenigen zu überzeugen, daß Sie nicht Sklaven sind, die es sich gefallen lassen, Gesetzen zu gehorchen, die ihnen nicht ihr eigenes Herz gegeben hat, Gesetzen, die nicht von dem Ansehen des ewigen Gesetzgebers, von dem eigenthümlichen Güte der Handlungen, die sie gebieten, und von der innern Zufriedenheit, womit sie den Rechtschaffenen belohnen, ihre Kraft erhalten. Ich sehe wohl, daß dazu der höhere Stolz der Menschheit gehört, der sich gemeiniglich unter dem niedrigen Ehrgeitz und dem Stolz der Könige verliehrt, so wie eine Bekanntschaft mit sich selbst, der man unter den kleinen Beschäftigungen der Eitelkeit nicht fähig ist. Das Gesetzbuch, das mit alphabetischer Schrift geschrieben ist, ist ihnen leserlicher und die Schreckbilder, vor denen

der Verbrecher auf den Landstrassen vorüber-schaudert, reden ihnen vernehmlicher, als die leisere Stimme des Gewissens, und der Richter, der sie drohet, macht sich ihnen fürchterlicher, als der Richter, den der Bessere in seinem Innern verehret.

Also, fuhr er etwas besänftigt fort, wird diese Furcht allerdings ihren Nuzen haben, für den Bösewicht nemlich, der alle andere Furcht verlohren hat, so wie der Reiz des Vergnügens der Sinne bey dem, der keine sittlichen Vergnügen kennt. Aber wer diese leztern kennt, bedarf, um Recht zu thun, der Ersteren nicht. Dieses ist so wahr, daß nur so lange, als dis sittliche Gefühl noch nicht die Fülle und den Umfang gewonnen hat, der seine Vollkommenheit ausmacht, diese kindischen Belohnungen die Stelle des Gefühls der Pflicht und des Vergnügens vertreten muß, das dieses Gefühl begleitet.

Und nun, wenn Sie doch von Erfahrung reden, so lassen Sie uns sehen, wer sich mit besserm Recht darauf beruft, der Verehrer eines angebohrnen sittlichen Gefühls, oder Sie und Ihre Freunde. Sie bemerken, daß man dem Menschen oft seine Pflicht durch den Reiz eines sinnlichen Vergnügens empfehlen muß, das bemerke ich auch. Nun schlies-

schliessen Sie weiter: also hat die Pflicht keine andere Kraft, als die sie von diesem Vergnügen erhält, und glauben noch immer das aus der Erfahrung bewiesen zu haben, was gar kein Gegenstand der Erfahrung ist. Wenn Sie mich nicht als einen Pedanten verschreien wolten: so würde ich mich genauer, und selbst Ihnen verständlicher ausdrücken können; ich würde sagen: sie glauben erfahren zu haben, was nicht ist, das läßt sich aber nicht erfahren. Sondern wir erfahren, was ist, und schliessen daraus, was nicht ist, wir erfahren: der Zucker habe einen süssen Geschmack, und schliessen daraus, er habe keinen bittern, weil der nemliche Geschmack nicht zugleich süß und bitter seyn kann. Sind aber der äussere Reiz, den man mit unserer Pflicht verknüpft, der innern Güte dieser Pflicht so entgegen gesetzt, daß das Eine das Andere nothwendig ausschließt?

Sie berufen sich also vergebens auf die Erfahrung. Ich aber kann ihrer vorgegebenen Erfahrung unzählige sehr unleugbare entgegen setzen, woraus unwiedersprechlich folgt, daß der äussere Reiz und die innere Güte unserer Pflichten sehr wohl mit einander bestehen können. Wenn Sie Ihrer Tochter in den ersten Jahren ihrer Kindheit eine unangenehme Arzney vermittelst einiger Süssigkei-

ſigkeiten beibrachten, hörte dadurch die Arzney auf heilſam zu ſeyn, weil ein Kind, das ihre Heilſamkeit noch nicht einſehen konnte, das überhaupt noch nicht begriff, daß etwas unangenehmes könne gut ſeyn, ſie wegen des begleitenden Reizes des Wohlgeſchmacks nahm?

Wie nun? Amyntor! Wenn die Geſezgeber, wenn die Väter, dieſe weiſern Menſchen wären, wenn ſie beſſer wüßten, als die Unmündigen, was gut iſt, und wenn ſie ihnen dieſes Gute auch angenehm machten? — Würde uns dann ihr Charakter nicht in einem ehrwürdigen Lichte erſcheinen, würden uns ihre Geſetze und Lehren nicht ein ſanfteres Joch und eine leichtere Laſt, wohlthätiger und göttlicher ſcheinen, wenn ſie nicht einen abgedrungenen oder erſchlichenen, ſondern einen Tribut von Aufopferungen von uns verlangten, den wir ſelbſt freiwillig darbringen würden, wenn unſer moraliſcher Sinn ſchon belehrt genug wäre, würden wir ſelbſt uns nicht freyer und edler fühlen, wenn wir einem Geſetz in unſerm eignen Buſen, als wenn wir dem unbedingten Willen der Stärkern oder Verſchlagenern gehorchten?

Hier brach er ab, um mir Zeit zu laſſen, ſeine Gründe zu überdenken. Wir ſtanden auf, und ſetzten uns gleich wieder zu einer Parthie im

 Schach-

Schachbrett nieder, um die Zeit bis auf Hermeas Ankunft hinzubringen. Ich überlies ihm meine Stelle, sobald er ankam, und begab mich an meinen Schreibetisch, um desto besser übersehen zu können, was mir Philokles Gründe noch für Hofnung liessen, meine Meynung zu retten, wenn ich sie würde niedergeschrieben haben, als auch Ihnen, meine theureste Philarete! da sie mir noch am frischesten gegenwärtig waren, desto treuer Rechenschaft davon geben zu können. Den Abend brachten wir bey Scherz und guter Laune auch mit einigen Gesundheiten unserer Freunde recht vergnügt zu.

16.

Amyntor an Philarete.

Fortsetzung des vorigen.

Unsere Unterredung war durch das Abendessen nicht lange unterbrochen worden, und sie ward nun durch Hermeas Gesellschaft noch lebhafter. Wir suchten gar bald wieder das Caminfeuer, und nachdem wir dabey Platz genommen, war ich

ich der Erste, der den abgerissenen Faden des Gesprächs wieder anknüpfte. Ich bin nun aus meinem alten System herausgehoben, und in ein ein weites unbekanntes Feld geschleudert, wo ich noch keinen sichern Grund finde. Ich sehe nun wohl, daß unsere Begriffe von Recht und Unrecht nicht durch bürgerliche Gesetze und Erziehung in uns gekommen sind, aber wie sind sie dann in unsere Seele gekommen?

Das war mein Zweifel, den ich dem Philokles vortrug, und womit das Gespräch auf einmal wieder seinen Anstoß erhielt. — Sie haben mir mein Gebäude nun niedergerissen, Philokles! fieng ich an, allein was wollen wir dafür wieder aufbauen? Woher haben wir unsere sittlichen Urtheile, da sie ursprünglich nicht durch geschriebene Gesetze, nicht durch die Erziehung unter die Menschen gekommen sind? Beyde, sagen sie, setzen schon Begriffe von dem, wozu der Mensch verpflichtet ist, voraus, und empfehlen ihm diese Verbindlichkeit durch äussere Mittel, die auf das Herz wirken. —

Wir finden sie in uns selbst, Amyntor! 8) Sie sehen, es bleibt uns nichts anderes übrig, wenn

8) Achte Anmerkung.

wenn Sie sich ein Mahl gefallen lassen, daß sie nicht von aussen in die Seele kommen. Es wäre zu wünschen, daß alle Beweise, oder was man uns in diesem Kleide vorstellt, so bündig wären, als dieser.

Richtig! unterbrach ihn Hermeas! sobald wir die Aufzählung der möglichen Arten, wie sie von aussen in die Seele kommen, werden vollständig gemacht haben. Aber hier fehlt noch ein Glied, Philokles! Sie können durch die Erfahrung und Beobachtung der Dinge, die uns umgeben, gebildet seyn. Wenn Sie Amyntors Ueberzeugung nicht erschleichen wollen: so dürfen wir diesen Fall nicht übersehen. Ich glaube es der Wahrheit schuldig zu seyn, daß ich Ihnen helfe, auch gegen Ihren Gegner nicht ungerecht zu werden.

Sie haben Recht, Hermeas! dieser Fall darf nicht übergangen werden, und ich dachte ihn auch nicht zu übergehen, ich wartete nur auf die Gelegenheit, zu meiner Antwort einige Erläuterungen hinzuzufügen, ohne die sie ihm nothwendig räthselhaft scheinen muß.

Allerdings, Philokles! ist sie mir räthselhaft, nahm ich das Wort, und was noch mehr ist, sie

scheint

scheint mir verfänglich. Ich glaube nemlich, Philokles! daß Ihre Antwort ein weites Thor ist, wodurch die vielgestaltete Schwärmerey sehr bequem in das Reich der Sittenlehre einziehen kann. Ach! Philokles, bedenken Sie auch, welch ein Ungeheuer Sie begünstigen? Kann einem Manne von Ihrer Erfahrung und Belesenheit das unaussprechliche Unheil unbekannt seyn, das — ich will nicht entscheiden, ob Betrüger oder Betrogene? die ganze Geschichte der Menschen hindurch auf Glauben eines innern Lichtes . . . .

Ich dacht es, Amyntor! fiel er mir in die Rede, daß Sie mich unrecht verstehen würden, und da Sie selbst gestehen, daß Sie sich mit diesen Untersuchungen ehemals wenig abgegeben haben, so darf es mich nicht wundern. Wenn ich behaupte, daß die Naturgesetze uns ins Herz geschrieben, oder daß uns die sittlichen Begriffe angebohren sind, so will ich damit eben so wenig sagen, daß wir jedes Naturgesetz wörtlich in unserm Innern finden, so wenig ich behaupten werde, daß Himmel und Erde in deutscher Sprache die Ehre Gottes verkündigen, oder daß die Herrlichkeit Gottes in gedruckter Schrift am Firmament geschrieben stehet. Wenn also ein Schwärmer mir sagt, daß ihm sein inneres Licht den Mord seines Feindes,

oder die Aufopferung seines Kindes geoffenbaret habe, so bin ich gewiß, daß er ein Betrüger oder ein Betrogener sey, — man muß aber zu den Betrogenen auch die rechnen, die sich selbst betriegen. — Denn mein natürliches Gewissen sagt mir gerade das Gegentheil.

Wenn das ist, Philokles! erwiederte ich, so erlauben Sie mir zu gestehen, daß ich dies angebohrne Gefühl für ein sehr gleichgültiges Geschenk halte. Wenn es angebohren seyn solte, so, deucht mich, müßte es dem Einen so gut als dem andern angebohren seyn. Nun erkennen Sie selbst, daß es so viele Menschen in ihren sittlichen Urtheilen nicht leitet, und wenn Sie das nicht erkennen wolten: so würde ich Sie nur auf die unendlich mannigfaltige Verschiedenheit dieser Urtheile verweisen, um Ihnen das Geständniß abzunöthigen. Wozu soll uns also ein Licht, das uns nicht erleuchtet, wozu soll uns ein Probierstein, an dem wir das ächte Gold von dem unächten nicht unterscheiden können?

Nicht zu hitzig, Amyntor! antwortete er, Sie sind zu eilfertig eine Sache zu verwerfen, die an sich gewiß nüzlich ist, deren Gebrauch aber, wenn man sie nutzen will, eine gewisse Geschicklichkeit

lichkeit erfordert. — Doch ich will Sie nicht län=ger rathen lassen, ich will mich ohne weitere Um=schweife erklären. Beurtheilen Sie, ob die Auflö=sung des Räthsels, die ich mir denke, die rechte ist.

Wenn ich sage, die Naturgesetze seyn uns an=gebohren, so behaupte ich deßwegen nicht, daß sie einem jeden ohne Unterschied bekannt sind, und der Augenschein der Erfahrung würde mich bald Lügen strafen, wenn ich es behaupten wollte. Und doch bleibt es wahr, wir finden sie in unserer Seele, das ist, wir finden die Gründe und Prin=cipien in unserer Seele, woraus wir sie herleiten. Das erste Naturgesetz enthält ohne Zweifel die Verbindlichkeit, die Vollkommenheit eines solchen Wesens zu befördern, wie der Mensch ist, mit den Anlagen, Fähigkeiten, Trieben.

Ich glaube so gut wie Sie, Amyntor! so au=genscheinlich dieses Gesetz uns auch scheinen mag, die wir schon einen Schatz von Erkenntniß und eine Gewohnheit zu denken besitzen, so kann es doch nicht allein gar wohl seyn, sondern wir sehen es auch, wenn wir um uns herumblicken wollen, daß nur sehr wenig Menschen sich diesen Satz be=sonders gedacht haben. Und gleichwohl haben sie die Gründe dazu in ihrem Innern, gleichwohl

wirken diese Gründe, wie blinde Kräfte eben so unwiderstehlich auf den ungebildeten Menschen, wie auf den Gebildeten.

Welche sind aber diese Gründe? — Der Grundtrieb seiner Seele, das zu wollen, was sich ihm unter der Gestalt des Angenehmen darstellt, was ihm das Gefühl seiner Thätigkeit, seines Lebens, seines Vorwärtsdringens gewährt. Diesen Trieb fühlt unser gute Landmann, der nie Zeit gehabt hat, darüber zu spekuliren, so wohl als wir, die wir mit so ter Muse, an diesem gastlichen Kamine philosophiren. Der ganze Unterschied zwischen ihm und uns ist der: Der gebildete Mensch bleibt bey dem blossen Gefühle nicht stehen. Nachdem ihn die Aufmerksamkeit auf seine Erfahrungen, nicht selten auf Kosten seiner Ruhe, überzeugt hat, wie oft ihn sein unbelehrtes Gefühl täuschte, wie oft er der Thor seiner Leidenschaften gewesen ist, indem er einer innern Stimme des Gewissens zu gehorchen glaubte: so beginnt er, — wenn Sie den Ausdruck nicht zu kühn finden, — sich von sich selbst zu trennen, sich in eine Entfernung von sich selbst zu stellen, alle fremde Gegenstände, die einen erborgten Gegenschein auf den Gegenstand seiner Betrachtung werfen könnten, auf die Seite zu schaffen, und sein eigenes Selbst in demjenigen

vortheil-

vortheilhaftesten Standpunkte, worinn ihn nicht mehr die falschen Lichter des gegenwärtigen Interesses blenden, genauer zu untersuchen. Wenn er nun sich selbst besser kennt, wenn nun die Anlagen und Triebe sich seiner Selbstbeobachtung entwickelt haben, die vorher nur unbemerkt und unentwickelt in ihm thätig waren, wenn er beobachtet, was ihm eine augenblickliche Befriedigung kosten würde, so stellt sich ihm allgemach das Gebäude der Glückseligkeit für ein Wesen, wie der Mensch, vollständiger dar, und mit ihm eine Reihe von Urtheilen, man nenne sie Maximen, Gesetze, oder wie man sonst will — die gering oder zahlreich seyn werden, je nachdem er diese Verrichtungen mehr oder weniger lange fortgesetzt hat. Ich denke, daß ich nichts aufs Gerathewohl annehme, wenn ich annehme, daß diese so berichtigten Urtheile nun auf sein Gefühl auch unbemerkt mitwirken.

Warum sind nun die sittlichen Urtheile des Gebildeten und Ungebildeten Menschen verschieden? Darum? Daß der Letztere keine Gründe eines sittlichen Urtheils in der Einrichtung seiner Natur hat? oder nur darum, weil er seine Natur noch gar nicht, oder nicht so genau beobachtet hat, daß er sich von den Gründen des

menschlichen Wohlseyns so deutliche Begriffe hätte machen können, aus denen sich hernach, durch die Vergleichung mit andern Begriffen, richtige sittliche Urtheile bilden lassen.

Ich hatte den guten Philokles lange sprechen lassen, und konnte wohl Ursache haben zu besorgen, daß er von dieser Anstrengung möchte ermüdet seyn. Allein wie es zu geschehen pflegt, eine neue Antwort brütete eine neue Schwierigkeit aus, an die ich sonst nicht würde gedacht haben. Ich konnte mich daher nicht enthalten, noch weiter auf ihn einzudringen.

Sie haben, nahm ich also nach einigen Entschuldigungen das Wort — Sie haben von Ihrem gelehrten Moralisten, eine sehr hohe Meynung Philokles! von der ich wünschte, daß er sie verdienen möchte. Er wird sich ohne Zweifel durch ihre Achtung nicht wenig geschmeichelt finden. Aber, Philokles! Sie sind der Welt zu lange entwöhnt, sehen Sie ein wenig zum Fenster hinaus, und geben Sie Acht, ob diese Herren alle das Gute verdienen, was Sie von Ihnen denken. Ihre verkehrten Sitten sind leider! zum Sprüchwort geworden. Es lassen sich warlich

sehr wenig Spuren von ihren bessern moralischen Urtheilen an ihren Gesinnungen und Handlungen wahrnehmen. Bey dem Ungebildeten aber wirken, wie sie selbst sagen müssen, ihre angebohrnen Principien so im Dunkeln, daß ich wohl wissen möchte, wie wir etwas von Ihrem Daseyn wissen könnten, da wir uns Ihrer nicht bewußt, und die sichtbaren Aeusserungen ihnen oft ganz entgegen sind.

Weil doch ihr angebohrnes Gefühl des Mitleidens, ohne daß Sie es gestehen wollen, gegen mich so rege ist, Amyntor! erwiederte er lächelnd, so will ich unserm Hermeas die Beantwortung wenigstens Ihres ersten Einwurfes überlassen. Der wird Ihnen besser, als ich, aus den Erfahrungen, die er hier in seinem Seelsorgeramte gemacht hat, sagen können, was für eine große Kluft zwischen Wissen und Thun sey.

Dazu gehört noch keine lange Erfahrung, nahm Hermeas das Wort, ja nicht einmal eine grosse Erfahrung mit andern Menschen, man darf sich selbst nur etwas beobachtet haben. Wir würden zu glücklich seyn, wenn der Eindruck des erkannten Guten in uns so unwiderstehlich wäre, daß Wissen und Thun nie könnte getrennt werden.

den. — Doch mein Wunsch ist vielleicht übereilt. Bey einem so schwachen Wesen, wie der Mensch, ist dieses anfängliche Schwanken, dieser scheinbare Widerspruch, worinn wir mit uns selbst stehen, ohne Zweifel die erste Wohlthat, womit wir uns der grössern Wohlthat der Festigkeit im Guten würdig machen. Denn ohne das würde der noch unbelehrte Wille in seinem unvollkommenen Anfange eben so unveränderlich seyn, als wir den besser belehrten Willen in der Befolgung seiner bessern Einsichten unveränderlich wünschen. — Allein Sie verlangen ohne Zweifel nicht meine Philosophie über diese allgemeine Schwachheit des Menschen, Sie wollen meine Erfahrungen, und ich denke, diese Erfahrungen findet ein Jeder am besten in seinem eigenen Busen. Wenn also nur die Sache selbst ausgemacht ist, mit den Ursachen und Absichten derselben mag es vor der Hand seyn, wie es will, so hat Ihr Einwurf, Amyntor! Philokles Bemerkung nicht geschwächt, daß ein geübterer Verstand die Gründe der sittlichen Naturgesetze aus der Betrachtung der menschlichen Natur, in grösserer Anzahl mit genauerer Bestimmung, überzeugender, richtiger, abgeleitet habe, als die große Menge, die auf diese wichtige Verrichtung nicht eben die Aufmerksamkeit wenden kann, oder will.

Setzen Sie noch hinzu, — fuhr Philokles fort, als Hermeas schwieg, — daß sich gemeiniglich die Kraft der sittlichen Gesetze in der Folge zeigt, indem sie durch sehr empfindlichen Schmerz ihr verletztes Ansehen rächen. Das Böse, das er begeht, verdammt der Verbrecher selbst, denn kein Frevler wird vor seinem eigenen Richterstuhle losgesprochen; das Erröthen vor sich selbst ist die erste Strafe des Verbrechens, die jedem andern menschlichen Richterspruche zuvorkömmt.

Das scheint ein Widerspruch, Philokles! — fiel ich ein, — Etwas zu thun, was man selbst verdammt! aber, — fuhr ich nach einem kurzen Anstande fort, — ein Widerspruch, der, wie ich eben gewahr werde, sich erklären läßt. Ich sehe wohl, wir müssen uns gewöhnen, uns über solche Widersprüche in dem Menschen nicht zu verwundern; es giebt dieser Räthsel zu viel, als daß sie uns befremden könnten; es sind ihrer aber auch zu viel schon aufgelöset worden, als daß man an der Auflösung der übrigen verzweifeln dürfte. — In diesem Falle liegt das ganze Geheimniß in der grossen Verschiedenheit des Zustandes der wünschenden Hofnung und ihrer Befriedigung. Die Einbildungskraft mahlt uns, so lange wir wünschen den Gegenstand unseres Verlangens mit allen zauberi=

berischen Farben des Vergnügens. Das Herz hat in diesen Augenblicken den Verstand so bestochen, daß man nichts sieht, als was man zu sehen wünscht, um in diesem angenehmen Zustande bleiben zu können; die Einbildungskraft verschönert, was wir wünschen, verwischt alle mißfallende Züge, und wirft ihren falschen Glanz auf alle seine beleidigenden Farben. Alle Schwierigkeiten, alle traurigen Folgen, die der unbefangne Verstand gewiß sehen würde, verschwinden vor ihrem Zauber. Aber wenn nun der arme Betrogene aus seinem Traume geweckt wird, wenn er nun das nicht findet, was er gehoffet hat, wenn also die stürmische Fluth des Verlangens wieder zu einer ruhigen Ebbe sinken muß, dann steigt das überschwemmte Land, das mit dem alten Ocean gleich ewig ist, würde unsers Hermeas Homer sagen, wieder über die Gewässer hervor, entsteht nicht — wird nur wieder sichtbar. Dann kann die Stimme seines Gewissens wieder gehört werden; ja sie wird desto unerträglicher gehört, je schlimmer die Folgen, je heftiger ihr Anblick auf unser sittliches Gefühl wirkt; und je weniger wir sie wieder gut machen können. — Gewiß hat vor dem Anblick von Cäsars blutiger Toga selbst Brutus stoischer Patriotismus geschaudert. Der blutende Cäsar war nicht mehr so strafbar, jede Wunde die Wunde des Wohlthäters,

nicht

nicht mehr die Wunde des Tyrannen, und der Rächer der Freiheit vielleicht sich selbst nur ein gemeiner Mörder. —

Doch ich glaube, ich werde zu feyerlich, unterbrach ich mich, und Sie sind so nachsehend, Philokles und Hermeas! fuhr ich fort, indem ich sie ansahe, daß Sie, ohne mir einen Wink zu geben, meiner Deklamation so geduldig zuhören. — In der That hatte mich der Strom meiner Gedanken so fortgerissen, und die Betrachtung über die menschliche Schwachheit, die zwischen dem Guten und Bösen gemeiniglich hin und hergeschwankt; nicht böse genug, um gegen die Tugend unempfindlich, und nicht gut genug um gegen die falschen Reitze des Lasters bewafnet zu seyn; diese interessante Betrachtung hatte mich allgemach so erwärmt, daß ich beynahe vergessen hätte, meine andere Schwierigkeit fortzutragen, die doch eigentlich die Hauptschwierigkeit war. Allein Philokles sehnte sich nach Ruhe, und wir giengen auseinander.

17.

Amyntor an Philarete.

Fortsetzung des vorigen.

Ich fahre ohne Vorrede in der Geschichte unserer Untersuchungen fort. Denn ich fahre nur fort, die Erlaubnis zu nutzen, die Sie mir einmal gegeben haben, ohne vielleicht vorher zu sehen, was Ihnen Ihre Herablassung kosten würde. Auch verlange ich ehe nicht die Gewogenheit einer Antwort, bis Sie mich bis zu Ende gehört haben. Alsdann werden unsere trockenen Betrachtungen von Philaretens zartem Gefühl ihre Bestätigung erwarten, und Ihr Amyntor wird die Glaubensartikel seiner Ueberzeugung mit dieser geliebten Kraft bestärkt, noch desto williger unterschreiben.

Unsere Unterredung kam nicht eher wieder in Bewegung, als Gestern Nachmittag beym Thee, wozu wir uns auf Philokles Gute einfanden. Ohne das Gespräch durch den gewöhnlichen Weg der öffentlichen Neuigkeiten gehen zu lassen, nahm meine

meine Ungeduld sogleich den Faden wieder auf, wo wir ihn vorgestern abgerissen hatten. Ich wolte Ihnen eben sagen, Philokles! fing ich an, daß ich über der Digression, womit wir endigten, vergessen habe, Sie um einige Aufklärung über das zu ersuchen, was Sie angebohrne sittliche Gründe oder Principien nennen. Es bleibt mir noch immer dunkel, sie sollen in der Seele seyn, und die Seele soll nichts davon wissen!

Sie führen mich, gewissermassen wider meinen Willen, auf das wieder zurück, antwortete er, worüber ich nur ganz leicht hingleiten wolte, weil ich befürchten muß, daß ich es nicht in das angenehme Licht werde stellen können, worinn wir alles sehen, was wir auf leichte Erfahrungen zurückbringen können. Denn, Amyntor! Ich warne Sie. Sie werden sich unvermerkt in den Regionen finden, die den ungeübten Augen durch das Uebermaaß ihres Glanzes dunkel scheinen, und die nur wir anderen platonischen Schwärmer die Gefilde des Lichts zu nennen pflegen. Indeß Sie wollen es, und ich darf mich nicht weigern. Da ich einmal das Bedürfnis in Ihnen rege gemacht habe, so darf ich Sie nicht auf halben Wege verlassen.

Wir waren so weit Eins, daß wir erkannten, ein jedes System sittlicher Wahrheiten müsse, wenn

es sicher seyn solle, auf gewissen Gründen beruhen, und diese Gründe glaubte ich in dem Menschen selbst zu finden, oder, welches ich für einerley halte, ich glaubte, sie müßten uns angebohren seyn. Die sittlichen Wahrheiten haben dies mit allen andern allgemeinen Wahrheiten gemein. Wenn sie nicht für sich selbst evident sind, so erwarten wir, um davon überzeugt zu werden, daß man uns Beweise gebe. Man führt also eine Reihe von Wahrheiten vor unserm Verstande vorbey, bis wir endlich auf die kommen, die den Zug beschließt, und diese muß nun für sich selbst evident seyn; so evident als die Wahrheit! die menschliche Seele ist die menschliche Seele.

Thun Sie sich einmal die Gewalt an, einem Menschen nicht ins Gesicht zu lachen, und ihn dann stehen zu lassen, der ihnen sagte: wie weiß ich, daß die menschliche Seele die menschliche Seele ist? Was würden Sie ihm antworten? — Die Reihe der Wahrheiten, die die Gegenstände Ihres Denkens waren, ist hier zu Ende. Wenn Sie ihm doch noch einer Antwort würdigen wollen; so werden Sie ihm sagen müssen: Versuche es, Zweifler! ob du dir Etwas denkst, wenn du dir eine menschliche Seele denkst, die keine menschliche Seele ist, wenn die Eine Verrichtung deines Verstandes

die Andere vernichtet. — Sie sehen an diesem Beyspiele, wie man die Gründe einer Wahrheit in sich finde, oder wie sie uns angebohren sey.

Eben so gewiß, werden Sie auch bald finden, daß Sie sich nichts denken können, was nicht seinen Grund haben müsse. Ich glaube also diese Wahrheit der vorigen beygesellen, das ist: behaupten zu können, die Wahrheit: daß alles müsse einen Grund haben, sey eine angebohrne oder eine solche, die ursprünglich auf innern Gründen beruhet.

Hier, Philokles! fiel ich ihm in die Rede, hier, glaube ich, wird die Uebereilung, womit Sie etwas als angebohren annehmen, offenbar. Denn ich glaube, es sey offenbar, daß wir uns diese Wahrheit bloß aus der Erfahrung abgemerkt haben.

Alles was ich Ihnen zugeben kann, erwiederte er, ist, daß uns auch die Erfahrung Gelegenheit giebt, diese Wahrheit zu bemerken; aber gewiß nicht, daß uns unsere Sinne allein darauf führen, geschweige denn, daß sie uns überzeugten, daß diese Wahrheit allgemein sey. Denn die Erfahrungen, die wir durch die Sinnen erhalten,

sind doch nur immer Erfahrungen einzelner Fälle, von denen wir ohne Uebereilung nicht auf alle schliessen können. Denn wie viel Erfahrungen meinen Sie, daß dazu gehören würden, wenn wir glauben sollen, daß nichts ohne Grund seyn könne? Ich befürchte, die Bestimmung ihrer Anzahl würde Ihnen schwer genug werden, und es möchte sich vielleicht am Ende finden, daß es gar nicht die Erfahrung ist, die uns von diesem Satze überzeugt, daß also, wenn uns die Gründe desselben nicht angebohren wären, wir nie davon könnten gewiß werden.

Indeß seyn Sie ruhig, Amyntor! fuhr er fort, der Mensch fühlt diese Wahrheit in sich, ehe er Zeit gehabt hat, so viele Erfahrungen zu sammlen, daß er daraus ihre Nothwendigkeit abnehmen könnte, gesetzt, daß wir uns auf diesem Wege von der Nothwendigkeit irgend einer Wahrheit überzeugen könnten. Schon die aufkeimende Vernunft fühlt den Eindruck dieser Wahrheit, indem sie fühlt, daß Alles in ihrem Innern ihr gemäß erfolgt. —

Wenn ich Ihnen nun endlich das alles gelten lasse, Philokles! unterbrach ich ihn, so werden Sie höchstens so viel gewonnen haben, daß die Seele

durch

durch eine frühzeitig gebildete Vergesellschaftung der Ideen genöthiget werde, 9) von allen Dingen Gründe zu erwarten, nachdem sich die Idee von einer Ursach schon zu vielen Ideen gesellet hatte. Wir finden nur gar zu oft den Ursprung sogar eines eigensinnigen und fantastischen Geschmacks, eines Geschmacks, den die Vernunft mit der stärksten Ueberzeugung verdammt, in solchen seltsamen Zusammengesellungen der Ideen, die mit unglaublicher Geschwindigkeit, und, was für unsere Vorsicht das schlimmste ist, gemeiniglich im Verborgenen entstehen, und hernach mit unüberwindlicher Gewalt wirken. Das Band, welches, diesem Gesetze zu Folge, die Ideen zusammenknüpft, ist so unauflöslich, daß die Vernunft gemeiniglich zu spät kömmt, um es wieder zu trennen. Am meisten setzen sie sich in der Jugend fest, wenn das Gehirn noch jeden Abdruck der Dinge leicht und tief empfängt, und das ist wieder ein Umstand, der unsere Vorsicht irre macht. Wenn aber das Band einmal geknüpft ist: so ist es auch in der Folge der stärkern Vernunft des Weisen unauflöslich. Wenigstens schämte einer unter ihnen sich nicht zu gestehen, daß ihm das Schielen ein angenehmer Theil der weiblichen Schönheit scheine, weil er in seiner Kindheit ein Mädchen mit diesem kleinen Fehler

9) Neunte Anmerkung.

geliebt habe. Wenn sich solche Urtheile in der Seele festsetzen können, die alle Vernunft gegen sich haben, warum solten nicht andere, die sie in der Folge mit Hülfe der Erfahrung bestätigt, ohne ihr Zuthun, in der Seele Platz finden können? Dergleichen Ideen können sich auf tausendfache Weise zusammen finden, und ich denke nicht so körperlich, daß ich die Sinne zu den einzigen Quellen ihres Zusammengesellens machen solte; ich gebe vielmehr gern zu, daß sich dergleichen Vergesellschaftungen auch in dem Innern der Seele erzeugen unter Ideen, die keine sinnlichen Bilder sind.

Mit dieser Erklärung, meynen Sie Amyntor! würde also die Sache abgethan seyn? erwiederte er. Wir wüßten also, wie solche Wahrheiten so frühzeitig ohne sehr ausgebreitete Erfahrung in die Seele kommen, ohne daß ihr die Gründe dazu angebohren sind? Es sey ferne, daß ich das Gesetz in Zweifel ziehen solte, worauf sich ihre Erklärung gründet. Ich halte vielmehr die Anwendung desselben auf viele verwickelte Erscheinungen für eine der wichtigsten und fruchtbarsten Eroberungen der neuern Philosophie. Allein ich glaube auch, daß es nicht selten, insonderheit in den neuesten Zeiten, ganz wider den Geist der Philosophie seiner zweiten Erfinder, durch eine über-

triebene Ausdehnung sehr unglücklich ist angewendet worden.

Diejenigen, die ich seine zweiten Erfinder nenne, erklärten gewisse oft nur seltsame, oft auch unnatürliche Gedanken und Neigungen, das ist, solche, die sie aus den allgemeinen Gesetzen der Natur in der Seele nicht erklären konnten, aus gewissen zufälligen Vergesellschaftungen ihrer Ideen, dergleichen diejenige ist, die Sie selbst angeführet haben. Aber eben weil diese Vergesellschaftungen zufällig sind, weil sie ihre Quelle in den unendlich verschiedenen Umständen finden, wodurch die Menschen gehen, so erwarten wir schon eine unendliche Verschiedenheit derselben. Und die finden wir auch wirklich in der Welt. Die fruchtbarste Einbildungskraft würde ihrer nicht so viel ersinnen, daß uns die Erfahrung nicht täglich solte mit neuen, die Eine immer seltsamer als die Andere, überraschen können. Je seltsamer sie sind, desto besondere Umstände müssen sich vereinigen, um sie zu erzeugen.

Sobald Sie daher gewisse Gedanken und Neigungen allgemeiner ausgebreitet finden, so werden Sie eine allgemeinere Ursache für sie suchen. Wie aber, wenn Sie gewisse Gedanken und Neigungen ganz allgemein unter den Menschen bemerkten, wenn

 kein

kein Alter, kein Geschlecht, keine Himmelsgegend, kurz, wenn keine dieser zufälligen Ursachen darinn einen Unterschied machten? würden sie nicht geneigt seyn, auf die allgemeinste Ursach zu rathen? und welche Quelle ist allgemeiner, als die menschliche Natur selbst? Sie würden also vermuthen, daß solche zusammengesellte Ideen nothwendig zusammengesellt sind. Die Erwartung eines Grundes bey allem, was Ihnen vorkömmt, warum es so und nicht anders ist, würde also auf einer Vergesellschaftung der Ideen beruhen, der sie nicht ausweichen können. Wenn Sie das Schielen, statt daß das Wohlgefallen daran ungewöhnlich ist, allgemein so beliebt fänden, als es bey Ihrem Philosophen war, würden Sie nöthig haben, diesen Geschmack aus seinen besondern Umständen zu erklären? Da Sie das Gegentheil antreffen; da es gewöhnlich nicht mit Wohlgefallen gesehen wird: so glauben Sie dieses aus der menschlichen Natur erklären zu müssen. — Hier treffen wir also auf die wahre Quelle der Associationen, die wir bey allen Menschen, ohne Unterschied der Umstände, wahrnehmen, sie sind der Natur der Seele nach nothwendig, und wenn sie gewisse Ideen zusammenbringen, so scheint es darum zu seyn, weil sie ihrer Natur nach unzertrennlich sind, weil eine sogleich die andere erregen muß, da sie nicht ohne

sie

sie seyn würde; kurz, der Grund derselben scheint in der Natur der menschlichen Seele selbst zu liegen.

Hier schwieg Philokles, und erwartete meine Antwort. Allein das Ende seiner Rede hatte mich in ein so tiefes Nachdenken versenkt, daß ich sein Stillschweigen beynahe nicht wahrgenommen hätte. Ich fuhr mit einiger Unruhe aus meinem Staunen auf, um Worte zu suchen, die Gedanken, die sich in meinem Innern durchkreuzt hatten, auszudrücken. Nachdem ich mich wieder einigermassen gesammlet hatte, fieng ich also an: Wundern Sie sich nicht über meine Zerstreuung, Philokles! es ist innere Unruhe, was mich staunen macht. Sie haben meine letzten Verschanzungen erstiegen, und ich fürchte nun, in das öde Feld eines trostlosen Skepticismus getrieben zu werden. Wenn es nicht die Vergesellschaftung ist, wodurch wir uns bey allem, was wir uns denken, einen Grund denken müssen: so weiß ich nichts mehr, womit ich mir diese Nothwendigkeit erklären kann. Denn ich gestehe Ihnen offenherzig, daß mir das Wort Natur 10) weit dunkler ist, als was man mir damit erklären will. Ich halte es für ein anständiges Bekänntniß der gelehrten Unwissenheit, eine gewisse Natur als die gemeine Quelle von dem-

10) Zehnte Anmerkung.

jenigen anzuführen, was wir wollen erklärt zu haben scheinen.

Das mag es wohl oft genug gewesen seyn, und auch oft noch seyn, erwiederte er, ich denke aber nicht, daß es hier der Fall ist, wenigstens will ich mich bemühen, Sie zu überzeugen, daß ich mir etwas verständliches denke, indem ich dieses Wort gebrauche. Und wenn es bloß an dieser Ueberzeugung liegt, fuhr er mit einem sanften Händedruck fort, so hoffe ich, daß ich die kleine Unruhe, die ich Ihnen verursacht habe, nicht werde sehr bereuen dürfen. Das sind die Abentheuer, Amyntor! denen man auf der Reise zum Heiligthum der Wahrheit nicht ausweichen kann.

Das Wort, vor dem Sie sich so sehr scheuen, müssen Sie doch am Ende auch gebrauchen, wenn Sie von der Nothwendigkeit ihrer Ideenassociationen Grund angeben wollen; denn was werden Sie mir anders antworten, wenn ich Sie frage, warum vergesellschaftete Ideen einander erregen, als: daß dieses vermöge eines ursprünglichen Gesetzes der menschlichen Seele geschehen, das sie innig mit ihrer Natur verwebt fühlen, so innig, daß Sie sich der Gewalt desselben nicht entziehen können, indem Sie fühlen, daß, wenn Sie darauf achten,

alle Ideen abwesender Gegenstände in ihrer Folge demselben gehorchen. Wenn man aber nichts für wahr halten, wenn man nichts begehren kann, ohne einen Grund, warum man es für wahr hält, oder begehrt, und wenn ich behaupte, daß das vermöge meiner Natur nicht anders seyn kann, warum soll diese Antwort weniger befriedigend seyn? So gut ich also das Gesetz der Ideenassociation als angebohren annehmen muß, so gut ich erkennen muß, daß es zu meiner Natur gehört, und daß es auch unbemerkt auf meine Gedanken, Empfindungen und Neigungen wirkt, so gut ich endlich, wenn ich auf die lezte Quelle der Ueberzeugung zurückgehen will, die ich davon haben kann, ich bey meinem innern Gefühl muß stehen bleiben; so gut werde ich das Gesetz, nichts ohne Grund zu denken und zu begehren, als angebohren, beständig auch unbemerkt wirksam, kurz, als ein Gesetz annehmen müssen, wovon mich ebenfals am Ende mein inniges Gefühl, überzeugen muß.

Mit allen diesen Gesetzen werden wir also gebohren, kommen wir aus der Hand des Schöpfers, sie gehören zu unserer Natur.

Unser Gespräch ward durch meine Agathe unterbrochen, die uns die Ankunft einiger benachbarten Freunde meldete. Da unsere Gesellschaft nun ziemlich zahlreich geworden war, begaben wir uns, nachdem die Neuangekommenen einige Erfrischungen genossen, in den Garten, um den schönen Ueberrest eines angenehmen Frühlingstages zu geniessen.

18.

Amyntor an Philarete.

Beschluß des vorigen.

Es war recht gut, theureste Philarete! daß unsere gestrige Unterredung wider unsern Willen mußte abgebrochen werden. Durch Philokles Betrachtungen waren der Keime von neuen Gedanken in meine Seele so viel geworfen, daß sie sich einander würden erstickt haben, wenn sie nicht in einer ruhigen Zwischenzeit Luft erhalten hätten, um sich gehörig zu entwickeln und zusammenzuordnen. Wenn mich die unbefangene, fröliche Gesellschaft

sellschaft für eine Art von Träumer gehalten hat, so darf ich mich nicht beklagen. Ich war wirklich zu sehr in der Gesellschaft meiner Gedanken, als daß ich hätte ganz in der Gesellschaft meiner Freunde seyn können. Die Lustigkeit, die immer lauter wurde, je länger wir beysammen waren, — und wir stunden erst ziemlich spät vom Abendessen auf — war, wider meine Gewohnheit, nicht im Stande mich ganz ausser mich zu ziehen. Und so mußte ich in einer Art von Kampf mit mir selbst aushalten.

Die feyerliche Stille der Nacht brachte wieder Ruhe in mein Innerstes, ich konnte nun meiner selbst ungestöhrt geniessen. Alles um mich schien zu schweigen, der Tagesglanz war in dem milden Schimmer des silberfarbnen Vollmonds erloschen, und ich sahe durch mein Fenster das friedsame Gestirn unter dunkeln Mitternachtswolken einsam einher wandeln. In dieser heiligen Feyer der Natur, in dieser Ruhe der Sinne glaubte mein inneres Ohr die geheime Rede meiner Seele vernehmlicher zu hören. Ich fühlte, daß Philokles Recht habe, daß die Vernunft ohne den trüglichen Ausspruch der Sinne abzuwarten, über die ewigen Wahrheiten, sich selbst ihre Orakel spreche; daß die Seele sich selbst der ewiggegenwärtige Gegenstand ihres

res innern Sinnes sey; daß sie durch das Gefühl ihrer Verrichtungen, ihre Vermögen, Anlagen, und Kräfte kennen lerne, daß sie in sich selbst die Gesetze lese, denen sie in ihren Verrichtungen folgt, lange vorher, ehe sie sie kennt, die Gesetze, denen sie gehorcht, wenn sie denkt, denen sie gehorcht, wenn sie begehrt. Ich glaubte nun selbst, nachdem mich Philokles an ihren mäandrischen Ausflüssen bis dahin zurückgeführt hatte, die Quellen der Grundgesetze des großen Gesetzbuchs der Natur in meinem Innern zu entdecken; zu entdecken, daß alles mein Wollen sich in dem einzigen großen Trieb, glückseelig zu seyn, vereinige, daß, wenn ich diesen Trieb, untrüglich und ohne Reue über schädliche Verblendungen, befriedigen wolte, ich mich mit der Glückseeligkeit eines Wesens, wie ich selbst bin, bekannt machen müsse, daß ich also mich selbst, meine Anlagen, Bedürfnisse, Zwecke, deren Anbau, Befriedigung und Erreichung allein meine vernünftige Natur erhöhen kann, in mir selbst müsse kennen lernen. Indem ich mich selbst zum Gegenstande der Betrachtung nahm, und in mir dieses allgemeine Gesetz für meinen Willen fand, nichts zu wollen, als was ich als gut erkannt, indem ich aus der Betrachtung meiner Anlagen und Kräfte entdeckte, was einem Wesen, wie ich, gut sey; indem ich bemerkte, daß

mein

mein Verhalten gegen alle andere Dinge aus diesem ersten Gesetze müsse hergeleitet werden, und daß ich sie so gebrauchen müsse, wie sie Mittel werden könnten, den ersten sittlichen Grundgesetze zu gehorchen: so begriff ich, warum Philokles sagte, die Quellen der sittlichen Gesetze sind uns angebohren.

Ich bin nun ruhig, theureste Philarete! und meine neue Ruhe einer ungehinderten angenehmen Thätigkeit scheint mir genußvoller, als meine alte Ruhe der Gleichgültigkeit. Es ist mir, als wenn sich ein neuer Quell von Vergnügen in meinem Innern Luft geschaft habe, der es mir verspricht, die Lechzenden nach Wohlseyn und unter diesen auch mich zu erquicken. Doch recht weiß ich mir selbst nicht von diesem neuen Gefühl Rechenschaft zu geben. Hier ist es Philarete! daß ich vornehmlich Ihrer Belehrung bedarf.

19.

Philarete an Amyntor.

Ich habe die Geschichte Ihres Streits mit Vergnügen gelesen, das heist aber nicht, ich habe sie verstanden, und ohne Zweifel ist es nicht nöthig, daß ich sie verstehe. Die Entscheidung desselben habe ich immer in meinem innern Gefühl gefunden, und über das hinaus zu spekuliren, scheint mir nicht zu dem Beruf meines Geschlechts zu gehören. Indeß freue ich mich, zu bemerken, daß Philokles und Amyntor auf dem Wege, den nur ihre stärkere Vernunft betreten darf, zu eben dem Ziele gekommen sind. Insonderheit kann ich es nicht ohne Theilnehmung wahrnehmen, daß Amyntor für das seines Herzens so würdige Gefühl des Schönen und Guten gewonnen ist. Sie empfinden einen Quell von Vergnügen in Ihrem Innern eröfnet, seitdem sie die heilige Verpflichtung der Naturgesetze in sich selbst finden. Dies, Amyntor! machte mich so unruhig nach Ihrer Ueberzeugung. Ich habe nie geglaubt,

glaubt, daß Amyntor etwas wollen könne, was seiner unwürdig wäre, aber jezt bin ich auch überzeugt, daß er seines Herzens genießt, indem er die innere Kraft der Tugend kennt, diese innere Kraft, um derentwillen sie nur allein den heiligen Namen der Tugend verdient.

Dieses Gefühl Amyntor! mußte ich Ihnen wünschen, weil ich selbst fühlte, daß es mich glücklich macht, indem es mir nicht allein meine Pflichten erleichtert, sondern auch versüßt. Der Natur gehorchen und ihrem wohlthätigen Urheber, dem Zuge seines eigenen Herzens folgen, dem allgemeinen Wohl das freywillige Opfer seiner Pflicht bringen, das weder eine verschlagene Politik erschlichen, noch eine grausame erzwungen hat, wem solte dieses nicht angenehmer seyn? Wer solte nicht den gutherzigen Beytrag zu seinem Wohlseyn von seinen Brüdern, insonderheit von seinen mindern Brüdern, mit reinerm Vergnügen annehmen, wenn es ein Beytrag ist, den nicht Furcht oder Gewalt erpreßt hat, zu dem die Liebe, und keine betrogene Liebe den Beruf in sich selbst findet.

Mich dünkt, daß so der Wechsel der geselligen Pflichten mehr Wahrheit, Anmuth, Freyheit habe, daß so der Gebende und Empfangende gewinne.

Sie mögen dies Gefühl, wofür ich, wie Sie sehen, so eingenommen bin, Schwärmerey nennen, Sie sehen aber auch, warum ich es bin. Da ich überhaupt in meinen Urtheilen zuletzt bey mir selbst muß stehen bleiben, da mich am Ende mein Gewissen in dem Gefühl meiner Pflicht leiten muß, so ist es mir keine geringe Beruhigung, daß auch der untersuchende Verstand, wiewohl nach einer längeren Untersuchung, bey dem Beschauen seiner selbst muß stehen bleiben. Denn so weit sie auch in der Zergliederung ihrer sittlichen Maximen zurückgehen, so werden sie doch endlich auf Begriffe kommen müssen, von denen ihnen blos das Beobachten der innern Verrichtungen ihrer Seele das Anschauen giebt. Woher wolten Sie sonst die Begriffe von Bewegungsgrund, Verbindlichkeit, Pflicht, Gesetz, Tugend, Gewissen u. s. w. erhalten? Diese kann die Seele nicht anders bekommen, als wenn sie sich selbst zum Gegenstande ihrer Beobachtung nimmt. Es mag ihnen fremd klingen, aber ich zweifle nicht, daß Männer, die das ergründen können, was ich nur fühlen darf, dafür Gründe finden werden, die es begreiflich machen, daß die Seele gerade so sich selbst beobachten muß, wenn sie zu moralischen Begriffen kommen will, als sie die äussere Welt anschauen muß, wenn sie von der glänzenden Sonne,

ne, dem milden Monde, dem sanften Grün der Frühlingsflur, dem Gesang der Vögel, dem Wohlgeruch der Rose sich will Begriffe sammlen.

So wenig sich nun Menschen durch eine gemeinschaftliche Sprache würden verständigen können, wenn der Schöpfer für jeden eine besondere Welt gemacht, oder jedem so verschiedene Sinnen gegeben hätte, wodurch die Theile der Welt ganz verschiedene Eindrücke auf sie machten: so wenig würde die geringste sittliche Gemeinschaft unter ihnen Statt finden, wenn nicht alle die nemlichen Gründe zu einerley moralischen Begriffen in Ihrem Innern fänden, und wenn Ihr Verstand und Willen nicht einerley Gesetzen folgte, und durch einerley Eindrücke auf einerley Art bewegt würden.

Wenn diese Gesetze und Eigenschaften, die unsere Gattung ausmachen, nicht in jedem Menschen einerley wären: könnte man dann wohl hoffen, diese Einstimmung der Natur, diesen sympathetischen Reiz zu finden, der aus der Uebereinstimmung der Empfindungen entsteht, der die einzelnen Menschen durch das ganze Geschlecht zu einander anzieht und vereinigt. Sie können durch kein ander Mittel als durch die Aehnlichkeit ihrer Natur so gegen einander geneigt werden, sie

würden ohne sie eben so wenig einer von des andern Natur sich eine Vorstellung machen können, als wenn sie Wesen von ganz verschiedener Gattung wären.

Müssen wir also nicht die Bestandtheile zu allen moralischen Begriffen aus uns selbst nehmen, wir mögen sie bey uns oder bey andern anwenden, wir mögen sie als Pflichten gegen uns, oder gegen andere gebrauchen. In uns selbst finden wir doch das Alphabet zu der rührenden Natursprache, die so unwillkührlich wirkt, in uns selbst finden wir die Bedeutung der so bewegenden Accente der sanften überredenden Liebe, des klagenden Schmerzes. Könnten wir nicht in uns die Regungen der Liebe, nicht das Drückende des Schmerzes empfinden, nicht ihren so bedeutsamen Ausdruck, ihre so verständliche Sprache: so würde der Mensch kein geselliges Wesen seyn, er würde unter Körpern, die seines gleichen schienen, und es nicht wären, eben so gleichgültig und untheilnehmend herum wandeln, als unter den Klippen des öden Seegestades oder den Bäumen des einsamen Waldes.

Wir können von den innern Empfindungen zu denen Begriffen fortgehen, die nicht unmittelbar von den Eindrücken der Sinne herkommen, und

ich

ich vermuthe — denn ich wage es nicht entscheidend zu sprechen, — daß, wenn ihr Gegenstand nicht in jeder menschlichen Seele könne angeschaut werden, so würden sich die Menschen nie über dergleichen Begriffe durch keine gemeinschaftliche Sprache verständigen können. Die Sprache muß wohl mit Benennungen äusserer Gegenstände, oder bey dem Ausdrucke innerer Empfindungen angefangen haben, aber beyderley Ausdrücke sind doch der unbeträchtlichste Theil der Sprache. Und wenn die lezte einen gemeinschaftlichen innern Sinn voraussetzen, so erfordern die Begriffe, die nicht Empfindungen sind, einen gewissen gemeinschaftlichen Verstand, der den Stoff zu seinen deutlichen Begriffen ebenfals ursprünglich in der Seele selbst findet. —

Doch ich darf auf diesem Wege nicht weiter gehn, wenn ich mich nicht von dem erleuchtenden und erwärmenden Gestirne des ungelehrten Gefühls in dem Labyrinthe unbekannter Grübeleien zu weit verirren will. Und wozu wäre es auch nöthig, da wir nun in der Hauptsache eins sind. Ich weiß gewiß, daß Sie das, was ich Ihnen zur Empfehlung so menschlicher süsser Empfindungen des Wohlwollens und des Rechtthuns sagen könnte, nicht mehr bedürfen. Ein einziges Wort lassen

Sie mich zu dieser Empfehlung nur noch hinzusetzen. Mich dünkt, daß wir des Lebens besser geniessen, wenn wir es den Menschen zutrauen, daß sie ein angebohrnes Recht in ihren Busen tragen. Ich setze auf diesen Empfehlungsgrund einen grossen Werth. Wenn indeß meine unerfahrne Gutmüthigkeit diesen Werth zu hoch anschlagen solte, so wird Ihre vorsichtige Erfahrung ihn schon gehörig herabsetzen; ich denke doch aber immer, mit dem geheimen Wunsche, daß sie dieser mistrauischen Vorsichtigkeit nicht möchten nöthig haben. Das, was die Annehmlichkeiten des menschlichen Umganges so sehr verbittert, ist gewiß die Behutsamkeit und das Mistrauen, das man für ein so nothwendiges Stück der so gewünschten Kunst zu leben hält. Viele unangenehme Erfahrungen mögen wohl einen ansehnlichen Theil dieses Unglaubens an die Tugend rechtfertigen; aber doch schwerlich allen; schwerlich diesen Unglauben an alles angebohrne Gefühl des Guten. Wie es indeß seyn mag, so erkennen doch diese Unglaubigen selbst, daß sie ihr kluges Mistrauen um vieles Vergnügen im menschlichen Umgange bringe, und ich fühle, daß mir diese offene Zutraulichkeit, die ich mir in meinem kleinen Zirkel mit Menschen erlauben darf, die kein Interesse haben, mich zu betrügen, und ihr natürliches Gefühl des Guten zu unterdrücken,

weil

weil wir nicht nach einem Ziel des Ehrgeizes und des Eigennutzes laufen, einen großen Theil von den kostbaren und abwechselnden Vergnügen ersetzt, denen die nothwendige Klugheit des Argwohns den besten Reiz, das Gesellige, raubt. Auch dieses Vergnügen haben Sie also aus dem Glauben an die angebohrnen Quellen der Tugend zu erwarten. Denn wie natürlich ist es, zu denken, daß wenn wir die Verpflichtung, das Gesetz, und die Vergeltung des Guten in uns finden, daß sie auch andere in sich finden; und daß auf diesem Glauben das Vertrauen zu unsern Brüdern fester und sanfter ruhe, als auf Täuschungen und Drohungen. Doch das alles werden Sie bald von sich selbst besser, als von irgend jemand lernen, sich selbst leichter als einem Andern glauben.

Ich habe noch immer vergebens hoffen müssen, daß Sie mir Ihre liebe Agathe auf einige Zeit abtreten würden. Meine Amalia heißt mich, Sie an Ihr Versprechen erinnern. —

20.

Hedion an Amyntor.

Da bin ich nun in Paris, ohne daß Sie wissen, wie ich dahin gekommen bin, ja, ich möchte beynahe sagen, ohne daß ich es selbst weiß. Denn wenn ich es vor vier Wochen nur hätte vermuthen können, daß ich jetzt würde hier seyn, so hätte ich Sie nicht zurückgelassen. Amyntor! im Ernst, hier ist der Ort, wo man noch weit mehr Verdruß vergessen kann, als Sie mit aufs Land genommen und auf ihrem lieben Lande zu dem Mitgebrachten noch hinzugesammlet haben. Zerstreuung gehörte für Sie, Zerstreuung, wenn wir dann über ihren Zustand einmal in allem Ernste philosophiren sollen. Und die würden Sie hier gefunden haben. Die Lustbarkeiten haben sich, seitdem Sie Paris verlassen haben, ehe vermehrt, als vermindert, und was das Beste ist, die Leute von Geschmack, deren Ton so gut, als Gesetz ist, haben endlich das wahre Vergnügen, das bis dahin ohne Zweifel mit der Wahrheit in einerley

Brunnen gewohnt hat, gefunden. Die ernsthafte Oper, das Trauerspiel, das Concert Spirituel konnten es nicht hervorziehen, kaum hielt es der herrliche Fuß der kleinen Vestris eine Viertelstunde ausser dem Wasser, wir haben bey dem allen oft gegähnt. Jetzt wohnt es leibhaftig auf dem Jahrmarkt von St. Germain und auf den Boulevards, und wird da von allen Leuten vom besten Tone besucht. Die Marionetten, die Affen und Hunde; der göttliche Ramponeau — 11).

Doch ich muß erst Ihre Unruhe befriedigen. Denn ohne Zweifel haben Sie mich schon zehnmal gefragt, wie ich hierher gekommen bin. So hören Sie dann:

Chariston, der allgefällige Chariston, den Sie sich vielleicht noch von Paris aus erinnern werden, gab mir und einigen andern Freunden einen Sammelplatz in Spa. Sie kennen mein Herz; wenn ich meinen Freunden Vergnügen machen kann, so bin ich schwach. Ausserdem die Badefreyheit, die von den Einschränkungen nichts weiß, womit eine mürrische Policey dem Spiel den größten Theil des Reizes nimmt, den Reiz, den es hat, wenn man es ein wenig hoch interessiren darf, — das alles, nebst der Gesellschaft des Päzanthes

11) Eilfte Anmerkung.

— Kurz, wir reisten. Mit Entzücken umarmte ich meinen Freund Chariston wieder, aber wie veraltet, wie entstelt? Er ist durch seine Allgefälligkeit einer der ersten Invaliden von dem Hofe der Herzogin Du M** geworden. Sie kennen die Einrichtung an diesem Hofe vermuthlich noch nicht. Zu Ihrer Zeit war die Herzogin noch wenig über das Zenith ihrer Reize hinaus, und da erschien sie noch bey Tage. Seit einigen Jahren hat sie eine andere Zeitabtheilung beliebt. Die gewöhnlichen Abschnitte, worinn der Zeitraum von vier und zwanzig Stunden getheilt wird, folgen noch immer in gleicher Ordnung und Abstande auf einander, nur das, was bey uns Andern, in die zwölf Stunden des Tages gehört, ist von ihr in die zwölf Stunden der Nacht verlegt worden. Abends um acht Uhr steht sie auf, um eilf Uhr kann man die Ehre haben, Ihr bey der Toilette aufzuwarten, nach Ein Uhr des Nachts wird man zum Mittagsessen eingeladen u. s. w. Ihren sterbenden Reizen noch von dem wohlthätigen Lichte der Wachskerzen einen Schein von Leben zu leihen, in dem tiefsinnigen Nachsinnen des Spiels durch das verdrießliche Gewirre der Geschäftigen auf den Strassen nicht gestört zu werden, vielleicht der Reiz der Neuheit — denn von Kindesbeinen an haben wir mehr bey Tage als bey Nacht gelebt

lebt — Ich kann nicht sagen, was von diesem allen sie zu ihrer neuen Lebensordnung gebracht hat. — Da indeß diese Ordnung noch nicht allgemein geworden ist: so war das Haus der Herzogin bald leer, und ausser einigen falschen Irrländischen Lords und eben so viele abgedankten Ludwigsrittern blieb keiner als Chariston. Daß er bald das Opfer von seiner standhaften Gefälligkeit war, können Sie leicht denken; das gewöhnliche Schicksal der edlen Seelen.

Was mir am meisten wehe that, war die Entdeckung, die ich bald machen mußte, daß der ehrliche Chariston auch in seinen Finanzen entsetzlich zurückgekommen ist. Er hat unter den Händen der Griechen, 12) die sich an den Spieltischen der Herzogin einfanden, gewaltig gelitten. Jetzt, da er in ihren Geheimnissen besser eingeweihet ist, und da seine Erfahrungen ihm einträglich seyn könnten, verdammt leider! sein Beutel ihn zu einer so magern Diät im Spiel, als die Aerzte im Essen. Wenn er nur erst einigermassen wieder auf den Beinen ist.

Indeß da noch sonst so wenig Gesellschaft für mich und Päzanthes in Spa war, daß wir beynahe zum Spatzierengehen mit einigen empfindsamen

12) Zwölfte Anmerkung.

samen Ladies wären verdammt worden, oder Lady L's Milchfamilie zu besuchen, so faßten wir in einem Augenblick von glücklicher Verzweiflung den Entschluß, dem mächtigen Zuge des so nahen Paris nicht länger zu widerstehen. So sind wir dann hier, und wohl uns!

So wunderbar hängen die Dinge in der Welt zusammen. Ich schenke Ihnen aber die ernsthaften Betrachtungen, die sich hier anbringen liessen. Denn ich bin barmherziger, als Sie, sonst solten Sie sehen, daß ich auch philosophiren kann, wenn es mich ankömmt.

Sehen Sie zu, was Sie noch thun können, Amyntor! Vielleicht können Sie mir noch nachkommen, und das wäre ohne Zweifel das Beste; ich verspreche Ihnen Belustigungen genug, die Ihre Wunden heilen sollen. Wo nicht, so wünsche ich, daß meine Schreiberey Ihnen wenigstens einige angenehme Augenblicke machen möge.

21.

Philokles an Amyntor.

Ganz so wie Sie es von Ihrem Freunde Hedion erwarten konnten, ist der fröliche Brief, den ich hiemit wieder zurücksende. Dem Ernste, womit er seine Vergnügungen als Angelegenheiten behandelt, kann man nicht wohl ohne einiges Achselzucken zusehen. Die armen Glücklichen! wie sauer müssen sie sich es werden lassen, um vergnügt zu seyn, und dann ist ihr ganzes Glück, ein paar Stunden gelacht zu haben; denn worüber sie einmal gelacht haben, darüber werden sie doch nicht immer lachen. Es kann nicht anders seyn, sie müssen endlich auf die seltsamsten Belustigungen verfallen, wenn die gewöhnlichen abgenutzt sind. Dieser immer betrogenen und immer erneuten Hofnung, die den Bethörten endlich ganz von seinem Ziele abführt, kann auch der Ernsthafteste nicht ohne einige Anwandelung des Lachens zusehen; aber es ist nicht genug, gelacht zu haben, man wird auch einige Betrachtungen darüber anstellen wollen, wodurch diese kindischen Verirrungen auch uns einsamen Zuschauern unterhaltend werden können.

Unser

Unser steter Durst nach Vergnügen, macht einen steten Wechsel derselben nothwendig; weil die alten, die ihren Reiz verlohren haben, durch neue müssen ersetzt werden. Wer nun seinen Kreis von natürlichen Vergnügen nicht so erweitern kann, daß er ihm Abwechselung genug darbietet, der muß von den natürlichen zu den künstlichen und von diesen endlich zu den fantastischen übergehen.

Die natürlichen haben Gegenstände, die schon an sich selbst geschickt sind, angenehme Empfindungen hervorzubringen. Abwechselung von Beschäftigung und Ruhe, Genuß der schönen Natur, Umgang mit gewählten Freunden, Erweiterung seines Verstandes, Betrachtung der Werke der Natur und der Kunst, Ausführung nützlicher Entwürfe, Wohlwollen und Liebe, das Bewußtseyn geachtet und geliebt zu werden, wie viel natürliche Quellen des Vergnügens! die Vorsehung läßt sie so reichlich für den Menschen fliessen, wenn er nur daraus schöpfen will.

Allein er kehrt dem Ziele den Rücken zu, er verläßt die lebendige Quelle, und gräbt sich löcherige und Wasserleere Cisternen. Anstatt die Abwechselung in dem unermeßlichen Gebiete der Vergnügen der Natur zu suchen, durch Gewöhnen sich zum Genuß aller ihrer Arten fähig machen, durch

Mäs-

Mäßigkeit den Geschmack an jeder lebhaft zu erhalten, eilt er von ihnen zu den künstlichen fort, und verschreyet das Feld der natürlichen als unfruchtbar.

Auf dem neuen Felde der künstlichen Vergnügen muß er ebenfals sich bald am Ende finden, wenn sich nicht ein Gegenstand auf demselben seiner bemächtigt, und ihn in unauflösliche Fesseln schlägt. Diese Gegenstände haben eigentlich keine natürliche Schicklichkeit, uns zu vergnügen, sie haben sie nur, so fern sie Mittel und Zeichen der natürlichen Vergnügen sind. Was hat Reichthum, was hat das Kniebeugen der Verehrer, das Fingerzeigen und der Zuruf der Bewunderung für eine eigenthümliche Kraft glücklich zu machen, wenn wir mit dem erstern nicht andere Vergnügen selbst das Vergnügen der Achtung erkaufen, und nach dem letztern die Grösse dieser Achtung messen könnten. Aber wie unkräftig sind diese Mittel, wie unzuverläßig diese Zeichen! diese Bemerkung würde gewiß keinem einzigen der Reichen und Prächtigen entgehen, wenn nicht die Allmacht der Gewohnheit schon so frühzeitig die Ideen von Glück, Vergnügen, Reichthum und Ansehen in ihrer Fantasie zusammen geschmolzen hätte. Je nachdem nun diese Verschmelzung zwischen den Ideen den

Zusatz

Zusatz von Reichthum oder von Ehre oder von beiden erhält, werden Geldgeiz oder Ehrsucht sich des Herzens bemächtigen, Begierden, die, da sie wie alle Begierden, die keine natürliche Gränzen haben, unermeßlich sind, mit keinem Grade der Befriedigung genug haben werden.

Ungeachtet aller der Fehlschlagungen indeß, die den Geizigen und Ehrsüchtigen äffen, der Kränkungen, die ihn martern, der Verleugnungen, die ihm sauer werden, ist er doch beynahe gegen denjenigen zu beneiden, der in seinem prächtigen Elende an Langerweile krank liegt, und glücklich scheinen muß. Das, was in dieser Pracht, in diesen herrlichen kostbaren Festen wahrhaftig vergnügendes ist, genießt eigentlich die neue Seele des demüthigen Zuschauers, so wie die Süßigkeit der wohlriechenden Wasser, womit sich der Wollüstling benetzt, von den Umstehenden genossen wird. Zu dem Ueberdruß der langen Weile kömmt noch der Zwang, womit er sie verbergen muß. Er muß glücklich scheinen, denn sonst würde er auch den letzten Vortheil des Reichthums und der Pracht verlieren, die Bewunderung seines Glücks, die aus der gemeinen Vermischung der innern Vorzüge mit ihren äussern Zeichen und Mitteln entspringt.

In

In diesem gewaltsamen Zustande dann doch einiges Vergnügen zu geniessen, muß er zu kindischen oder zu unnatürlichen und phantastischen seine Zuflucht nehmen. Der Uebergang von den künstlichen zu diesen ist ganz leicht, der Weg gebahnt. Da sie beide nur durch einen fremden Reiz gefallen: so ist nur ein kleiner Schritt nöthig, um von dem Gleichgültigen auf das Abentheuerliche und Phantastische zu verfallen, wenn dieses letztere die nehmliche Empfehlung erhält. Wenn sogar die Mittel des natürlichen Vergnügens bey einem verwöhnten Geschmacke nicht für sich selbst gefallen, wenn selbst die Schönheit der Gärten nicht nach ihrer natürlichen Anmuth, sondern nach der Kunst und dem Aufwande, womit sie angelegt sind, gewählt werden: warum solte nicht der Muthwille des Reichthums, statt der schönen Formen der edelsten Natur, Ungeheuer und Fratzengesichter in karrarischen Marmor einhauen, wenn diese durch ihre Kostbarkeit von den Schätzen ihres Besitzers eben so grosse, und durch ihre Seltenheit von seiner eigensinnigen Unabhängigkeit noch grössere Begriffe erregen können, als die natürlichen? 13) Wenn die Umkehrung der Nächte in Tage ein Zeichen hohen Standes ist, wenn die Vertilgung der natürlichen Blumen

13) Dreyzehnte Anmerkung.

Blumen der Jugend und der Gesundheit auf den weiblichen Wangen ein Zeichen hoher Geburt wird, wenn es dabey blos darauf ankömmt, durch eine Seltsamkeit sich auszuzeichnen, welche die niedrigen Stände nicht unerschrocken genug seyn werden, nachzuahmen: so wird sie früh oder spät nöthig und vielleicht angenehm werden.

Sie werden mich ohne Zweifel mit meinen Betrachtungen langweilig finden, wenn Sie sie nicht lieber ungelesen lassen. Das kann ich Ihnen nicht wehren Amyntor! aber ich behalte meine Weise, ich weiß mit Ihrer schönen Welt nichts bessers zu machen, als Betrachtungen über sie anzustellen. Denn lachen mag ich nicht. Ich halte Ihren Hedion für einen verlohrnen Menschen, und seine Thorheiten sind mir im Ganzen genommen, zu ernsthaft, als daß ich sie mit Ihnen so gutmüthig belächeln könnte.

22.

Amyntor an Philarete.

Es ist mir ein sehr angenehmer Plan verrückt, theureste Philarete! Ich rechnete sicher darauf, meine Mutter werde mich so glücklich machen, und die schöne Jahreszeit bey mir auf dem Lande zubringen, und dann hätte ich hoffen können, daß Ihre Freundin es sich werde gefallen lassen, Ihr Gesellschaft zu leisten. Allein die uns allen so erfreuliche erste Niederkunft Ihrer Fürstin erlaubt ihr nicht, diese so geliebte und Ihrer Liebe so würdige Prinzeßin zu verlassen. Wie angenehm würden unsere Tage in leichten ungesuchten und unbeneideten Vergnügen verflossen seyn! Das schöne Bild dieser seligen Freuden stand schon ganz vor meiner Phantasie da. Aber nun — in der Entfernung, worinn sie nun erscheinen, getraue ich mich kaum daran zu denken, die Sehnsucht würde mir das Herz bis über die Brust hinauf schwellen. Unsere Gesellschaft würde nun so zahlreich und doch so innig, so vereinigt und sich doch immer so neu und unterhaltend gewesen seyn. Denn Sie

würden ausser ihren gewöhnlichen Gliedern noch den Theophron gefunden haben, der sich auf die Einladung meiner Mutter hat bewegen lassen, mir das Vergnügen seiner Gesellschaft auf einige Zeit zu gönnen.

Ich habe den Umgang dieses würdigen Geistlichen in der Stadt bey weitem nicht so gesucht und genutzt, als er es verdiente. Jetzt werd ich zu meiner Verwunderung gewahr, wie viel nützliche und unterhaltende Kenntnisse er ausser den Kenntnissen seines Amts besitzt, und wie viel schöne Eigenschaften des Herzens und des Verstandes er in sich vereinigt. Wir andern Leute von Geschäften oder Vergnügen, wir sehen in einem Geistlichen nichts als sein Amt, dem wir, weil wir zu leben wissen, seinen zurückhaltenden Ernst und seine Vorurtheile verzeihen, und in Betracht desselben mit den äussern eingeführten Zeichen der Achtung begegnen. Wir lassen es uns nicht einfallen, daß zu diesem Ernst sich Gefälligkeit, Heiterkeit des Witzes, Anmuth der Sitten, Kenntniß der Welt in dem grossen Verstande des Worts, nebst geistreicher Munterkeit des Scherzes gesellen könne. Und daher suchen wir ihren Umgang nur selten und nur des Wohlstandes wegen, gemeiniglich in Umständen, welche standesmäßige Feierlichkeit gebieten,

ten, und die Gesellschaft in einer beschwerlichen Entfernung von einander halten. Noch weniger nutzen wir sie, weil unsere Vorurtheile uns nicht gestatten, uns ihnen mit der Vertraulichkeit zu nähern, die einem verständigen Manne allein Gelegenheit geben kann, alle Arten der Gaben des Umgangs, auch die angenehmen und gefälligen, zu zeigen.

Ich kann es mir also als eine Entdeckung anrechnen, daß ich an dem Theophron einen so angenehmen und nützlichen Gesellschafter finde. Vielleicht vermehrt mir diese Ueberraschung das Vergnügen seines Umganges, aber allein verursacht sie es nicht, denn er ergötzt und belehrt mich. Theophron hat mich nun völlig über das beruhigt, was mir vielleicht noch von Philokles Unterredung und Ihrer gütigen schriftlichen Belehrung her, war dunkel geblieben.

Verzeihen Sie, theureste Philarete! — aber ich muß jetzt glauben, mein Beifall war damals überrascht. Ich hatte mich selbst überrascht. Sie wissen, ich habe es immer gestanden, der Glaube an ein inneres Gefühl des Schönen und Guten hat etwas so anziehendes, er ist so rührend, so mittheilend, giebt seinen Verehrern so viel Interessantes, ihren Worten so viel Salbung, ihren

Mienen die affectvolle Wärme einer so sanften Schwärmerey, die selbst in einer Guion und Bourignon so liebenswürdig ist. — Kurz, Sie konnten es meinem Briefe *) ansehen, daß meine Einbildungskraft angegriffen war. O! ich hätte gewünscht, ewig unter der Macht dieses seligen Zaubers zu seyn, nie von diesem geliebten Traume zu erwachen. Aber ich erwachte.

Es waren die Schwierigkeiten, die mich weckten, wie sich aus dem ersten Gesetze, das ich freilich in meinem Innern fand, meine Glückseligkeit und Vollkommenheit zu suchen, die Gesetze der geselligen Pflichten herleiten lassen. Die Verbindung dieser Gesetze mit dem ersten Grundgesetz meines Willens schien mir so wenig unleugbar und evident, daß ich vielmehr sehr oft meinen Vortheil mit dem Vortheil anderer Menschen im Widerspruch zu finden glaubte. Und wenn mir ehemahls die Verschiedenheit der Sitten, der moralischen Gesetze und Urtheile unter den Menschen so natürlich schien, weil ich an keine angebohrne Quelle natürlicher Gesetze glaubte: so mußte sie mir jetzt eben so nothwendig scheinen, da ich nicht einsehen konnte, wie aus dem ersten angebohrnen Grundgesetze sittlicher Handlungen die übrigen könnten hergeleitet werden.

Diese

*) S. den 18ten Brief.

Diese neuen Zweifel erwarteten mich bereits bey meinem Erwachen. Denn so wie die Erquickung des Schlafs nicht selten der Seele neue Kraft giebt, Zweifel, auf denen sie entschlummert ist, als durch eine Art von Eingebung, zu lösen, eben so pflegt sie oft Ueberzeugungen, mit denen wir die Augen geschlossen, bey ihrem Wiederaufthun, zerstört zu haben.

Sie würden mich vielleicht lange beunruhigt haben, wenn Theophrons Ankunft nicht desselbigen Tages, unsern Unterredungen wieder ihre gewöhnliche Wendung gegeben hätte, und zwar nun mit einem grössern Interesse als bisher. Ueberhaupt beginnt unsere Gesellschaft sich nach und nach zu einer kleinen Akademie zu bilden, und Theophrons Beytritt mit seinen Kenntnissen und der Bekanntschaft mit dem Fortgange der Wissenschaften, die ihm seine ununterbrochene Aufmerksamkeit auf die Schicksale der Litteratur verschaft, schärfte unseren Eifer durch die Erwartung, daß wir seine Einsichten in unsern Untersuchungen recht nutzen würden.

Ich führte den Theophron durch eine kurze Erzählung unserer bisherigen Verhandlungen bis an den Punkt, von dem ich mit ihm auszugehen wünschte, sobald wir in Augustensruh zum Thee bey-

beysammen waren. Sie wissen, Philarete! wem dieser Ort heilig ist, und warum? — Er ist nur den Festen der Freundschaft geweihet, deren Freuden seine feyerliche Seltenheit vermehrt.

Ich gestehe Ihnen, daß ich mich vorzüglich an den Theophron wendete, um meine Zweifel mit desto mehr Freiheit vortragen zu können. Sie wissen, wie sehr ich unsern Philokles schätze, aber sein Alter, etwas Bitteres in seiner Laune, so wie ein gewisser Trübsinn in seinem Gemüthe, der einen geheimen Wurm verräth, der an seinem Innern naget, setzt mich bisweilen in eine ehrwürdige Entfernung von ihm, und legt mir den Zwang auf, seine Empfindlichkeit zu schonen, um mit meinem Ungestüm seiner Gefälligkeit nicht lästig zu werden.

Ich werde unterbrochen. Aber Sie können auf baldigste Fortsetzung unserer Unterredung, oder vielmehr ihren Anfang, sicher rechnen.

23.

Amyntor an Philarete.

Nachdem ein jeder Platz genommen, und Philokles seine Pfeiffe angezündet hatte, fieng Theophron also an:

Sie finden Anstand, Amyntor! von dem höchsten und allgemeinsten sittlichen Gesetze, welches uns unsere Glückseligkeit zu befördern gebietet, zu den Gesetzen der Geselligkeit überzugehen. Diese Verlegenheit läßt sich gar wohl begreifen, so lange man mit dem Begriff der menschlichen Glückseligkeit in den engen Schranken der sinnlichen Vergnügen stehen bleibt. Was mich nicht beschädigen oder nicht vergnügen, was meinem Körper keine schmerzhafte oder angenehme Empfindung verursachen, was mein Vermögen nicht vermehren oder vermindern kann, was gehet mich das an? — So glaubt vielleicht der weise Epikur eine Zeitlang mit Recht sagen zu können: Aber nur eine Zeitlang.

Es kann unmöglich lange währen, bis er die Entdeckung macht, daß Er Allein nicht hinreiche seine Bedürfnisse zu befriedigen, zumahl wenn er derselben viele hat. Er mag aber so wenig haben, als er will, so müssen ihm doch Zustände der Hülflosigkeit, im Alter, in der Kindheit, in Krankheit, in die Augen fallen. Wie will er andere geneigt machen, in welchen von diesen Umständen es seyn mag, sich für ihn zu bemühen, wenn er auch nicht bereit ist, für sie etwas zu thun? Er wird das mit seinem Gelde ausrichten, und das kann in vielen Fällen die Stelle seiner Gegendienste ausfüllen, da es der Ersatz für so viele Dinge ist. Indeß gesteht er doch damit, daß er für das Wohl anderer um seiner selbst willen etwas thun müsse. Diese Erleichterung des Tausches menschlicher Dienste vermittelst des Geldes mag seinen Nutzen haben, und der Erfindung des Geldes einen Werth geben; aber wir müssen doch erkennen, daß durch die Zwischenkunft dieses Mittels die Bande der Gesellschaft loser und unmerklicher werden. Wir können nicht mehr die innigen heroischen Freundschaften des Heldenalters und der Ritterzeiten haben, nicht allein weil die Stärke und Festigkeit der bürgerlichen Gesellschaft die Sicherheit vermehrt, und also die persönliche Hülfe nicht mehr so nöthig scheint, son-

 dern

dern auch, weil man diese Hülfe mit Gelde erkaufen zu können glaubt, und also Geld für so gut als Freunde hält.

Hier ist also Beförderung fremder Glückseligkeit eine Bedingung unserer eigenen, und dies ist so allgemein, daß es zwischen dem uneingeschränktesten Herrn und dem niedrigsten Knechte Statt finden muß. Der Herr muß den Knecht nähren, wenn er ihm dienen soll.

Aber noch mehr. Er muß ihn auch geschickt machen, ihm dienen zu können. Wenn er seinen Acker bauen soll, so muß er ihn die Geschäfte der Landwirthschaft lernen lassen, wenn er sie verwalten soll, so muß er ihn im Schreiben, Rechnen und andern dazu nöthigen Kenntnissen unterrichten lassen. Er kann also für seinen eignen Nutzen nicht sorgen, ohne andern nützlich zu werden.

Das wird wiederum schon bey der größten ursprünglichen Einfalt des Lebens Statt finden. Lassen Sie uns aber weiter gehen, und wir werden bemerken, daß je mehr die Menschen von dieser Einfalt des Lebens abgehen, desto mehr bedürfen sie andre, desto mehr müssen sie die Werkzeuge fremden Wohls werden, wenn sie ihr eigenes erhalten und vermehren wollen.

Es giebt gewisse nützliche Werke und Verrichtungen, die gar nicht von Einem einzigen Menschen können ausgeführet werden. Wenn sich aber mehrere dazu vereinigen sollen, so muß ein jeder, für seinen Antheil an dem Nutzen, seinen Antheil an der Arbeit übernehmen, und also für fremden Nutzen arbeiten, wenn ihm fremde Arbeit zu Gute kommen soll. Diejenigen, die zuerst einen etwas beträchtlichen Wall gegen einen austretenden Fluß aufgeworfen haben, befanden sich in diesem Falle. Wenn ihnen die Stimme der Natur zurief: mache dich selbst vollkommen, so vernahmen sie auch bald, daß sie hinzusetzte, und eben darum werde auch ein Werkzeug fremder Glückseligkeit. In dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft, worin die Werke der Kunst, und alle Theile der Wissenschaften zu einem so hohen Grade der Vollkommenheit gestiegen sind, leuchtet uns die Nothwendigkeit einer gesellschaftlichen Bearbeitung derselben so häufig in die Augen, daß sie uns, als eine alltägliche Sache, beynahe nicht mehr genug rührt, um in uns die grosse Wahrheit von der Verbindung unseres eigenen mit dem Wohlseyn anderer Menschen lebhaft zu erhalten.

Ich will Sie aber nur, um nicht Ihre gefällige Aufmerksamkeit zu mißbrauchen, auf Einen

Fall

Fall aufmerksam machen. In den Wissenschaften, die auf Erfahrung und Beobachtung beruhen, ist diese Verbindung am sichtbarsten, darum will ich die Beispiele daraus hernehmen, ohne zu behaupten, daß sie in den blos betrachtenden weniger Statt finde. Wir wissen, daß wir unmöglich die Natur über Alles selbst fragen können, wir müssen uns also freuen, daß sie andere gefragt haben, deren Antworten wir zu nützlichen Grundsätzen in unsern eigenen Untersuchungen anwenden können. Gewisse Beobachtungen können nur an gewissen Orten angestellt werden, z. B. über die Verminderung der Schwere der Körper unter der Mittellinie; insonderheit die astronomischen, z. B. des Durchgangs der Venus durch die Sonne zur Bestimmung der Sonnenparallaxe unter verschiedenen Längen und Breiten der Erdkugel. Ja es ist nützlich, daß die, welche von uns selbst sind angestellt worden, auch von andern angestellt werden, um uns zu versichern, daß wir recht richtig und genau beobachtet haben. Müssen wir daher nicht wünschen, wenn wir unsern Verstand durch die Wissenschaften erhöhen wollen, daß die Verbesserung desselben auch bey Andern ausgebreitet werde, müssen wir nicht von unserm Lichte das fremde Licht vermehren, damit wir wieder von seinem Glanze erleuchtet werden, kurz, müssen wir nicht

Mit-

Mittel zu fremder Vollkommenheit um unserer eigenen willen werden?

Hier hielt Theophron inne, und erwartete mein Urtheil. Wenn Sie nicht weiter gehen, Theophron! fiel ich also ein: so haben Sie noch wenig erwiesen. Sie haben nur gezeigt, daß es Fälle gebe, wo wir aus Eigennutz gemeinnützig handeln müssen. So weit wird Ihnen auch ein Verehrer Epikurs folgen können. Aber es giebt Fälle, wo dieser eigene Vortheil nicht so sichtbar ist, ja wo es vielmehr die Verleugnung unsers Vortheils und Vergnügens ist, die Fälle, worin unsere Gemeinnützigkeit gerade Tugend wird.

Sie haben Recht, Amyntor! erwiederte er, aber ich werde weiter gehen, wenn Sie mir noch einige Aufmerksamkeit gönnen wollen. Wir wollen wieder von der Erfahrung anfangen. Unter den Zuständen der Hülflosigkeit hatten wir auch die Kindheit bemerkt. In den übrigen Fällen konnten die mühsamen Dienste noch durch Gegendienste, oder ihr Aequivalent erkauft werden, man konnte einen Rückfluß des Nutzens auf uns und auf dasjenige wahrnehmen, was uns interessirt. Aber was kann das nackte, hülflose Kind geben, versprechen, hoffen lassen, womit es unsern Eigennutz gewin-

gewinnen könnte, ihm alle die sauren, mühsamen, verleugnungsvollen Dienste zu leisten, die seine Schwachheit bedarf? Auch die geringste Vergeltung ist viel zu ungewiß und zu entfernt. —

Der natürliche Trieb der Eltern, Theophron! fiel ich ein. — Gut! fuhr er fort. Die Vorsehung, wenn ich mich dieses Worts vor Ihnen bedienen darf, hat, sagt man, dafür gesorgt, und der Mutter einen unwiderstehlichen Trieb eingepflanzt, der sich auf die Erhaltung des Kindes bezieht. Ist aber dieser Trieb blos körperlich?

Nichts anders, unterbrach ich, wie es mir scheint. Die milde Nahrung, die nach festgesetzten organischen Gesetzen den Busen der Mutter schwellt, ist eine beschwerliche Last, und wie solte sie das Geschöpf nicht gerne erhalten, das sie von dem stechenden Schmerz befreyt, den der Ueberfluß derselben verursachen muß?

Sehen Sie, — fiel Philokles mit einiger Bitterkeit ein, — das haben Sie und ihre Freunde, die sich Philosophen nennen, mit ihrer kalten, körperlichen Philosophie ausgerichtet, daß sie die Natur von dem berauben, was in ihr das rührendste ist. — Ach! Amyntor! fuhr er mit sichtbarer Bewegung

wegung fort, ich bin auch Vater gewesen. Und noch traure ich um den Verlust eines geliebten Kindes. Vielleicht lebt sie noch, meine einzige Tochter, die ich seit dem ersten Jahre nach ihrer Geburt nicht wieder gesehen; und diese Ungewißheit, ob sie noch ist, ob ich sie wieder finden werde, — daß ich sie entbehren muß, das ist der Wurm, der nun so lange an meinem Innern nagt. O! ich wolte gern sterben, wenn ich sie noch einmal in diese Arme fassen könnte!

Können Sie, — wandte sich Theophron an mich, — können Sie diese Ausbrüche der väterlichen Zärtlichkeit, Amyntor! auch so leicht körperlich erklären, als den Trieb zur Erhaltung des Säuglings? — Doch — fuhr er fort — es muß wohl auch hievon der Grund etwas tiefer, als im Körper, liegen. Sie wissen, daß sich die Weichlichkeit der reichen Mütter von dem beschwerlichen Gesetz der Natur durch eine künstliche Erleichterung entbunden hat. Aber die sinnlichste Weichlichkeit hat sich noch nicht von der anderweitigen Versorgung ihres Säuglings losgesprochen. Ja die Mutter, die der Stimme der Natur ganz gehorcht, folgt dem Zuge des Vergnügens, das ihr geliebter Säugling empfindet, indem sie ihm wohl thut.

Daß es sein Vergnügen sey, durch dessen Mitgenuß die sanfte Wärme der mütterlichen Freude unterhalten wird, läßt sich schon aus der Stärke dieser Freude urtheilen. Sehen Sie, in welchem süssen Selbstvergessen das liebevolle wonnetrunkne Angesicht der säugenden Mutter über ihrem theuren Säugling hängt, ganz in das Vergnügen des Mitgenusses seines Wohlseyns versenkt, gegen alles, was sie umgiebt, unempfindlich. Man müßte eine Wirkung ohne Ursach annehmen, wenn diese Freude keinen andern, als einen körperlichen Grund, haben solte. Sie ist also nicht Eigennutz, sie ist Liebe, und mütterliche Liebe, deren Grösse sich aus den unaussprechlichen Mühseligkeiten, Schmerzen, Verleugnungen der sanftesten natürlichsten Vergnügen, des Schlafs, der Ruhe, die gerade in diesen Umständen so nothwendig und erquickend sind, abnehmen läßt. Und diese Beschwerlichkeiten läßt sich die liebende Mutter so gern gefallen, sie vermindern so wenig ihre Liebe, daß sie vielmehr um desto stärker wird, je mehr ihr der theure Liebling gekostet hat.

Und hier, dünkt mich, entdecken wir die wahre Quelle der mütterlichen Liebe. Sie liebt um des Guten willen, das sie ihrem Kinde bereits erwiesen hat.

Hier, Amyntor! wäre also schon in der menschlichen Natur ein rührendes Beyspiel von uneigennützigem Wohlthun, von Beförderung seiner eigenen Glückseligkeit durch Liebe. Dieses einzige Beyspiel würde schon genug seyn, die Möglichkeit reiner geselliger Vergnügen zu beweisen, und uns eine allgemeinere Wirklichkeit derselben ahnden zu lassen.

Wenn ich sie für diese Wahrheit gewinnen, nicht auch davon überzeugen wolte: so würde ich Ihrer gewiß nicht kalten Phantasie, und Ihrem eben so gewiß liebenden Herzen das bezaubernde Bild, dieser allgemeinen Kette von Liebe vorstellen, die, wie die Kette der Wesen am Throne des Ersten befestigt ist, — das Bild dieser heiligen Flammen, die sich einander mit einem Feuer anzünden, das ursprünglich vom Himmel stammt. Sie mögen so wenig von Absichten in der Natur halten, als sie wollen: so muß sie doch die wohlthätige Oekonomie der Liebe durch ihre bewunderungswürdige Harmonie in ein angenehmes Erstaunen setzen. Die Urheber des künftigen Anbeters der Gottheit glauben blos dem unwiderstehlichen Zuge ihrer Zärtlichkeit zu folgen, ohne noch die unnennbaren Freuden zu ahnden, deren Funken schon in ihrem Busen sind. Diese Funken

müs-

müssen selbst durch die Beschwerlichkeiten, womit die künftige Mutter ihre geliebte Bürde trägt, und die Besorgnisse, womit sie ihrer Entbindung entgegen sieht, angefacht werden. Sie liebt nun das Kind ihres Herzens, für das sie so viel gelitten, so viel gethan hat, um dieses Vielen willen, das sie dafür gethan, dafür gelitten hat; sie sorgt, arbeitet für ein Wesen, das ihrer bedurfte, und dem sie wohlgethan hat, bis es ihrer nicht mehr bedarf, und der nemliche Zug den Geliebten in das nemliche Interesse für ein Wesen zieht, das ihm sein Leben wird zu danken haben.

Haben Sie den Muth, Amyntor! in dem wunderbaren Mechanismus dieser sanften Leidenschaft zu dringen: so werden sie noch überzeugender sehen, wie aus dem Grundtriebe seiner Vollkommenheit Liebe werden könne, und nach dieser Entwickelung werden Sie dann, hoffe ich, an der Allgemeinheit dieser Verbindung zwischen der Beförderung unserer und fremder Glückseligkeit nicht mehr zweifeln. — Aber ich warne Sie, ich bin unschuldig daran, wenn Ihnen eine so tiefsinnige Untersuchung Langeweile machen solte. Wir können schon hier stehen bleiben. —

Ich wolte ihn eben ersuchen, fortzufahren, als uns ein starker Platzregen aus unserer Laube

 ver=

vertrieb, dessen Annäherung uns die Aufmerksamkeit auf unser Gespräch nicht hatte bemerken lassen. Und ich glaube nicht übel diesen Ruhepunkt auch in meiner Erzählung zu nutzen, um Ihnen Raum zu lassen, sich neue Geduld zu sammlen. —

24.

Amyntor an Philarete.

Fortsetzüng des vorigen.

Der Regen hatte nur so lange angehalten, um die Natur zu erfrischen, und den Abend desto angenehmer zu machen. Unser Spaziergang, wozu uns die abgekühlte balsamische Luft einlud, führte uns durch die reizende Wildniß von Ulmen, Acacien und Tulpenbäumen zu den gastlichen Eichen, wo wir sonst meine Euphrosina so oft mit ländlichen Festen überrascht hatten, und an deren benachbarten Baumstämmen das Andenken entfernter Freunde, auch Philaretens Andenken gegen:

gegenwärtig bleibt. Wir setzten uns auf die trockengebliebenen Rasenbänke, und Theophron nahm von neuem das Wort.

„Bisher sind wir immer der Erfahrung gefolgt. Wir haben gesehen, daß es unter Menschen nicht ohne Beyspiel sey, bis zur Aufopferung zu lieben, daß dieses selbst der süsseste Genuß der Liebe sey, und daß auf diesem Triebe das Wohlseyn, die Glückseligkeit und die Erhaltung der Geschlechter beruhe. Aber wie wird der Trieb nach eigener Glückseligkeit und Vollkommenheit zu diesem geselligen Triebe. Durch welche wunderbare Wendung entsteht der eine aus dem andern, da sie einander gerade zu widersprechen scheinen?

Lassen Sie in der menschlichen Seele nur zwey Gesetze zu, wovon uns das Selbstgefühl bis zum Augenschein überzeugt: so wird Ihnen dieser Uebergang gar nicht zu jähe scheinen. Es thut nichts zur Sache, daß sich das Herz dieser Zwischenurtheile nicht bewußt ist. Es giebt dergleichen Zwischenurtheile mehr, worüber es ganz unvermerkt weggleitet, und die Verknüpfungen der beyden äussersten Enden bringen eben so befremdende Erscheinungen hervor.

Das erste Gesetz ist, daß wir unser Daseyn nur durch das Gefühl unserer Thätigkeit inne werden. Gefühl dieser Thätigkeit muß also Glückseligkeit seyn. Und daß wir es dafür halten, läßt sich in hundert Fällen wahrnehmen. Was ist anders das freye Hüpfen des Kindes, wobey es sich so glücklich fühlt? Woher entstehen selbst so viele Thorheiten des Jünglings und des Mannes, von denen man gar keinen sichtbaren Grund angeben kann, wenn sie nicht aus dem Triebe entspringen, dem Ueberdruß der Unthätigkeit zu entfliehen? Was kann das Spiel ohne Eigennutz, was kann das Trinkgelag ohne Weinsucht sonst für Quellen haben?

Das Vergnügen, das wir durch die Uebung unserer Thätigkeit an einem Gegenstande unserer Liebe genossen haben, tragen wir nach einem andern Gesetze auf den Gegenstand selbst über. In seinem Anblicke ergötzt uns die Vollkommenheit wieder, die unser Werk ist. Es ist eine Bemerkung scharfsinniger Beobachter, daß der Wohlthäter mehr liebe, als der Wohlempfänger. Das scheint unbegreiflich, wenn man das menschliche Wohl bloß nach seinen sichtbaren Mitteln, nicht nach seinem unsichtbaren Urstoff schätzt; aber hier haben Sie, wie ich glaube, die Auflösung dieses Räthsels.

Hier

Hier ist ein Beyspiel, das Ihnen die Sache anschaulicher machen kann. Jemand kauft ein Landgut; sein Zweck ist fürs erste nur, mehr Besitzungen zu haben. In der Folge verbessert, verschönert er es, verwendet Kosten darauf, und nun gefällt es ihm; er zieht es ältern Besitzungen vor, wählt es endlich zu seinem beständigen Aufenthalt, kann nirgend anders leben, würde es nicht gegen ein anderes vertauschen, das eben so einträglich, eben so schön wäre, das er aber nicht selbst verbessert und verschönert hätte. — Was macht es ihm so werth? lange nicht so sehr die Verschönerungen, als die Mühe, die er auf dieselben verwandte; nicht bloß die Verbesserungen selbst, als daß es seine Verbesserungen sind. — So ist uns auch das Leblose theurer, das Uns selbst seine Vorzüge zu verdanken hat, woran oder womit wir unsere Thätigkeit geübt haben; wie vielmehr empfindende lebendige Wesen, deren Wohl unser Werk ist?

Die Anlage der menschlichen Natur scheint mir daher mehr zur Uneigennützigkeit als zum ungeselligen Eigennutz gemacht zu seyn. Denn die Menge der geselligen Vergnügen ist unbegränzt, indeß die Anzahl der ungeselligen sehr umschränkt ist. Ja selbst die körperlichen, die nur bey den Thieren ganz ungesellig sind, erhalten bey dem

Menschen einen Werth und einen Reiz von ihrem Mittheilenden, der gewiß das Sinnliche überwiegt. Oder meynen sie, Amyntor! als Ihre geliebte Euphrosine ihre unentweihten Reize Ihrer Liebe überließ, als die eheliche Zärtlichkeit dieser reinen Seele ihre jungfräuliche Schamhaftigkeit überwinden durfte, meynen Sie, daß nur eigennützige Sinnlichkeit Vergnügen nehmen wolte? O! dürfen Sie die Himmlische mit diesen Gedanken entheiligen? — Oder fanden Sie selbst in ihren keuschen Umarmungen — doch Sie erröthen. Ich liebe diesen Unwillen.

Lassen Sie uns also zu andern Scenen des häuslichen Lebens übergehen. Was giebt dem Vergnügen an den unschuldigen, unbefangenen, absichtslosen, reinen Freuden der Kinder so viel Lebhaftigkeit? Diese väterlichen und mütterlichen Vergnügen können in unverdorbenen Herzen sehr groß seyn, und wir finden, daß auch die größten Männer sich nicht geschämt haben, darin eine angenehme Erhohlung zu suchen. Und warum hätten sie sich einer Sache schämen sollen, die der menschlichen Natur so viel Ehre macht? — Dieses Vergnügen vermehrt zugleich die Neigung wiederum, denen, durch die wir es empfinden, wohl zu thun, und diese Wohlthaten machen sie uns

wieder theurer. Eben so ist es mit der ehelichen Liebe, sie wächst in jedem beyder Ehegatten durch das Bestreben den andern zu verbinden, und seine Zuneigung zu gewinnen. Indem sich ein vernünftiger Mann, indem sich eine vernünftige Frau bestrebet, sich auf die Zärtlichkeit der andern Hälfte ein Recht zu erwerben: so wird sie ihnen durch jede Gefälligkeit, durch jede Aufopferung theurer, und sie nehmen selbst die Gefühle an, die sie in dem andern erregen wollen. So ist dann, wenn uns Lieben glücklich macht, nach dem Urtheil einer feinen Kennerin, der Liebende eben so glücklich durch die Aufopferungen, die ihm der Geliebte kostet, als durch die Gefälligkeiten, die er von ihm erhält.

Ist endlich nicht diese Gewohnheit des Wohlthuns überhaupt die Quelle der Liebe in den ältern Verwandten gegen die jüngern, doch am meisten der Eltern gegen die Kinder?

Einen ganz besondern Reiz erhält der geliebte Gegenstand durch die Erinnerung an das, was er uns gekostet hat. Das Kind der Schmerzen ist das geliebteste, und der Liebling, dessen Andenken wir schon viele Thränen geweint haben, wird uns mit jeder Thränenfluth theurer, obgleich der Schmerz durch die Zeit milder, und das Andenken süsser wird, weil es sich mehr auf das geliebte Bild, als auf den Gedanken der Trennung heftet.

Kann auch die Erinnerung, wie geschäftig wir für das Wohl eines geliebten Gegenstandes gewesen sind, lebhafter erhalten werden, als wenn sie sich durch ein schmerzhaftes Gefühl, das die wohlthätige Hand der Zeit mild und angenehm macht, unserm Innern so tief eingedrückt hat? Durch diese Mischung von so mannigfacher Art entsteht dann das Rührende des geliebten Gegenstandes, das ihn für jedermann, aber für seinen Wohlthäter am meisten, anziehend macht.

Darf ich nun, ohne den Vorwurf zu besorgen, Ihren Beyfall überrascht zu haben, auf diese Erfahrungen das allgemeine Gesetz bauen: daß wir alles lieben, was uns das Gefühl unserer Thätigkeit gewährt? Daß wir also die Vollkommenheit, das Wohl Anderer befördern, um unsere eigene Vollkommenheit zu vermehren und zu geniessen? 14)

Mich dünkt, hob Philokles an, Sie sind berechtigt, diese Wahrheiten, die im Grunde nur Eine Wahrheit sind, als ein Grundgesetz der menschlichen Natur festzusetzen.

Wollen Sie mir aber erlauben, fuhr er fort, daß ich diesem Grundgesetze noch eine weitere Aus-

14) Vierzehnte Anmerkung.

Ausdehnung gebe, die seine Anwendung wohl noch etwas erleichtern kann? — Wofern Sie nicht uns etwa selbst noch Ihre Gedanken darüber zugedacht hatten, — setzte er mit einigem Einhalten hinzu, indem er auf Theophrons Antwort wartete.

Ich würde jetzt, antwortete dieser, zu der andern Frage, von dem allmähligen Entstehen der Naturgesetze übergehen, Philokles! Es kann uns also nicht anders als angenehm seyn, wenn Sie ihre Gedanken über diesen unterhaltenden Gegenstand an die Meinigen anknüpfen, und sie uns so mittheilen wollen. Mir wird es insonderheit eine angenehme Vermehrung meiner Ueberzeugung verschaffen, meine Gedanken durch Ihren Beyfall bestärkt zu sehen."

Doch ich muß unsere Verhandlungen wieder unvollendet abgehen lassen, wenn Ihnen dieses Stück aus demselben nicht zu lang werden soll. —

25.

Amyntor an Philarete.

Fortsetzung des vorigen.

Philokles fuhr darauf folgendergestalt fort: Theophron hätte uns also überzeugt: daß uns die Beförderung des Vergnügens und der Glückseligkeit anderer empfindlicher Wesen angenehm sey, indem wir dabey unsere eigene Vollkommenheit empfinden, ja daß wir überhaupt die Gegenstände lieben, mit denen die Wirkungen unserer Thätigkeit sich, so zu sagen, vermischt haben.

Diesen Grundsatz, meine ich nun, könne man bis dahin erhöhen, daß uns alles gefalle, was Vollkommenheit, Leben, ungehinderte Thätigkeit, unaufgehaltene Kraft enthält oder ausdruckt, auch dann, wenn wir sie ihm nicht gegeben haben; wofern wir nur mit einem beträchtlichen Grade von Lebhaftigkeit davon gerührt werden.

In diesem Grundsatze glaubte ich dann die allgemeine Quelle unseres Wohlgefallens an dem Schönen, wie an dem Guten zu finden; daraus würden sich sowohl die Gesetze des Geschmacks als des Gewissens, der Kritik wie der Sittenlehre herleiten lassen. Wir würden dann finden, — was Ihnen noch auffallender seyn wird, — daß so wenig die Gesetze des Geschmacks und der Kritik, als der Sittenlehre willkührlich sind. — Wie wenn ich dieses Paradox zu behaupten unternähme? Wenn nicht allein die Gesetze der Tugend, wenn auch die Regeln des Geschmacks nothwendig und unveränderlich wären, wie würden Sie noch Ihrem alten Glauben an eine willkührliche Sittenlehre treu bleiben können, Amyntor! Ich fordere Sie auf, mich ohne Schonung Schritt vor Schritt zu verfolgen, und mir nicht das geringste, was Ihnen nicht unleugbar scheint, durchgehen zu lassen.

Ich nehme die Ausforderung an, erwiederte ich! Denn hier hab ich die Erfahrung zu sehr auf meiner Seite. Auch ist die unvermeidliche Verschiedenheit und Veränderlichkeit des Geschmacks eine so allgemein erkannte Sache, daß sie beynahe zum Sprichwort geworden ist. — Philokles! was unternehmen Sie! Sie wollen den Proteus fesseln, der in seinen tausendfachen Gestalten Nichts

und

und Alles ist, wenn sie das Gesetzen unterwerfen wollen, was von der Mode abhängt, diesem unerklärlichen und eigensinnigen Dinge, das gemeiniglich kein anderes Gesetz erkennt, als den Eigensinn und die Laune, vielleicht den Morgentraum einer liebeskranken oder verbuhlten oder eiteln Thörin.

Die Urtheile des Geschmacks, Amyntor! erwiederte Philokles, mögen Ihnen noch so eigensinnig und gesetzlos scheinen, so müssen sie doch einem Reize folgen, der zwar oft, doch nicht immer schwer zu ergründen, oder gar unergründlich ist.

Sie haben wohl gesagt, Philokles! daß Sie ein Paradox behaupten, fiel ich ein. Denn was kann paradoxer seyn, als daß ganz widersprechende Urtheile einerley Gesetz folgen. Die Urtheile des Geschmacks widersprechen sich Philokles! Was heute die Mode als schön bewundert, wird sie vielleicht Morgen als abscheulich verschmähen. Das ist die Geschichte aller Tage und aller Menschen. Und ich glaube, sie hat heute so gut Recht als gestern. Diese widersprechenden Urtheile leiten sie nun aus Einem Grundgesetze her, wenn Sie können!

Ich glaube es zu können, antwortete er, wenn Sie mich noch einige Augenblicke anhören wollen.

— Alle Schönheit ist entweder bloß leblose, oder auch belebte und sittliche Schönheit. Bey allen drey Arten liegt augenscheinlich dargestellte und empfundene Vollkommenheit, oder. — wenn Sie dieses Kunstmäßige Wort erschreckt, — Leben, Thätigkeit und Kraft zum Grunde.

Es ist das Gefühl unseres Lebens, das ist, unserer leichten und ungehinderten Wirksamkeit, das uns den Anblick des Lichts so angenehm und der tiefen Finsterniß so grausenvoll macht. Der Mensch hat dieses Urtheil schon in den frühesten Sprachen ausgedruckt, und das Wonnegefühl, das ihm der wohlthätige Anblick des Lichts gewährt, hat die Verwechselung der Begriffe von Leben, Licht, Glückseligkeit, die sich am frühesten zusammen gesellen mußten, sobald natürlich gemacht. Eben darum mußte Licht das erste erhabene Bild der Gottheit seyn. Gott selbst im Genuß der höchsten Glückseligkeit und der Quell aller geschaffenen Glückseligkeit war seinem gefühlvollen Verehrer Licht, seine Wohnung ein unzugängliches Licht, Licht mit dem Ewigen gleich ewig, oder der erstgebohrne Ausfluß des Ewigen.

Aus eben dem Grunde sind uns Schall, Bewegung, milde Wärme 15) schon Ursachen ange-

15) Funfzehnte Anmerkung.

angenehmer Empfindungen. In dem gewöhnlichen Zustande geben wir zwar auf diese Quellen der Behaglichkeit, worinn wir uns befinden, wenn uns bloß wohl ist, wenig Acht. Es hat daher ein gewisser Grad von Beobachtungsgeist dazu gehört, ihre vergnügende Kraft wahrzunehmen, und auch dieses hat nicht anders, als durch die Bemerkung der Unbehaglichkeit, und, wenn sie zu einem hohen Grade steigt, des Schauders und Grausens wahrgenommen werden können, die die Empfindung ihres Gegentheils zu begleiten pflegen. Oedes allgemeines Schweigen, todte, bewegungslose Ruhe, erstarrende 16) Kälte verursachen schon einzeln und im geringerm Grade Unruhe und Unzufriedenheit, und vereinigt im höchsten Grade quälende Furcht und schreckenvolles Grausen. Hier ist nicht Gewohnheit, nicht Ideenverbindung. Das neugebohrne Kind folgt schon mit seinen Augen dem angenehmen Lichte, drückt seine Unruhe mit der Natursprache des Schmerzens aus in der Dunkelheit und Einsamkeit, verlangt mit eben diesen Ausdrücken das Vergnügen der Bewegung, und wird zufrieden, sobald man es ihm verschaft.

Das ist, so wenig wir auch daran denken, der erste Grundstoff der Anmuth des Lebens und der

16) Sechzehnte Anmerkung.

der Quellen des Wohlseyns, das wir in dem unermeßlichen Bezirke der immer ändernden, tönenden, bewegten und lebendigen Natur empfinden. Aus ihren Gränzen in die Gegenden des todten, ewigschweigenden, dunkeln, unbegränzten Leeren verbannt, mit welcher Sehnsucht würden wir unsern Augapfel spannen, um den letzten schwachen Schimmer aus den Gefilden des Lichts, unsere Gehörnerven um den letzten leisen Ton aufzutrinken, mit welcher Sehnsucht unsere Hände nach den Gegenden des Lebens ausstrecken! Und dieses Alles um Quellen der Empfindung, um Gegenstände zu haben, woran wir unsere Thätigkeit und Kraft äussern können. —" Philokles hielt inne, um zu sehen, ob ich etwas einzuwenden hätte.

Ich fand nichts, und indem ich ihn bat fortzufahren, setzte ich bloß hinzu: „Ich wüßte nicht, Philokles! was sich gegen Ihre Gründe sagen liesse. Ja! wenn es zu ihrer Bekräftigung dienen kann, daß ich aus denselben manches in meiner eigenen Erfahrung besser erklären kann! so muß ich Ihnen selbst Waffen zu meiner Besiegung in die Hände geben. In den Streifereyen des Gesprächs, wenn wir in der Abendtheestunde um den dunkelgrünen atlassenen Sopha herumsassen, worauf Aspasia in ihrem weißen Taffent Desha-

billee schmachtend an einer Migraine ausgestreckt lag, lief auch einmal die Frage herum, ob man sich wohl wünschen könnte, auf der Welt ganz allein zu leben. Es schien auf dem ersten Anblick sehr reizend, allein und ohne Nebenbuhler, in dem Besitz aller der Herrlichkeiten und Güter zu seyn, die man jetzt in anderer Händen sehen muß. Allein demungeachtet waren alle Stimmen und auch Aspasiens Entscheidung gegen diesen Wunsch. Wir glaubten es alle getroffen zu haben, wenn wir die Staatsursach dieser Entscheidung darin zu finden meinten, daß man alsdann keinen Hof von Verehrern, keine Bewunderer seiner Reize haben könne. Getroffen oder nicht, ich sehe, daß in jedem Falle der wahre Grund tiefer lag, als wir, und ohne Zweifel Aspasia selbst sich träumen ließ."

„Wenn wir also mit diesen Beobachtungen den Grund gelegt haben, fuhr nun Philokles fort, so können wir bey den übrigen angenehmen Empfindungen desto kürzer seyn. Sie werden alle müssen aus einerley Hauptquellen fliessen. Dieses nemliche leichte Gefühl von unserer Thätigkeit, das uns mildes Licht, unbetäubenden Schall, angemessene Bewegung so angenehm macht, wird auch den Farben und den Tönen Schönheit geben. Der höchste Grad des Lichts, der stärkste Schall, die

schnell-

schnellste Bewegung und von der mannichfaltigsten Richtung würde zwar nach dem angegebenen Grundsatze der angenehmste seyn müssen, wenn er nicht unsere Kräfte, die eingeschränkt sind, durch seine Stärke überwältigte. So wenig unsere zarten Sinnglieder können ihn, ohne beschädigt zu werden, ertragen, noch unsere Seele, ohne zu erliegen, ihn umfassen; zu helles Licht blendet, zu heftiger Schall betäubt, und zu schnelle kreisförmige Bewegung macht schwindlich. 17)

Dieser Umstand giebt uns eine neue Quelle unangenehmer Empfindungen, die der vorigen gerade entgegensteht, und wir haben also nun zwey Hauptquellen derselben: gänzliche **Unthätigkeit** und **Ueberspannung**. Das Angenehme muß also zwischen diesen beyden Aeussersten mitten inne liegen. Die zarte Linie zu bestimmen, wo es seinen höchsten Grad erreicht, ist unmöglich. Die Verschiedenheit der Menschen, in Ansehung der Stärke und Schwäche ihrer Sinnglieder, der Kraft ihrer Seele, und des Grades von Spannung, deß sie fähig ist, muß sie nothwendig zwischen den allgemeinen Schranken der ganzen Menschengattung schwankend machen.

17) Siebenzehnte Anmerkung.

Hier verräth sich der erste Grund der Verschiedenheit des Geschmacks, und zwar einer nothwendigen unheilbaren Verschiedenheit. Schwächt aber dieser Grund die Allgemeinheit des ersten Gesetzes: daß Unthätigkeit und Ueberspannung unangenehm, und leichte Thätigkeit angenehm ist? Oder ist er nicht vielmehr eine Bestätigung derselben. In den widersprechendsten Erscheinungen lassen sich übereinstimmende Triebfedern entdecken, wenn man bis auf ihren Grund zu dringen weiß. Die nemliche Mutter schlägt ihr Kind, wenn es fällt, und liebkoset es. Zorn und Zärtlichkeit wie verschieden! und der Grund von Beyden ist doch Liebe.

Bemerken wir, daß der Mensch einer verschiedenen Ausbildung fähig ist, daß seine Kräfte zu verschiedenen Graden und in verschiedenen Verhältnissen können erhöhet und verstärkt werden: so stossen wir auf eine neue Ursach der Verschiedenheit des Geschmacks. Das hängt nun von unsern freywilligen Uebungen, am meisten aber von den ungewählten Lagen des Lebens ab, worinn die Umstände verschiedentlich auf uns wirken, und, auch uns selbst unbemerkt, unserer Seele die Stimmung geben, wovon sowohl unsere Empfindungen als Urtheile über die Schönheit und Häßlichkeit der Gegenstände abhängen.

Ueber

Ueber diese Einschränkung unseres Wesens haben wir uns nicht zu beklagen. Was durch sie dem Vergnügen an Stärke abgeht, das ersetzt sie durch die Mannigfaltigkeit wieder, die sie uns so angenehm macht. Die Schönheiten der Natur sind unbegränzt und zahllos, aber sie verwirren und erdrücken unser Gefühl, wenn sie nur einigermassen in beträchtlicher Menge und Stärke auf uns eindringen. Dagegen ist ihre Unerschöpflichkeit desto vortheilhafter für die Abwechselung, wornach wir uns sehnen, und deren Genuß so angenehm ist. Der Grund dieses Bedürfnisses liegt wiederum in nichts anders, als in dem höhern Bedürfniß der Seele, ihre Thätigkeit zu äussern, wozu ihr einerley Gegenstand nur auf eine sehr kurze Zeit Nahrung geben kann.

Die Empfindungen eines Gegenstandes werden so wie sie veralten, schwächer, sein Schimmer, der ihm die Neuheit gab, verbleicht, und, da er uns nicht mehr genug beschäftigt, so wird er uns erst gleichgültig, dann ekelhaft und verhaßt.

Hier haben Sie wieder einen Grund von der Verschiedenheit der Urtheile über Schönheit und Häßlichkeit, und ich kann diesen Grund nicht ohne eine besondere Rücksicht auf die wandelbaren Urtheile der Mode anführen. Die Mode mag die-

selbige bleiben, aber wir bleiben nicht dieselbigen. Sie gefiel uns, so lange ihr Anblick neu war, sie mißfällt uns, seitdem wir uns daran satt gesehen haben.

Diese Einrichtung des menschlichen Geistes mag uns vielleicht gleichgültig, wo nicht tadelhaft scheinen, wenn bloß von der Veränderung so nichtsbedeutender Dinge, als der Kleidermoden die Rede ist, aber die Vorsicht hat sie zu grössern Zwecken genutzt. Denn auf ihr beruht unser stetes Fortdringen von einer Vollkommenheit zur andern. Jede Vortreflichkeit, wenn sie erworben ist, interessirt uns nur durch die Besorgniß ihres Verlustes, der uns unerträglich seyn würde, aber sie reizt uns, wie es uns vor ihrem Besitz schien, bey weitem nicht mehr stark genug, um uns ganz an sich zu fesseln; wir müssen fort, wir jagen schon wieder einem fernern Ziele nach. — Wir würden hier zu weit ausschweifen, unterbrach er sich, wenn wir die Endursachen dieses Triebes erforschen wolten. Indeß kann es sich der Weise nicht oft genug sagen, daß die unbedeutendsten Beschäftigungen ihren Nutzen haben, und von der Vorsehung zu sehr wohlthätigen Absichten veranlaßt sind, wenn er nicht stolz und gallsüchtig urtheilen will. Man giebt mir Bitterkeit und finstern Ernst schuld, fuhr Philo-

kles

kles fort, indem er mich ansah. Aber ich suche eine wohlthätige Vorsicht auch im kleinsten, und zwar, je mehr ich lerne, immer desto mehr zu verehren. Und doch habe ich gelitten, wo es einem empfindlichen Herzen am wehsten thut. Ich kenne die väterliche Absicht der erziehenden Liebe, aber ihre Streiche schmerzen darum nicht weniger — Das sag ich denen, die im Sonnenschein des Glückes leben, und doch die Güte der Vorsicht verkennen. —

Ich wußte, wem dieses galt. Vielleicht habe ich diesen Vorwurf verdient. Philokles fuhr fort.

So glaube ich, könne man den Trieb nach Thätigkeit in den vergänglichsten, schnödesten Dingen entdecken. Wenn sie diesen Trieb in denjenigen beschäftigten, bey denen er anders nicht beschäftigt werden kann, wenn sie die Stunden der Muße ausfüllten, auch bey den thätigsten Geistern noch einige Augenblicke einnähmen, die anders nicht angenehm ausgefüllt werden können, wenn sie dem schädlichen Ueberdruß zuvorkämen —

Doch lassen Sie uns nun zurücksehen, wie weit wir gekommen sind. Unthätigkeit und Ueberspannung war uns unangenehm, ihr Gegentheil

theil angenehm; das Gefühl von dem Einen verursachte uns Schmerz, das Gefühl des Andern Vergnügen. Da es hiebey auf die besondere Natur eines jeden Menschen ankam, so mußte einerley Gegenstand auf verschiedene Menschen verschiedene Eindrücke machen. Diese Verschiedenheit wurd noch durch die verschiedene Ausbildung der Kräfte vermehrt, die von Erziehung, Lebensart, Schicksalen u. s. w. abhängt. Hier mußte sich nun noch eine andere Art von Vergnügen hervorthun, das Vergnügen der Abwechselung.

Sind Sie nun überzeugt, Amyntor! daß wir Alle unter der Herrschaft des Einen grossen Gesetzes stehen, daß uns nichts gefalle, was nicht unsere Kraft in Bewegung setzt, — daß dieses Gesetz selbst den Eigensinn des willkürlichsten Geschmacks beherrsche, und selbst bey seiner wunderlichsten Unbeständigkeit zum Grunde liege?

Ob ich überzeugt bin? Philokles! bis dahin, ja! aber es giebt noch so viel Widersprüche in den sittlichen und Geschmacksurtheilen, daß ich Ihre Sache noch nicht in allen Punkten als gewonnen ansehen kann. Nur was wird es noch kosten, den ganzen Proceß zu verliehren oder zu gewinnen! Ich bin ein so ungeübter Sachwalter, den jede Rechtsschrift noch so viel Mühe kostet. — Indeß

jetzt

jetzt müssen wir schon ein Urtheil fällen, um unsere Sitzung endigen zu können. Wir sind nicht so auf die Zeit aufmerksam gewesen, als Popens Richter, wir haben uns schon dreymal zum Abendessen rufen lassen, und sitzen noch hier und richten. — Dort kömmt schon wieder ein Bedienter: Theophron, machen sie den Anfang. —

26.

Amyntor an Philarete.

Beschluß des vorigen.

Was ich noch einzuwenden habe? Philokles! fieng ich an, als wir uns nach dem Abendessen vor dem Gartenhause niedergelassen hatten, — dieses!

Es giebt noch Widersprüche in den sittlichen Urtheilen, und in den Urtheilen des Geschmacks, die sich bey weiten nicht vermittelst der Gesetze vereinigen lassen, die sie uns in der menschlichen Natur gezeigt haben, und die man freylich muß gel-

ten lassen. Der Diebstahl war bey den bewunderten Spartanern nicht schändlich, ja, wenn er mit Glück und Geschicklichkeit ausgeführt wurde, sogar ehrenhaft, bey uns ist es auch der glücklichste Streich des geschicktesten Schülers eines Kartouche nicht, auch wenn er von einem spartanischen Kartouche noch so sehr wäre bewundert worden. In Sparta fand man es schön, wenn auch die Häupter des Staats in einem Schmucke einhergiengen, worinn nur noch die Cyklopen auf unsern Schmelzhütten des Unterharzes vor ihren Feueressen erscheinen. Aber was brauchen wir in das Land der Gelehrten zurückzugehen, wir sehen diese Widersprüche beständig vor uns. Wir nennen einen weiblichen, wir nennen einen männlichen Anzug schön, ein Gebäude schön, und einen Garten schön, und was kann wohl unähnlicher seyn, insonderheit wenn wir die Gärten nehmen, die nach dem neuern Geschmacke der Natur am ähnlichsten angelegt werden, und die wohl freylich auf diesen Ruhm den gerechtesten Anspruch machen. Vergleichen Sie das, wenn Sie können. Sie sehen, ich bin nicht eigensinnig. Aber wenn Sie nichts mehr zu sagen haben, wenn Sie nicht noch neue Gründe im Hinterhalte haben, so erlauben Sie mir zu sagen: Sie haben Ihre Sache nur halb gewonnen.

Wenn

Wenn Sie nur gestehen, Amyntor! daß ich Sie halb gewonnen habe, erwiederte Philokles. — Wie können Sie sich über meine Spartaner wundern. Sie würden sich wundern müssen, wenn Sie anders geurtheilet hätten. Wir waren ja darüber eins, daß es bey dem Geschmacke nicht bloß auf den Gegenstand ankomme, daß ein jeder nach seinem verschiedenen Genie und Charakter auch einen andern Geschmack haben müsse.

Der Punkt von ihrem Diebstahl gehört in ein ganz anderes Kapitel. Lassen Sie uns also nur jetzt bey dem Andern von ihrer Kleiderpracht stehen bleiben. Es scheint sonderbar, daß einige Empfindungen allgemein angenehm sind, daß alle Stimmen aller Menschen darin überein kommen müssen, — daß angemessenes Licht, Schall, Wärme, Abwechselung, Vergnügen verursachen, und daß sobald wir von diesen Gegenständen weiter gehen, die Urtheile getheilt werden. Man könnte sagen, da die Ursachen dieses Vergnügens in der Bewegung des Körpers liegen, daß ihre Herrschaft sich also über alles erstrecken müsse, was einen Körper hat. Und so ist es, denn sie erstreckt sich über die ganze thierische Schöpfung, auch über die vernunftlose.

Allein

Allein es hat auch mit der Allgemeinheit der Herrschaft dieser Ursachen nicht so seine ganz unbedingte Richtigkeit. Sondern nach der verschiedenen Leibesbeschaffenheit des empfindlichen Wesens ist ihm ein Schall, ein Glanz, ein Grad der Wärme angenehm oder unangenehm, je nachdem er entweder zu schwach, oder zu stark, oder seinen Kräften angemessen ist. Hier, wo die Quelle des Vergnügens bloß im Körper ist, trägt also die Verschiedenheit seiner Beschaffenheit zur Verschiedenheit der Urtheile über die Ursachen der Empfindungen so vieles bey, warum soll nicht auch die verschiedene Ausbildung der Seele zu dieser Verschiedenheit etwas beytragen? Eben so gut, als dem einen Auge etwas zu helle scheint, was dem andern gerade recht ist, eben so gut wird dem einen Geschmack etwas schön seyn, was dem andern gleichgültig ist, wenn die Seele des einen eine andere Ausbildung erhalten hat, als die Seele des Andern.

Das sind alles allgemeine Sachen, Philokles! fiel ich ein, die ich zugebe, ja von denen ich bekenne, daß sie mir schon manches in den Verschiedenheiten des Geschmackes erklären, die ich sonst nicht mit dem allgemeinsten höchsten Gesetze desselben reimen konnte. Lassen Sie es seyn, die

Spartaner hielten ihre Kleider für schön, weil sie keine bessern kannten. Aber das werden sie doch nicht zur Ursach angeben, wenn ich frage, warum steht das Einem Geschlecht schön, was uns an dem Andern beleidigen würde? Bis dahin reicht ihr allgemeiner Grund lange nicht.

So werde ich wohl noch auf einen besondern sinnen müssen, — erwiederte er, — und hier ist ein solcher, von dem ich hoffe, daß ich ihn auf den allgemeinen werde zurückführen können.

Wir können die Schönheit der Linien und Flächen, die den Körper umgränzen, so wie der Farben, die ihn sichtbar machen, nach dem Gesetz bestimmen, über das wir schon eins geworden sind. Allein hier betrachten wir ihn als eine todte Masse, nicht als ein Werk, das zu einem gewissen Zweck zusammengesetzt ist, oder als einen Theil eines andern solchen Werkes. Die Vollkommenheit dieses Werkes wird nach seinem Zweck beurtheilt werden müssen. Werden Sie nicht diejenige Form eines Schiffes die beste nennen, die dem Zwecke des Schiffes, daß es leicht und schnell die Fluthen durchschneide, am angemessensten ist?

Hier werden nun schon die Regeln der Vollkommenheit und der Schönheit einander ziemlich ins

ins Gedränge bringen; ja es werden sich Fälle finden, wo sie alle schöne Linien und Farben werden aufgeben müssen, wenn sie dem Werke seine Vollkommenheit geben wollen. Wenn die Festigkeit ein Hauptzweck eines Gebäudes ist: so werden ihnen die Gesetze der Mechanik verbieten, die Mauren und Wände in den schönsten Wellenlinien und anders als Lothrecht aufzurichten. Die obersten Theile würden die untersten erdrücken, wenn ihnen diese nicht Lothrecht entgegen wirkten, und wenn der Schwerpunkt ausser der Grundfläche fiele, würde es leicht nach der Seite hinstürzen, wo er hinfällt.

Den Körper des Schiffs hingegen dürfen Sie nicht aus geraden Linien zusammensetzen, wenn die widerstehenden Gewässer sanft an demselben hingleiten sollen, so wie sie ihm auch keine runde Form geben dürfen, wenn es die Fluthen leicht durchschneiden soll.

Hier, dünkt mich, entdecken wir also einen neuen Grund der Widersprüche in den Urtheilen über die Schönheit. Mich dünkt ferner, daß wir es nun genau angeben können, was man damit sagen wolle: es giebt eine allgemeine Schönheit, und es giebt für besondere Arten von Körpern besondere Arten von Schönheit. Die Schönheit

heit eines Hauses ist nicht die Schönheit eines Schiffes, die Schönheit eines Vogels ist nicht die Schönheit eines Pferdes u. s. w. Gesetzt, unter allen Linien wäre eine schlechterdings die schönste: so würde demungeachtet, da sich nicht die schönste zu dem Zwecke jedes Körpers schickt, dieser Körper wegen der Art und des Grades von Schönheit, der mit seinem Zwecke bestehen kann, schön genannt zu werden verdienen. 18)

Und was soll das zu unserer Frage? fiel ich ein.

Dieses! antwortete er. Ein jedes Werk hat seine eigene Schönheit; denn von der äussern Schönheit paßt nur eine Art, vielleicht eine geringere zu seiner innern Vollkommenheit. Diese Art wird zugleich ein Zeichen der innern Vollkommenheit, so daß man gewissermassen sagen kann, die äussere Schönheit gewinnt das durch die innere Vollkommenheit dadurch wieder, daß es ihr Zeichen wird, was sie dadurch zu verliehren schien, daß sie ihr etwas aufopfern mußte. Das will man, dünkt mich, sagen, wenn man von der specifiken Schönheit der Werke der Kunst und der Natur redet.

Nun

18) Achtzehnte Anmerkung.

Nun werden Sie doch gestehn, daß die Vollkommenheit des Mannes eine andere sey, als die Vollkommenheit des Weibes; daß Stärke, Entschlossenheit, Kraftgefühl, Wahrhaftigkeit, Standhaftigkeit, fester weiser Sinn, Unerschrockenheit, Seine Tugenden, — Liebreitz, Gefälligkeit, Nachgeben, schamhafte Bescheidenheit, zärtliche Besorgniß, Bestreben zu gefallen und geliebt zu werden, Ihre Tugenden sind. Wenn diese sollen dem Leibesauge sichtbar werden, müssen sie es nicht durch Wuchs, Bildung, Stellung, Gang, Mienen, Kleidung, u. s. w. werden, und erhalten diese also nicht, da sie äussere Zeichen des Innern sind, die Benennung schön oder häßlich, je nachdem sie die Eigenschaften ausdrücken, die die eigenthümlichen Geschlechtstugenden desjenigen sind oder nicht sind, an dem man sie wahrnimmt?“

Philokles würde vielleicht noch fortgeredet haben; aber ein Kopfweh, das er bisher unterdrückt hatte, war so stark geworden, daß er aufhören mußte. Er fuhr nach Hause, und die übrige Gesellschaft gieng aus einander, ein jeder in sein Zimmer.

27.

Amyntor an Hedion.

Zürnen Sie nicht, Hedion! wenn ich Ihre rosenfarbige Laune etwas unterbreche. Denn was ich Ihnen auch werde Angenehmes schreiben können, so wird der Ausdruck meiner Freude gegen den Ihrigen doch nur immer wie das unsichtbare Feuer der Lebenswärme gegen eine Feuersbrunst seyn, deren Flammen den Himmel röthen. Sie wissen, ich habe nie über seine Art glücklich zu seyn, mit jemand gestritten. Die Erfahrung ist da immer der beste Lehrmeister, und ohne sie ist alles andere Lehrmeistern vergebens. Und diesem Lehrmeister überlasse ich auch Sie. Wer weiß, wie früh oder wie spät Sie, nachdem Sie alles erschöpft haben, aus Verzweiflung, von selbst auch von den Vergnügen der Tugend in dem Schoosse der Natur werden kosten wollen. — Also — ich unterbreche Sie, ob angenehm, das steht dahin. Denn was ich Ihnen zu sagen habe, wird einförmig, wo nicht langweilig, oder gar

weinerlich seyn. Doch Sie wollen das Gemählde meines jetzigen Lebens. Hier ist es, vielleicht daß es durch die weite Reise bis zu Ihnen noch einigen Reiz erhält.

Meine Gesellschaft ist jetzt recht zahlreich. Finden Sie das Wort nicht übertrieben, wenn ich Ihnen sage, daß sie nur mit meiner Mutter, Theophron und Philareten ist vermehrt worden. Nach unserer alten Rechnung würde das Einsamkeit heissen, und würde es auch seyn, wenn nicht die Innigkeit des Genusses der wenigen wahren Freunde die Menge der vermeynten ersetzte, so wie sich Ihre grosse Welt bequemen muß, durch die Menge, den Mangel dieser Innigkeit zu ersetzen; wobey freylich derjenige, der in der Gesellschaft Bedürfnisse des Herzens befriedigen will, unter dem Schwalle, als unter den Bäumen des Waldes, mit einigen ausgesuchten Freunden umherwandelt, die er unter ihnen nebenher mitfindet.

Diese Innigkeit ist allgemein, und scheint durch die Theilnehmung zu wachsen. Insonderheit bin ich derjenige, der am meisten dabey gewinnt. Meine Agathe, deren Bildung und Vergnügen durch meiner Mutter und Philaretens

sorg-

sorgfältige Liebe so sichtbar ist, bindet mich noch immer mehr mit den Banden der Dankbarkeit und der zärtlichsten Verehrung an Ihre beyden Pflegerinnen. Alles huldigt Philareten, Hedion! selbst Philokles sucht sie auf, nähert sich Ihr unvermerkt mit einer Geflissenheit, die uns an ihm befremdet. Sein Auge wird milder, sein Blick theilnehmender, wenn er auf dem Ihrigen verweilt.

Wollen Sie wissen, was ich dabey empfinde? Freude, — Freude meine Huldigung durch seinen Beyfall gerechtfertigt zu sehen. Wie unwiderstehlich muß der Reiz der Schönheit seyn, wenn ihr auch der strenge Selbstpeiniger nicht widerstehen kann!

Unsere Tagesordnung ist übrigens zu einförmig, als daß ihre Abschilderung meinen Hedion unterhalten solte. Was wir unsere Lustparthien nennen hat so wenig das Ansehen von dem, was man so zu nennen pflegt, daß ich mich kaum getraue, sie bey Ihnen dafür auszugeben. Sie erhalten für uns ihr Anziehendes größtentheils von der vergnügten Stimmung, womit wir sie geniessen, und die aus dem Wiederschein der gegenseitigen Zufriedenheit

entspringt. Das bringt Wechsel in den einförmigsten Tag, und giebt dem gemeinsten Dinge den Werth der Neuheit. Da ich Ihnen aber von diesem Unnennbaren doch keinen Begriff machen kann: so soll auch keine Erzählung unsers Zeitvertreibes meine liebe Gesellschaft Ihrem stolzen Achselzucken bloß stellen.

Solten Sie sich einmal, wie Sie fürchten, in Lady L. Spatziergänge verirren: so erzählen Sie ihr etwas von mir. Ich erlaube Ihnen, mich mit Ihrem ganzen leichtfertigen Spotte bey Ihr wieder einzuführen, wenn Sie ihr Blick voll sanfter Würde nicht entwafnet.

28.

Hedion an Amyntor.

Sie thun mir Unrecht, Amyntor! wenn Sie mich gegen irgend etwas gleichgültig halten, was Sie angeht. Ich hätte also gar kein Herz zur Freundschaft gemacht. Sehen Sie, wie Sie immer für das Aeusserste sind? Weil ich Ihren Entschluß mißbillige, sich auf dem Lande zu begraben, bin ich ein Feind des Landlebens; weil ich die Belustigungen der Welt mitnehme, bin ich für die häuslichen Freuden, ja! für die Freundschaft unempfindlich. Alles oder gar Nichts! So ausschliessend ist mein Geschmack nicht. Ich lasse den Strom meines Lebens nicht in dem geraden Bette eines Kanals zwischen einerley Ufern vorbeyschleichen. Wenn er eine Zeitlang unter den Pallästen geflossen hat, laß ich mir es gern gefallen, daß er durch eine ungefähre Windung Ihre angenehmen Thäler, Wiesen und Hayne aufsucht, an den Schäferhütten vorbeygleitet, und mit Vergnügen an ihren unschuldigen und wonniglichen Ufern ver-

 weilt.

weilt. Halten Sie mich nun werth, Ihre häusliche Tagesgeschichte zu hören? —

Doch, Amyntor! ich argwöhne eine andere Ursach Ihrer Zurückhaltung. Warum sind Sie aber gegen einen Freund so geheimnißvoll? Wenn ist es mir eingefallen, den Geschmack zu tadeln, den ein Mann von Ihren Jahren an einer artigen Frau findet, wenn er mit ihr seine Umstände verbessert, und nicht für die Gesellschaft verlohren geht? Habe ich Sie errathen, mein Freund! Fürchten Sie nichts, ich denke zu gründlich, so wenig Sie es mir jetzt zutrauen, als daß ich durch seichten Spott Ihr Vertrauen verscherzen sollte. Denn ich hoffe, Sie werden aus der rosenrothen, nicht aus der feuerfarbigen Flasche der Liebe trinken. Ein Mann, wie Amyntor, wird nicht den ländlichen Seladon spielen, und entfernt von den Vergnügen der Welt, mit einer Turteltaube in dem einsamen Ulmenhayne seines Landguts girren. Sie sind sich der Gesellschaft schuldig, und Sie werden noch ein Verdienst mehr um sie haben, wenn Sie einer jungen Wittwe von Philaretens Liebenswürdigkeit ihre heiligen Vorurtheile nehmen und sie zum Umgange für uns Andere bilden. Dann müssen Sie aber nicht verliebt seyn, guter Freund! — Sehen Sie wohl, daß Sie meines guten Raths

bedürfen? Ich denke doch, daß er nicht zu spät kommen soll, und daß Sie nicht bereits unheilbar sind. Ich brenne recht, das von Ihnen selbst zu erfahren, und mit diesen freundschaftlichen Gesinnungen beschwöre ich Sie, alle Zurückhaltung fahren zu lassen, und mich ganz zu Ihrem Vertrauten zu machen.

29.

Amyntor an Hedion.

Ihr Argwohn, Hedion! beschleuigt mneine Antwort. Wir müssen uns also verständigen. Womit habe ich Ihnen zu Ihrer Vermuthung Anlaß gegeben? Ich habe mich wohl gehütet, Ihnen etwas von Liebe gegen Philareten merken zu lassen; denn ich würde sie mir selbst verhelen, so wenig bin ich gewiß, ob sie meine Huldigung annehmen wird.

Da Sie aber einmal glauben, mich errathen zu haben: so sollen Sie, um mich richtig zu beurtheilen, alles erfahren.

Sie wissen, wie meine Mutter mit Philareten Bekanntschaft gemacht hat. Sie sahen sich oft, seitdem sie, während der kurzen Landbesuche meiner Mutter, aus Nachbarn waren Freunde geworden. Ihre Freundschaft war bald so innig und vertraut geworden, als sich bey gleich starker Empfindlichkeit des Herzens und so grosser Aehnlichkeit der Gesinnungen erwarten ließ. Ich sahe Philareten bisweilen bey meiner Mutter; aber mit der Nachläßigkeit, womit man in der Welt unter den Zerstreuungen alles sieht, mit der Nachläßigkeit, die keinen merklichen Eindruck zuläßt.

Nach dem Tode meiner theuren Euphrosine schien meine Mutter etwas mehr zu wünschen; sie schien unsern Umgang geflissentlich zu befördern, und ich glaubte zu bemerken, daß eine stärkere Zuneigung zu Ihrer Freundin von meiner Seite sie glücklich machen würde. Ich hing dem Gedanken einer Verbindung mit Philareten anfangs bloß aus Ergebenheit gegen eine geliebte Mutter nach; doch schienen ihn alle Ueberlegungen, die ich anstellen konnte, zu rechtfertigen. Philarete in der Blüthe der Jugend und der Schönheit, noch nicht über vier und zwanzig Jahr, mit Glücksgütern, die sie, auch ohne jene Vorzüge, würden zu einer treflichen Parthie gemacht haben, ich selbst in meinen besten

Jahren, mit einer geliebten Tochter, der ich eine Erziehung schuldig war, die ihr nur eine verständige und tugendhafte Mutter geben konnte — wie viel Gründe an eine Verbindung zu denken, wodurch ich dem Wünschen meiner Mutter zuvorkommen würde!

Indem ich darüber mit mir zu Rathe gieng, erfolgte in meinen Umständen die Veränderung, die Sie wissen. Und nun begann meine Mutter an ihrem Entwurfe ernstlicher zu arbeiten. Sie legte einen Briefwechsel zwischen uns an, vermehrte die Gelegenheiten uns zu sehen, und lud ihre Freundin endlich zu sich auf mein Landgut.

Je mehr ich Gelegenheit hatte mich ihr zu nähern, und sie zu unterhalten, desto mehr entdeckte ich an ihr den richtigsten Verstand, die angenehmsten Talente, die liebenswürdigsten Tugenden, die edelsten Gesinnungen des Herzens, und die sanftesten Annehmlichkeiten des Umganges. Aber ich entdeckte auch, wie hoch ihre Begriffe von den Vorzügen eines Gatten waren, den sie ihrer Hand würdig hielte.

Bis dahin hatte ich sie in dem grossen Haufen ihres Geschlechts mit den übrigen vermengt. Wie sehr aber schien sie mir bey einer nähern Bekannt-

schaft vor Ihres gleichen hervorzustechen! Alle diese Vortreflichkeiten, deren ich täglich mehr zu bemerken Gelegenheit habe, begannen bald mich an sie zu fesseln; aber mehr als alles das eine gewisse Wärme der Empfindungen, nebst einer Wahrheit ihres Ausdrucks, und einer Einfalt und Unschuld des Herzens, die ich noch nie so wahrgenommen, wenigstens nie so empfunden hatte. Ich entdeckte nun in meinem Innersten, daß mir ihr Besitz, statt alles in der Welt, zu meinem Glück ewig genug seyn würde.

Wenn das die Liebe ist, worüber Sie und Ihre Freunde in der Welt, und leider! auch ich ehemals immer so sehr gelacht haben, so schonen Sie meiner, Hedion! Denn ich fürchte, ich liebe mehr als ich mir zugetraut habe.

Aber ach! wie weit bin ich entfernt nur den bescheidensten meiner Wünsche erfüllt zu sehen. Mit eben der Wärme und Wahrheit der Empfindung, womit Philarete einen so tiefen Eindruck auf mein Herz gemacht hat, macht sie Anspruch auf eine Innigkeit des Gefühls, die sie mir nicht zutrauet. Sie kann an keine Verbindung mit irgend einem Sterblichen denken, dessen Herz sie nicht ganz zu erfüllen glaubt, dem sie allein nicht

Alles ist, der nicht bloß für sie lebt, und sehen Sie, Hedion! das traut sie uns und unseres gleichen nicht zu.

Nun wissen Sie, wie weit ich gekommen bin, und werden mich nicht verdammen, wenn ich das Geheimniß meiner Leidenschaft mir vor mir selbst verbergen möchte. —

30.

Hedion an Amyntor.

Ungeachtet mir die Geschäfte und Zerstreuungen des Bades kaum einen Augenblick Zeit lassen, und das geringste Denken beym Gebrauch des Wassers Gift ist: so eil ich doch zur Feder. Es giebt Zeiten, wo die Freundschaft Aufopferungen fordert, und die meinige kann sie nicht einen Augenblick ohne guten Rath lassen.

Sie laufen die gröste Gefahr, Amyntor! auf immer für die Welt verlohren zu gehen. Ihre Philarete wird Sie mit ihrer Schwärmerey anstecken und Sie werden mit ihr als ein Pastor fido ihre schönsten Tage auf dem Lande in wider-

lichen

lichen Süßigkeiten verschmachten. Ich will, um mich nicht Ihrem verliebten Zorne auszusetzen, nicht behaupten, daß die überfeinen Empfindungen Ihrer schönen Zauberin die Fallstricke einer künstlichen und gefährlichen Koketerie sind, ob ich gleich glaube, daß die natürliche unschuldige Einfalt, die hohen Gesinnungen einer überirrdischen Tugend mit aller ihrer schwärmerischen Schäfersprache für ein Herz von einer gewissen Stimmung ansteckender und gefährlicher ist, als alle Künste der gewöhnlichen Koketerie. Allein die Anmerkung kann Ihnen meine Freundschaft nicht schenken, sollte sie auch wirklich Ihren Unwillen erregen, Ihre schöne Grausame wird mit Ihren verschrobenen Ideen von grossen Leidenschaften, ehe Sie sich es versehen, Ihren Kopf völlig verstimmt haben. Die Delikatesse, wozu sie Ihre schöne Leidenschaft werden zergliedert, verfeinert und erhöhet haben, wird Ihre Phantasie mit einer Menge romanhafter Gesinnungen und phantastischer Ideen anfüllen, Sie werden Ihre Zeit mit metaphysischen Liebeszänkereyen, süßen Aussöhnungen, erhabnen Aufopferungen, stolzer Bewunderung Ihrer selbst, und tiefer Verachtung von uns Andern gröbern Wesen hinbringen, — kurz Sie werden aus einem Zeitvertreibe ein Geschäft machen, und Ihr Hedion wird über Ihre Verblendung seufzen.

Ohne

Ohne diese Warnung konnte Sie meine besorgte Freundschaft nicht lassen. Leben Sie wohl! mehr erlaubt mir die Eil nicht hinzuzusetzen: Man ruft mich zum Picknick in der Allee. —

31.

Amyntor an Hedion.

Wie wenig kennen Sie meine Philarete, wenn Sie auch nur den entferntesten Gedanken hegen, als sey das Kunst oder Ziererey der Koketerie oder unnatürliche Uebertreibung romanhafter Phantasie und stolzer Sprödigkeit, was der natürlichste Ausdruck der wahrsten Empfindung ist? So werden Sie selbst sagen, wenn ich Ihnen ihre jugendliche Geschichte erzähle. Ihre Gesinnungen mögen streng, fromm, und wenn sie wollen, eingeschränkt seyn, aber sie sind warm, aufrichtig und ungekünstelt. Das sind Sie gewiß. Der Auftritt, den ich Ihnen erzählen werde, hat mich von neuem davon überzeugt. Ich bin noch ganz erschüttert von der Rührung, die mir der Ausdruck Ihrer kindlichen Liebe verursacht hat, von dem ich eben Zeuge gewesen

wesen bin. Eine Begebenheit hat sich zugetragen, von der noch mein ganzes Haus in freudiger Bewegung ist. Sie ist eine so gute Tochter, gewiß Sie wird auch eine gute Gattin seyn.

Wir haben eine Entdeckung gemacht, die zwey der würdigsten und mir theursten Menschen unendlich glücklich macht. Philokles hat die Tochter wieder gefunden, deren Verlust ihm das Leben unerträglich machte. Und welche Tochter! — Doch ich will Ihre Neubegierde nicht länger aufhalten.

Da wir die Einsamkeit oder die Gesellschaft suchen, wie es uns unser Herz sagt; nach Gefallen mit Lesen oder Unterredung, in unserm Zimmer oder im Garten unserm Vergnügen nachgehen: so hatte sich, wie gewöhnlich, gestern unsere Gesellschaft nach dem Mittagsessen in kleine Grupen zu Spatziergängen vertheilt, indeß ich in der Laube der Ahornbaumallee Platz genommen und in dem englischen Zuschauer las. Ich steckte mein Buch in die Tasche, als ich Philokles und Philareten die Allee heraufkommen sah, um mich zu ihnen zu gesellen. Philarete hatte Ihre liebenswürdige Amalia an Ihrer Hand und war mit Philokles in einem unterhaltenden Gespräch begriffen. Sie suchte zuweilen seine Blicke, indem sie mit Ihren blauen

schmach-

schmachtenden Augen zu ihm hinauf sah. Sie müssen bemerkt haben, wenn Sie sie auch noch so obenhin gesehen, daß der Ernst, den die beyden leichten Falten zwischen Ihren schönen Augen ausdrucken, durch das sanfte Lächeln Ihres holden Mundes auf das angenehmste gemildert wird. — Wir gingen durch die Urnenlaube von Acacien und über die Brücke dem Hause zu, wo wir meine Mutter und Theophron in dem Gesellschaftssaale fanden. Ich will Ihnen unsere Unterredung selbst hieher setzen; sie ist mir zu merkwürdig, als daß ich von der Hauptsache das Geringste vergessen könnte. So rief Sie mir entgegen, als sie mich wahrnahm:

Sie. Sie werden ein Einsiedler, Amyntor! —

Ich. Zu gewissen Zeiten, Philarete! ist uns die Einsamkeit selbst kaum einsam genug; wir möchten auch unsrer eignen Gesellschaft entgehen. Ich schwärmte daher in einem Buche herum, das recht dazu gemacht ist, uns aus uns selbst zu ziehen. Sie wissen vielleicht nicht, — und Sie werden es auch schwerlich erfahren — daß der Hofnungslose nur ein schlechter Gesellschafter ist.

Sie. Ich solte Sie billig nicht verstehn, Amyntor! — Allein dergleichen Künste müssen un-

ter uns nicht Statt finden (setzte sie mit ernster Würde hinzu) — Sie wissen, warum ich mir keine andere Gesinnungen, als die Gesinnungen der aufrichtigsten Freundschaft gegen Sie erlauben darf. Sie denken zu gut, als daß Sie auch nur die geringste Aufopferung von dem, was Sie meine Vorurtheile nennen, fordern sollten, sobald ich Sie versichere, daß meine Ruhe dabey würde in Gefahr kommen.

Ich. Sie lassen mir Gerechtigkeit wiederfahren, theureste Philarete! wenn Sie glauben, daß mir Ihre Ruhe das heiligste in der Welt ist. Aber Sie werden nichts davon verliehren, das bin ich überzeugt. Die Zeit wird alles gleich und eben machen, wenn wir in Dingen, die Ihnen jetzt wichtig scheinen, auch noch so sehr verschieden denken sollten. Die Wirkung hat ein jeder freundschaftlicher Umgang, wenn er einige Zeit gedauert hat, und sollte es nicht auch die innige Vertraulichkeit der Verbindung haben, der ich von Ihnen gewürdiget zu werden wünsche. Nein! Philarete! Sie werden mein Bestreben Ihnen zu gefallen täglich sehen, — und wodurch kann ich Ihnen zu gefallen hoffen, als durch die Nachahmung Ihrer himmlischen Tugend? — Sie werden mir meine Grundsätze

verzeihen, Sie werden sie nicht mehr so gefährlich finden, Sie werden sie endlich —

Sie. Das ist eben die Gefahr, der ich mich auszusetzen fürchte. — Amyntor! von meinen Grundsätzen und Empfindungen, die Sie Schwärmerey nennen, hängt das Glück und die Ruhe meines Lebens ab. Ich kann nicht daran denken, Sie je zu verlieren. Auch werde ich Sie nie verlieren; sie sind so innig mit meinem ganzen Wesen verwebt, daß ich mir den bittersten Kampf zubereiten würde, wenn ich mein Herz in die Gefahr setzte, sie unterdrücken zu müssen, um den mit meinem ganzen Gefühl lieben zu können, und mit völliger Ueberzeugung glücklich zu wissen, den ich nach meinen Empfindungen nur bedauren könnte. Sie würden selbst so denken, wenn Sie meine ganze Geschichte wüßten.

Ich ergriff Ihre Hand, und ich glaube, daß ich sie mit einer Thräne benetzte, indem ich sie küßte. Aber ich konnte diesem Ausbruche meiner Empfindung nicht widerstehen. Himmlische Seele! wie viel mußte Ihr dieser Kampf Ihrer Herzensgüte mit Vorurtheilen kosten, die ich selbst verehren muß.

Nach einigem Stillschweigen, worüber wir in dem Saale angelangt waren, fuhr sie fort:

Sie. Ich will Ihnen nichts verhelen. Sie verdienen es, daß ich meine Gesinnungen vor Ihnen rechtfertige, und es ist mir daran gelegen, (setzte sie freundlich hinzu) daß ich Ihnen nicht lächerlicher scheine, als ich bin.

Abends um 10 Uhr.

Ich nehme die Feder wieder, um sie nicht eher niederzulegen, als bis ich Ihnen Philaretens Geschichte bis auf die rührende Scene, womit sie endigte, werde erzählt haben. Nichts stört jetzt meine Einbildungskraft, sie noch einmahl durchzuempfinden. Die Einsamkeit und Stille um mich her, so wie mein eigener leiserer Pulsschlag soll mir diesen Nachgenuß süßer machen.

Wir setzten uns gegen Abend um den Theetisch herum, Philokles, Theophron, Hermeas; Metra und Philarete mit ihren Stickrahmen, Agathe und Amalia mit Stricken beschäftigt neben ihnen. Philarete fing also an:

„Ehe ich durch unsere geliebteste Metra aus „meiner Einsamkeit gezogen wurde, hatte ich gar „nicht die geringste Idee von den Gesinnungen und „Grund-

„Grundsätzen, die ich in der Welt antreffe. Ich „glaubte ungestört, man könne sich des natürlichen „Gefühls, Gott zu verehren und die Menschen zu „lieben, nicht erwehren, das könne kein Mensch, „wenn er der immer gleichen Ruhe geniessen will, „worin mir die schönen Jahre meiner Kindheit und „meiner ersten Jugend verflossen sind. Wie an„genehm ist mir noch die Erinnerung an diese Zeit, „da ich in der Gesellschaft einer Freundin in „meinem Kloster und dann in dem Umgange mit „meinem Ariston glücklich war! Sie hat so kurz „gedauert und ist so schnell verflossen!

„Ich habe nicht das Glück gehabt, diejenigen, „denen ich das Leben zu danken habe, zu kennen. „Meine Mutter starb wenige Tage nach meiner „Geburt, und mein Vater, der als Major bey „dem **schen Regimente stand, war im Felde; „denn ich bin im zweyten Jahre des letztern sieben„jährigen Krieges geboren. Seitdem ich mich er„innern kann, befand ich mich in dem Urselinerin„nenkloster zu ** in Mähren, wo eine Verwandte „meiner Mutter, die an einen österreichischen Ge„neral verheyrathet war, mich erziehen ließ, indem „sie, wie ich hernach erfuhr, meinen Aufenthalt „sorgfältig verhelte.

„In dieser Einsamkeit wurde ich in den „weiblichen Arbeiten unterrichtet, und den Ge„schmack an diesen Arbeiten verdanke den freund„schaftlichen Lehrerinnen meiner Kindheit noch. „Da ich keine anderen Vergnügen kannte, als die „ich in ihrer Gesellschaft genoß: so war ich glück„lich, wenn ich mit meiner Arbeit neben ihnen si„tzen, oder, so oft ich allein war, mich mit Musik „und Zeichnen unterhalten konnte.

„Diese angenehmen Zeitvertreibe wechselten „nur mit dem Zeitvertreibe der Andachtsübungen „ab, welche in den Klöstern auf mannichfaltige „und, ich darf sagen, auch auf angenehme Art be„schäftigen. Ein jedes Geschlecht, fuhr sie fort, indem sie von ihrer Arbeit etwas lächelnd aufsahe, „hat seine eigene Art, die Verehrung auszudrucken, „womit es dem Gegenstande seiner Andacht hul„digt. Die unsrige bestand in der Verschönerung „unsers Chors, der Auszierung unserer Altäre und „Cellen, wozu eine jede nach der Art ihres Ta„lents und ihrer Geschicklichkeit das ihrige beytrug.

„Dieser Umstand machte mir den Gottesdienst „selbst zu einer anziehenderen Unterhaltung, und „ich bemerkte, daß es bey den Nonnen der nehm„liche Fall war. Allein außerdem waren die Em-

„pfin-

„pfindungen, welche unsre Andachtsübungen beglei„teten, an sich selbst eine angenehme Unterhaltung.
„Es sind die nehmlichen, die uns an jeden interes„santen Gegenstand binden, den man uns in der
„Erzählung oder in der Vorstellung darstellt, die
„nehmlichen, womit wir unser Herz beschäftigen, wenn
„wir uns in der Einsamkeit an dem Grandison und
„der Klarissa vergnügen; Liebe, Hochachtung, Vereh„rung, Demuth, Selbstzufriedenheit, die aus dem
„Bewußtseyn unschuldiger Vergnügen, und Selbst„achtung, die aus dem Bewußtseyn würdiger Ge„fühle und der Nachahmung verehrter Charakter
„entsteht.

„So verflossen meine Kinderjahre, ohne daß
„ich denken konnte, daß meinem Glücke etwas ab„ginge, da ich nichts anders kannte, und da ich
„meine Lehrerinnen sich oft von den Gefahren und
„Fallstricken der Welt ernsthaft unterreden hörte.
„Ungefähr in meinem vierzehnten Jahre kam eine
„Kostgängerinn in unser Kloster, die mich schien,
„von dem ersten Augenblick unserer Bekanntschaft
„an, lieb gewonnen zu haben. Da ihr Umgang,
„deß ich mich noch immer mit zärtlicher Rührung
„erinnere, auf mein Herz viele starke Eindrücke
„zurückgelassen hat: so muß ich sie mit dieser lie„benswürdigen Person etwas genauer bekannt
„machen.

„Sie war aus einer ansehnlichen Familie in „dem Bisthum H. und von protestantischen Aeltern „geboren. In ihrem sechszehnten Jahre hatte sie „ein italienischer Graf A. * der bey einem Oester„reichischen Regimente in Italien gestanden, und „bey der Armee des Marquis de Botta in der „Lombardey gedient hatte, auf seinen Reisen durch „Deutschland kennen gelernt. Er sahe sie in dem „Hause ihres Vaters, an welchen der Graf von „Wien aus durch eine Verwandte war empfohlen „worden. Ihre Jugend und Schönheit hatte ihn „plötzlich entbrannt, und ihr Vermögen das Ver„langen nach ihrem Besitze nur noch vermehrt. „Eine Hauptschwierigkeit, die ihm im Wege stand, „war die Verschiedenheit der Religion. Er hatte „bald wahrgenommen, daß diese Schwierigkeit mit „dem guten Willen ihrer Aeltern nie werde gehoben „werden, und glaubte sie also durch einen Plan „heben zu müssen, nach welchem er die Einwilli„gung der Aeltern zu erzwingen hoffte; kurz, er be„schloß sie zu entführen.

„Wie er durch die Künste der italienischen Lie„benswürdigkeit, — der wärmsten Empfindsamkeit „mit der feinsten Schmeicheley — ihre Zuneigung ge„wonnen, und ihre unerfahrne Unschuld betrogen, „das muß ich, um ihre Gefälligkeit zu schonen, über„gehen.

„gehen. — Der Ausgang der Sache war der „traurigste. Der Graf war außer Diensten, hatte „sich im Spiel zu Grunde gerichtet, und die Aeltern „blieben unerbittlich. Er würde indeß noch immer „haben glücklich seyn können, wenn er nicht ein „verworfner Bösewicht gewesen wäre, der sich nur so „lange unter der Larve der Heucheley verborgen hatte, „als er es für nöthig hielt, um das liebenswür„digste und unschuldigste Geschöpf zu Grunde zu „richten. Celeste, der über ihr Vergehen die Au„gen aufgegangen waren, erduldete den harten „aber gerechten Unwillen ihres Vaters mit frommer „Ergebung, und suchte sich ihren kümmerlichen Un„terhalt durch ihre Geschicklichkeit im Mahlen und „Putzmachen für Putzhändler zu erwerben. Al„lein ihr Elend stieg auf seinen höchsten Gipfel durch „die Mißhandlungen und niederträchtigen Aus„schweifungen eines Menschen, dem sie alles auf„geopfert hatte. Diesem Elende würde sie gewiß „endlich untergelegen haben, wenn sich nicht eben „die Verwandte in Wien, die von ihrer unglücklichen „Bekanntschaft mit dem Unwürdigen die unschul„dige Ursach gewesen war, ihrer angenommen, und „sie heimlich in dieses entfernte Kloster in die Kost „gebracht hätte.

„Hier also lernten wir uns kennen. Ein ge=
„genseitiger Geschmack an des Andern Gesellschaft
„machte uns bald einander nothwendig, und auch
„die Stunden außer dem Sprachzimmer konnten
„wir bald nicht mehr ohne einander zubringen.
„Vieles machte mir die unglückliche Celeste anzie=
„hend. Zuerst das Unglück der frommen Bußfer=
„tigen selbst, das die Anmuth ihrer Gesichtsbildung
„durch den Ausdruck des Leidens erhöhete, und,
„um die Ungerechtigkeit der Bösen durch die Zunei=
„gung der Uebrigen einigermaßen wieder gut zu ma=
„chen, ihr ein desto gewisseres Recht auf den Trost der
„Freundschaft gab. Denn das schüchterne Zuvorkom=
„men, womit der Unglückliche zu interessiren wünscht,
„und der Ausdruck der Innigkeit, womit er jedes
„kleine Freundschaftszeichen erwiedert, ist unwider=
„stehlich. Selbst ihre Tugend und Frömmigkeit
„hatte etwas rührendes. Die Tugend selbst wird
„dem Gefallenen theurer, durch das, was ein kurzes
„Vergessen ihrer strengsten Gesetze ihm gekostet hat;
„seine fromme Sehnsucht nach Gott wird wärmer,
„denn sie ist die Sehnsucht nach dem einzigen
„Freunde, der ihm übrig bleibt, dem Einzigen,
„der ihm schon verziehen hat, wenn schwache Men=
„schen ihn noch verurtheilen.

„Sie

„Sie werden den gewöhnlichsten Inhalt unse-
„rer Unterredungen leicht errathen. Die Ein-
„drücke, die davon bey mir zurück blieben, machten
„mir meine eingezogne Lebensart, meine stillen,
„und gleichförmigen aber unschuldigen und gefahr-
„losen Vergnügen immer theurer. Meine Andacht
„durch Celestens Beyspiel und lehrreiche Erfah-
„rungen befeuret, gewann täglich an demüthiger
„Inbrunst.

„So vergingen zwey Jahre unvermerkt ohne
„Sehnsucht und Ueberdruß, als Ariston, den die
„Vorsehung mir zum Freunde meiner Jugend be-
„stimmt zu haben schien, und der von seinem Re-
„gimente zur Herstellung seiner Gesundheit Urlaub
„erhalten hatte, sich bey einem seiner Verwandten
„auf dem Lande in der Nachbarschaft unsers Klo-
„sters aufhielt. Er war ein Liebhaber und Ken-
„ner der Musik, und spielte die Flöte fertig und mit
„Anmuth. Sein Geschmack an der Musik hatte
„ihm die Bekanntschaft der Schwester Cäcilia ver-
„schafft, die er oft auf der Orgel zu besuchen pflegte,
„worauf sie mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit
„spielte. Eine so beständige Aufwartung gewann
„die geschickte Organistin dergestalt für ihn, daß
„sie, ungeachtet er ein Protestant war, ihm die
„Erlaubniß verschaffte, in unsern Uebungsconcerten

„im Sprachzimmer mitzuspielen; welche sie um „desto leichter erhielt, da die Bescheidenheit und „Klugheit seines Betragens nicht allein alle Non„nen für ihn einnahm, sondern auch jede Besorg„niß in Ansehung seiner unnöthig zu machen schien. „Man hielt ihn würdig, von den strengsten Gese„tzen der Klausur zu seinem Vortheil eine Ausnah„me zu machen.

„Es währte lange ehe ich bemerken konnte, „daß er mich von den Andern unterschied; und selbst „als ich es anfing zu bemerken, so war es nur an „Kleinigkeiten, die einem jeden andern entgehen „mußten, der ihn nicht mit einem geheimen Wun„sche für sich schärfer als der Gleichgültige beobach„tete. Er wählte am liebsten Stücke, wo er mei„ne Stimme mit der Flöte begleiten konnte, um Ge„legenheit zu haben, mir näher zu stehen, mit mir „vorher darüber sprechen und mir, wenn wir geen„digt hatten, etwas verbindliches sagen zu können. „Ich glaubte zu bemerken, daß er sich Mühe gab, „durch seine Begleitung meinen Vortrag zu heben, „daß ihn der Beyfall, zu dem er mir mitgeholfen, „mehr schmeichelte, als den er selbst erhielt, und ich „gestehe, daß ich mich mehr angriff, wenn ich in „seiner Begleitung sang, und daß es mir nicht zu„wider war, wenn ich ihm näher stehen konnte.

„So

„So scharfsichtig man unser Geschlecht in der „Errathung der Geheimnisse des Herzens macht, „so war es doch nur Celeste, die uns errieth. Der „Funken war noch zu klein, um von andern Augen „entdeckt zu werden, als von solchen, die die Er„fahrung und die äußerste Delikatesse der Empfin„dung schärfte.

„Die erste Gewißheit von seinen Gesinnungen „gegen mich erhielt ich durch ein Papier, das ich „unter einigen Gluckischen Musikalien fand, die er „mir in unserm Concert überreichte.

„Ich hätte dieses Papier nicht lesen, ich hätte „es ungelesen zurückgeben, ich hätte über seine Frey„heit unwillig seyn sollen. — Ich gestehe, daß „mir das nicht einfiel. Es anzunehmen, schien „mir so unbedeutend zu seyn, und es zurück zu ge„ben so grausam! Indeß hängt von diesen Kleinig„keiten das Schicksal unseres Lebens ab. Daß es „bey mir zum Glück ausschlug, habe ich, wie ich „jetzt wohl sehe, mehr der Vorsehung als meiner „Klugheit zu danken. Zudem war mein Herz mit „ihm schon im Einverständniß, denn ich vertraute „mich nicht einmahl meiner Celeste.

„Ehe

„Ehe ich Sie mit dem Inhalt des Papiers „bekannt mache, — unterbrach sich hier Philarete — „muß ich noch eines Umstandes von mei„nem Leben erwähnen, den ich hier erst selbst erfuhr. „Ariston hatte meiner Herkunft und meiner Fa„milie so weit nachgespürt, daß er endlich in Er„fahrung gebracht, meine Tante habe mich aus ei„nem übelverstandenen Eifer für ihre Religion, ohne „Wissen meiner übrigen Verwandten, zu sich ge„nommen, um mich in meinem Kloster in ihren „Grundsätzen erziehen zu lassen. Diese Nachricht „erregte ganz neue Gedanken in meinem Innern. „Das geduldigste Herz empört sich, wenn es je„mand mit Betrug oder Gewalt zu seinen Absich„ten ziehen will, und wir können uns eines gehei„men Widerwillens auch gegen das Beste nicht er„wehren, sobald man es uns aufdringen will. Zu „diesen Gedanken gesellte sich die Sehnsucht nach „Personen, die meiner ewigverehrten Mutter so „nahe angingen, und die ich nie sehen sollte; und „endlich ein geheimer Zug, ganz das zu seyn, was „meine verewigte Mutter, eine Mutter, der ich „das Leben gekostet, mich wünschen würde — „Kurz, ich fing an meinen gegenwärtigen Aufent„halt mit andern Augen anzusehen.

„Doch ich will Ihnen, — fuhr sie fort — „den Inhalt von Aristons Briefe nicht länger vor„enthalten. Da dieser Brief das erste Stück aus „dem Archiv unserer Liebe ist: so habe ich ihn immer „bereit. Hier ist er:

Ariston an Philarete.

„Wenn Sie, theureste Philarete! mich noch „nicht verstanden haben: so darf ich kaum hof„fen, daß Sie meine Freyheit gütig aufnehmen „werden. Doch muß ich es wagen, Ihnen zu „mißfallen. Ich würde es mir nie verzeihen, „daß ein junges Frauenzimmer von so vortrefli„chen Eigenschaften des Verstandes und des Her„zens, durch meine Schuld, nicht wisse, daß „ihre Geburt sie berechtige diese Eigenschaften „außer der Einsamkeit eines Klosters auszubil„den, und durch ihre Liebenswürdigkeit diejeni„gen glücklich zu machen, die Sie Ihres Umgangs „würdigt. Sie sind nicht in der Religion ge„boren, worin Ihre Tante Sie bisher hat erzie„hen lassen; das ist Alles was ich Ihnen jetzt „sagen kann. Ich muß es Ihrem Herzen über„lassen, was es von dieser Nachricht für Gebrauch „machen will. Ich werde mich glücklich genug

„schätzen,

„schätzen, wenn Sie mich Ihrer Befehle und
„Ihres Vertrauens zu Ausführung Ihrer Ent-
„würfe würdigen wollen. —“

„Die Unruhe, worin mich dieser Brief An-
„fangs setzte, verlor sich nach und nach durch das
„Zutrauen, das ich in Aristons Gesinnungen und
„Charakter fassen konnte, beynahe gänzlich. In
„unserm Umgange, der immer vertraulicher wurde,
„so sehr wir ihn auch vor jedermann, außer vor
„meiner Celeste, verbargen, verrieth sich nicht die
„geringste Spur, daß Ariston eine andere Absicht
„habe, als mich besser in den Stand zu setzen,
„mein künftiges Schicksal zu entscheiden. O wie
„viel habe ich der Liebe, der Klugheit, der Deli-
„katesse dieses ewigunvergeßlichen Gatten zu
„danken!

„Ich kann Ihnen jetzt den großmüthigen und
„weisen Plan seines Werks vollständig mittheilen,
„so wie er ihn mir in der Folge, nachdem uns die an-
„genehmsten Bande unzertrennlich vereinigt hatten,
„selbst gestanden hat. Wenn dieser Plan so edel-
„müthig, fromm und menschlich war, so macht er
„gewiß seinem Verstande und seiner Klugheit nicht
„weniger Ehre. Die Vorurtheile für meine bis-
„herige Lebensart, die durch Celestens Umgang noch

„waren

„waren vermehret worden, würden mich gewiß ge„gen alle Vorschläge eingenommen haben, denen „ich selbst entgegen ging, nachdem er meinen Ver„stand aufgeklärt und mein Herz gewonnen hatte.

„Er wollte sich eine Gattin bilden, die so viel „als möglich, dem Bilde nahe kommen sollte, das „er sich in seinem Herzen von einer vertrautesten „Freundin gemacht hatte, mit der er sein ganzes „Leben hindurch glücklich seyn könnte. Er glaubte „diese Hofnung in mir erfüllen zu können. Er „sah es nicht ungern, daß ich bisher in der größten „Entfernung von der Welt war erzogen worden; „weil er frühzeitige Zerstreuungen und Bekannt„schaft mit den Künsten, Vergnügen, Bedürfnis„sen, und Leidenschaften der Welt dem weiblichen „Charakter für schädlich hielt. Denn er glaubte, „daß die Erhaltung der Einfalt und Unschuld der „Sitten, vermittelst einer glücklichen Unwissenheit in „den Ausschweifungen der modischen Lebensart, wenn „sie in den Jahren der Ueberlegung durch reife Ein„sichten und richtige Grundsätze zu Weisheit und „Klugheit gedeihet, die beste Zubereitung sey, wenn „man sein Herz auf immer vor den Verderbnissen der „Welt bewahren, und, ohne Scheinheiligkeit und „Mückensäugerey, die Würde eines tugendhaften „Charakters behaupten will.

„Er

„Er dachte also, es sey jetzt der glücklichste „Zeitpunkt mit der Bildung meines Verstandes und „der Entwickelung der Tugenden, deren Keime „seine Partheylichkeit in mir wahrzunehmen glaubte, „den Anfang zu machen. Wem sollte er aber die= „ses Geschäft anvertrauen? — Er übernahm es „selbst. Er übernahm die wichtigsten und schwer= „sten Pflichten des Vaters, die Pflichten, deren „sorgfältige Erfüllung ihm an unsere Liebe und Dank= „barkeit unter allen den gerechtesten Anspruch geben.

„Bisher war wenig für diesen Theil meiner „Erziehung gesorgt worden. Aller Unterricht hatte „mir nur angenehme Talente gegeben, und was „man Unterweisung in der Religion nannte, war „Uebung in solchen Gebräuchen, womit nur die „sinnliche Andacht des kindischen Alters kann unter= „halten werden. Ariston machte mich nach und „nach mit den besten Schriften der Deutschen, „Franzosen und Engländer bekannt, und zwar mit „solcher Wahl und in so guter Ordnung, daß das „folgende immer schon durch das vorhergehende zu= „bereitet war, und eine Wißbegierde befriedigte, „die das andere erregt hatte. So führte er mich „von den faßlichen Unterrichte eines Fenelons, „Addisons, Tillotsons, Robertsons, Vernets, „Spaldings, Jerusalems, zu den erhabnern

„und

„und schwerern eines Mendelsohns, Engels, „Klopstocks, Sulzers. Seine Sorgfalt, mir „keine nützliche oder angenehme Unterhaltung feh„len zu lassen, ohne meine Grundsätze und Em„pfindungen in Gefahr zu setzen, übernahm die Mü„he, mir aus den Schriften weitläuftige Auszüge „zu machen, die er, mir ganz in die Hände zu ge„ben, Bedenken trug.

„Diese einsame Unterhaltung wurde mir noch „nützlicher durch die mündlichen Erläuterungen, die „er uns in seinen so angenehmen, aber leider! sehr „sparsamen Besuchen mittheilte. Daß nach und „nach sein theures Bild immer mehr meine Seele „einnahm, daß es endlich immer und allein bey „meinen einsamen Geschäften, daß es in meiner „inbrünstigsten Andacht vor mir stand, daß ich mich „stundenlang mit ihm unterredete, das würde ich „ihnen vergebens verhehlen. Wie hätte ein so „neues Herz, als das Meinige, einen so liebenswür„digen Mann so oft sehen können, ohne etwas für „ihn zu empfinden, und was hätte in einem so „stillen und einsamen Leben mich hindern sollen, „dieser Empfindung ganz nachzuhängen, da jeder „Gedanke sie zu billigen, und ihr Ursprung sie ge„wissermaassen zu heiligen schien? Alles führte „mich auf ihn zurück, der Umgang mit ihm war

„der einzige, den mein Geschmack und mein Herz „billigte, aus dem ich Dankbarkeit und Hochach„tung mit in meine Einsamkeit nahm, und die „Vergnügen meiner einsamen Stunden, die ich alle „ihm zu verdanken hatte, drückten diese Empfin„dungen nur tiefer in mein Herz, und brachten „hiemit wieder sein Bild in meine Seele zurück.

„In dieser neuen Entwickelung meiner Seele, „der ich mit so vielem Interesse gefolgt war, hatte „ich nicht bemerkt, wie geschwind die Zeit verflossen „war, die Ariston zu seinem Aufenthalte auf dem „Lande hatte bestimmen können. Aber sie war „verflossen. Eine Miene der Rührung, die man „sich umsonst zu unterdrücken bestrebt, mit der er „eines Morgens in mein Zimmer trat, kündigte es „mir an, daß dieser Besuch vielleicht sein letzter „sey; und er war es. Er wollte sich nicht setzen, „um nicht länger zu bleiben, als er sich vorgenom„men hatte; denn er schien seinen Besuch, so viel „als möglich, abkürzen zu wollen.

„Er unterbrach daher meine unruhige Erwar„tung mit seinem Abschiede selbst, indem er mich „mit unterdrückter Stimme also anredete: „Ich „„sehe Sie jetzt vielleicht zum letzten Male, theu„„reste Philarete! und ich nehme Empfindungen „„von hinnen, die ich nicht hatte, als ich hieher

„„kam.

„„kam. Ich dachte nur eine angenehme Pflicht „„zu erfüllen, und mir die unterhaltendste Beschäf„„tigung zu verschaffen, indem ich in ihrem Um„„gange das Vergnügen genoß, von der Entwicke„„lung der schätzbarsten Talente und Tugenden der „„Zeuge, und auch wohl, — welches mir noch „„reizender war, — bisweilen die Gelegenheit „„zu seyn. Aber ich habe dies Vergnügen nicht „„so lange geniessen können, ohne zu spüren, daß „„nach und nach in mir der Wunsch entstand, es „„immer zu geniessen. Ich verlasse Sie jetzt, — und „„hiebey ergriff er meine Hand mit mehrerer In„„nigkeit — ohne zu wissen, ob ich dies je werde „„hoffen können. Es sey fern, daß ich Ihrem „„empfindlichen Herzen durch Bitten, oder auch „„nur durch den Ausdruck alles deß, was ich fühle, „„sollte Gewalt anthun wollen. Ich kann Sie aber „„nicht verlassen, ohne Ihnen zu sagen, daß das „„Bild Ihrer Tugenden und Vollkommenheiten, „„das dem Bilde von der ewigen Freundin meines „„Herzens ganz entspricht, mir immer werde ge„„genwärtig seyn, und daß ich den geheimen „„Wunsch mit mir hinweg trage, Ihr Herz möch„„te über Ihr eignes Schicksal einen Ausspruch „„thun, der Ihren aufgeklärtern Einsichten gemäß „„wäre, und eine Wahl treffen, die mich zu dem „„glücklichsten ihrer Verehrer machen würde.“

„Diesen Ausspruch hatte mein Herz längst ge„than, und welche Wahl es getroffen, darüber öf„nete mir Aristons Abschied selbst die Augen. So „wie meine Einsichten zugenommen hatten, glaubte „ich immer mehr überzeugt zu werden, wie wenig „die Lebensart eines Klosters die Bestimmung ei„nes vernünftigen und geselligen Wesens seyn könne, „und wie wenig die Uebungen, die in meinem kin„dischen Alter die Gewohnheit der Andacht entzün„det und unterhalten hatten, meine ausgebreitetern „Einsichten und Empfindungen der Religion aus„drucken und unterhalten konnten. Die Lange„weile, welche die guten Nonnen plagte, und der „sie nur bisweilen durch kindische Beschäftigungen, „durch unedle Belustigung an den platten Possen„reißereyen einiger lustigen Schwestern oder durch „widerliche Zänkereyen entgingen, oder die sie aus „Armuth des Geistes nicht fühlten, — dieses alles „begann ein reiferer Geschmack, den ich meinem „Ariston zu danken hatte, mir Ihre Gesellschaft „eckelhaft und unerträglich zu machen.

„Ariston war indessen der Einzige, von dem „ich Schutz erwarten konnte, der Einzige, dem ich „meine Beschützung zu verdanken wünschte. In „jene Einsamkeit verbannt, von allen Menschen „abgeschnitten, war ich in der weiten Welt, „so zu sagen, allein. Wo ich hinsah, fand ich nie-

„mand,

„mand, der mir mit offnen Armen entgegen ge-„kommen, und eine sichere Freystatt angeboten hät-„te, sobald ich einen Aufenthalt verließ, in dem „ich nicht mehr glücklich seyn konnte. In diesem „Augenblicke fühlte ich erst das trostlose und ver-„zweiflungsvolle meiner Lage, ohne den Rath eines „Vaters, ohne die Zärtlichkeit einer Mutter, ohne „die Zuflucht eines väterlichen Hauses.

„Diese Gedanken, die in diesem Augenblicke „alle auf mich eindrangen, bemächtigten sich ganz „meiner Sinne, und gaben mir eine Entschlossen-„heit, die ich mir nie zugetraut, und an die ich „noch nicht ohne Verwunderung denken kann. Ich „vergaß alle Gefahren, denen ich mich aussetzte, „selbst die Bedenklichkeiten meines Geschlechts, mich „einem Manne anzuvertrauen, für dessen zartes „und edles Betragen nichts als die Erfahrung von „der Rechtschaffenheit und Großmuth seines Cha-„rakters mir die Gewähr leisten konnte.

„So müssen sie sich meinen Zustand denken, „wenn sie es nicht übereilt nennen wollen, daß ich „Aristons Abschied also beantwortete: „Meinen „Ausspruch, Ariston! werden Sie leicht erwarten, „wenn Sie Ihre Aufmerksamkeit auf meine gegen-„wärtige Denkungsart herabgelassen haben. Ich „war glücklich in meiner Unwissenheit bis auf den „Augenblick, da mich Ihr Umgang mit einer bes-

„ſern Art von Glückſeligkeit bekannt machte. Und „wie könnte ich Ihnen die Empfindungen der Dank„barkeit, des Vertrauens und der Hochachtung ver„hehlen, die der Gedanke, was Sie für mich ge„than, und die Bekanntſchaft mit Ihren Tugenden, „von dem Augenblick an in meinem Herzen erreg„ten, da Sie mich Ihrer Aufmerkſamkeit und „Freundſchaft würdigten, da ſie mir alles das wa„ren, was mir der ſorgfältigſte und weiſeſte Vater „hätte ſeyn können. — Aber, Ariſton! ich ſoll „Sie nicht wieder ſehen, und Sie laſſen mich un„glücklicher zurück, als Sie mich gefunden ha„ben. — Ich fühlte, daß meine Wangen glüh„ten, ich mußte mich niederſetzen. Ich wußte „nicht, wie ich weiter reden ſollte, ohne ihm das „zu ſagen, was nur ſein Herz errathen ſollte.

„Seine edle Delikateſſe ſparte mir dieſe Verle„genheit, indem er mir mit einem heißen Kuſſe, „den er auf meine Hand drückte, verſtändlich ge„nug ſagte, daß er mich verſtanden habe. „Ich „eile, — ſetzte er hinzu, — indem er uns verließ, — „um die Befehle auszurichten, die ihre zärtliche „Denkungsart mir zu geben Bedenken trägt, die „aber ihr edles Herz nicht mißbilligen wird, wenn „ich glücklich genug geweſen bin, ſie zu Ihrer Zu„friedenheit auszurichten.

„Er

„Er erwartete meine Antwort nicht, und als „ich mich von meiner Verwirrung wiederholt hatte, „fand ich mich mit Celesten allein.

„Es währte einige Zeit, ehe ich von Ariston „Nachricht erhielt. Er hatte unterdeß meine müt„terliche Verwandten in Schlesien besucht, die er „bereits von meinem Aufenthalte benachrichtigt „hatte. Da er ihnen sowohl die Absicht meiner „Tante, als auch meine gegenwärtigen Gesinnun„gen bekannt gemacht hatte: so hatten sie alle er„sinnliche Mühe angewandt, mich aus ihren Hän„den zu ziehen, und wieder in dem Schooße ihrer „Familie zu sehen. Allein dieses war nicht so „leicht, als sie es gewünscht hätten. Der unver„ständige Religionseifer ist ungerecht und despotisch. „Meine Tante, die das Verdienst haben wollte, „durch mich, auch wider meinem Willen, die An„zahl ihrer Gläubigen zu vermehren, achtete weder „meine eigene Rechte auf meine Ueberzeugung, noch „die Rechte meiner übrigen Verwandten.

„Ich will Ihre Geduld nicht mit der weit„läuftigen Erzählung aller Schwierigkeiten ermü„den, die sie gegen meine Befreyung erregte. Es „war ihr leicht gewesen, das ganze Kloster mit in „ihr Interesse zu ziehen, und aus der ganzen Sa-

„che eine Angelegenheit der Religion zu machen, da „ihre Absicht war, daß ich in dem Kloster den „Schleyer nehmen sollte. Diese Hoffnung hatte „den ganzen Eifer der Nonnen erregt, die alle die „großen und geheiligten Worte, von Verlassung „der Welt, Braut Christi und Aufopferung suchten „geltend zu machen. Ich weiß nicht, was die „Sache, ohne die Weisheit des würdigen Bischofs, „zu dessen Kirchsprengel das Kloster gehörte, für „einen Ausgang würde gewonnen haben. Allein „dieser vortrefliche Mann, zu dessen Entscheidung „sie endlich gelangt war, verordnete meine Be„freyung.

„Ich habe bey dieser Gelegenheit die Bemer„kung machen können, die ich hernach immer durch „die Erfahrung bestätigt gefunden habe, und die „mir auch ganz natürlich vorkömmt: daß der Aber„glaube der unwissenden Menge ihren einsichtsvol„lern und weisern Lehrern in der Ausführung man„ches Entwurfes, der für die Religion wohlthätig „seyn würde, nicht selten Hindernisse in den Weg „lege, die sie nicht ohne Gefahr übersteigen kön„nen. Indeß lassen sich diese Schwierigkeiten in „einem Lande leichter überwinden, wo das Ansehen „eines vernünftigen Geistlichen der Sache ge„schwinder ein Ende machen kann.

„Das

„Das Kloster und meine Tante mußten sich „beruhigen, sobald sie aus dem Munde eines Bi„schoffes selbst hörten: daß ein gottesfürchtiger „Mensch in der menschlichen Gesellschaft die Pflich„ten der Frömmigkeit eben so gut, und die Pflich„ten der Geselligkeit, also seine ganze Bestimmung, „besser erfüllen könne, als in der Einsamkeit, daß „alle Aufopferung, wenn sie in den Augen Gottes „einen Werth haben solle, freywillig seyn müsse, „und daß unsere Ueberzeugung nicht von unsern „Willen abhange und sich also nicht befehlen lasse.

„Daß Ariston bald nachher, da ich bey meinen „Verwandten angekommen war, seinen Abschied „nahm, daß er einige Zeit nachher mit ihrer Ein„willigung meine Hand erhielt, daß wir vier glück„liche Jahre auf seinem Gute gelebt haben, daß „dieses Glück aber mit dem frühen Tode meines „unvergeßlichen Aristons zu bald endigte, —“ doch mehr erlaubte ihr der Schmerz, den sie umsonst zu verbergen suchte, nicht zu sagen.

Nachdem die feyerliche Stille der Aufmerksamkeit, die durch die Theilnehmung noch gestiegen war, Philaretens Schmerze Zeit gegeben, wieder Worte zu finden, fuhr sie fort:

„Diese kurze Geschichte meines Lebens, Amyn„tor! wird Sie hoffentlich in den Stand setzen, mich „gerechter zu beurtheilen. Was Sie auch von mir „denken werden, so werden Sie mich doch keines „Eigensinns beschuldigen können, der sich weigert, „ihrem Charakter Gerechtigkeit wiederfahren zu las„sen, für den ich so viel Achtung habe, daß ich es „für ein Glück schätze, wenn Sie mir erlauben wol„len, daß wir unsere Freundschaft auf den Fuß fort„setzen, auf welchem sie mir, ohne meinen Gesin„nungen Gewalt anzuthun, allezeit ein angeneh„mes Geschenk seyn wird."

Wir hatten alle, so lange Philarete sprach, die Gemüthsbewegungen nicht bemerkt, die auf Philokles Gesichte immer merklicher wurden. Ein zerstreutes Staunen, worinn er verloren war, schien ihn ganz versteinert zu haben, indeß in seinen Augen einige Thränen funkelten. Welche süße Ahndung! — brach er endlich aus, — soll ich in Philareten, zu der mich schon ein geheimer Zug mächtiger hingezogen, als die bloße Verehrung Ihrer Tugenden, soll ich in Ihr die Tochter wieder finden, deren Verlust ich von ihrer Geburt an beweinet habe? Alle Umstände ihrer Erzählung sagen mir, daß ich der glückliche Vater bin, der sein geliebtes Kind, das man ihm von dem ersten

Augenblicke seines Lebens an entrissen hatte, wieder findet. Philarete hatte sich während dieser Ergießsung des Entzückens zu seinen Füßen geworfen, und er sie an seine Brust gedrückt.

Ich würde vergebens versuchen, den Taumel der Freude zu schildern, der sich der ganzen Gesellschaft bemächtigte, wie einer in des andern Armen flog, wie jeder die Glücklichen, wie sich alle einander umarmten, als ob jeder selbst der Glückliche gewesen wäre. Nie, nie Hedion! vergesse ich diesen Auftritt; wie Philokles so ganz in sein Glück verloren war, zwey so theure Geschöpfe, eine Tochter und ihre Tochter, auf einmahl gefunden zu haben, und endlich, nachdem die Freude sein Herz erschöpft zu haben schien, der edle Greis mit gesenkten Haupte und gerührter Miene ausbrach: Ich Philaretens Vater! ach! ich habe nichts für sie gethan, womit ich die Empfindungen einer Tochter verdient hätte, und ich erhalte eine Tochter, da ich ein alter Mann bin, da ich nichts mehr für sie thun kann, und da sie meiner nicht mehr bedarf. Doch diese Wolken, die noch immer auch mitten in dem Sonnenscheine der lebhaftesten Freude über die Seele hinwegziehen, wenn man des Vergnügens lange entwöhnt ist, wurden von Philaretens warmen Ausdrücken ihrer kindlichen Liebe, von Aemiliens

liens süßen Liebkosungen, und unser aller freudigem Getümmel bald zerstreut.

Sie werden wissen wollen, wie Philokles so lange seine Tochter habe für todt halten können. — Er war, wie Sie aus ihrer Erzählung gesehen haben, im Felde, als sie zur Welt kam. Der Dienst hatte ihm kaum eine kurze Reise erlaubt, um ihre Mutter zum letzten Mahle zu umarmen. Die junge Philarete sollte bey einer Schwester ihrer Mutter erzogen werden; deren plötzlicher Tod aber hatte der übriggebliebenen Schwester, die an einen österreichischen General verheyrathet war, und die die Religion ihres Gemahls angenommen hatte, Gelegenheit gegeben, das Kind heimlich zu sich zu nehmen, um es mit allem Eifer einer Neubekehrten nach den Grundsätzen ihrer neuen Religion erziehen zu lassen. Sie hatte alles so gut angelegt, daß sie jede Spur ihrer Entwendung ausgelöscht, und alle Nachforschungen des Vaters vergeblich waren. Nachdem Philokles endlich seinen zweyten Sohn in dem nehmlichen Kriege verlohren, hatte er nach dem Frieden auch sogleich seinen Abschied genommen.

Sein anhaltender Kummer, den die Geschäfte des Dienstes und der Zwang seiner Pflicht bisher unter:

unterdrückt, hatte ihn nun mit verdoppelter Gewalt angegriffen, da er die Hoffnung aufgeben mußte, in den Armen der geliebten Seinigen die Mühseligkeiten des Krieges zu vergessen, womit er sich so oft zum Ausdauren in denselben aufgerichtet, kurz, da er sich in der weiten Welt gänzlich allein sah. Er hatte alles versucht, um seinen Zustand erträglich zu machen. Nachdem er allen Hausrath, der ihn an so geliebte Personen und an die häusliche Glückseligkeit, die er in ihrer Gesellschaft genossen, erinnern konnte, theils verkauft, theils verschenkt hatte, war er nach K. gezogen, um in der Hauptstadt mit der Freyheit eines einzelnen Mannes alle die Vergnügen und Zerstreuungen des Hofes und der Stadt zu genießen, zu denen ihm seine Geburt und sein Stand den Zugang verschaffte. Allein wie fand er alles verändert! Ein langwieriger Krieg hatte jedermann der Vergnügen entwöhnt, die Gesellschaften, worin er alte Freunde wieder zu finden hoffte, hatten ihren Ton geändert, und boten ihm lauter neue Gesichter dar, die unter sich vertrauliche Zirkel machten, worinn er nicht mehr paßte; sein eignes Herz war auch der Freuden nicht mehr so empfänglich, als in den Jahren, da er in den niedrigern Stufen des Dienstes daran Theil genommen hatte. Er machte also seinen Kreis von Freunden immer enger, um in der Vertraulichkeit weniger Freunde

das

das wieder zu finden, was er in den großen Gesellschaften vergebens suchte.

Allein er hatte das Glück gehabt, in seiner Jugend den Umgang mit einer zu ausgesuchten Gesellschaft von geistreichen Personen zu genießen, als daß nicht ein jeder Umgang gegen denselben hätte verlieren sollen, und sein Geist war der Thätigkeit zu gewohnt, als daß er eine ganz unthätige Ruhe lange hätte sollen ertragen können. Je mehr er also seinen Kreis verengte, desto mehr fand er seinen innern Kummer wieder. Dieser gewaltsame Zustand konnte nicht lange dauren, ohne sein Gemüth mit einem Trübsinn anzugreifen, der ihm das Leben verhaßt machte. Ich übergehe diese traurige Periode seines Lebens, deren Geschichte ich aus dem Munde einiger seiner Freunde, denen er seitdem noch theurer geworden ist, nicht ohne Thränen gehört habe, und an die ich nie ohne Wehmuth denken kann.

Man dachte also ernstlich auf solche Mittel der Genesung, die einem so wohlwollenden, thätigen und aufgeklärten Geiste angemessen waren; und man erhielt von ihm, daß er einen jungen deutschen Fürsten einige Jahre auf seinen Reisen begleitete. Mit diesem hoffnungsvollen Prinzen, der noch mit

Erkennt-

Erkenntlichkeit an das, was er seinem Philokles zu verdanken hat, gedenkt, lebte er ein Jahr in Genf, wo er nicht allein dem Unterrichte, den der Prinz in allen Arten der Wissenschaften erhielt, mit dem Eifer der Jugend beywohnte, und ihn mit dem reifen Verstand des Alters nutzte, sondern auch an den so lehrreichen gelehrten und politischen Klubbs dieser aufgeklärten Stadt Theil nahm. Von da setzte er seine Reise nach Italien, Frankreich, England und Holland fort, auf der er sich allein in Paris und London beynahe ein Jahr aufhielt.

Diese Reise hatte die herrlichste Wirkung gehabt. Sie hatte seinen Kummer bis auf einen anziehenden Ernst herabgestimmt, durch die Gelegenheit nützlich zu seyn, ihn mit sich selbst und der Welt wieder ausgesöhnt, und seine alten Kenntnisse nicht allein aufgefrischt, sondern auch mit so viel neuen Schätzen vermehrt, daß er glauben konnte, neben den Beschäftigungen einer mäßigen Landwirthschaft, durch die Wissenschaften und den Umgang mit wenigen gleichgesinnten Freunden auf dem Lande die letzten Stunden seines Lebens angenehm auszufüllen. Er zog also sein Vermögen zusammen, und erkaufte das Landgut in meiner Nachbarschaft, wo ich so glücklich gewesen bin, dieses kostbare Kleinod zu finden.

Der Strom der Freude trat den ganzen Abend über aus seinen Ufern und überströmte alle Herzen. O! Hedion! hätten Sie mit an unserm fröhlichen Abendtische gesessen, Sie hätten doch unser freundschaftliches Mahl wenigstens so lecker gefunden als das herrlichste Souper, worin die Gelehrsamkeit des Kochs und der erfinderische Geschmack des Confituriers für das Vergnügen aller Sinne, nur nicht für die Freude des Herzens gesorgt haben. Welche Erinnerung des Vergangnen! Welche Entwürfe für das Künftige liefen nicht den Tisch herum! Unter diesen war dann insonderheit der, daß Philarete Ihrem Vater versprechen mußte, sogleich mit Ihrer Tochter zu ihm zu ziehen, und das ist bereits geschehen. Und so wären dann zwey so geliebte Personen uns nun gleich nahe.

So habe ich Sie dann, Hedion! mit dem Engel bekannt gemacht, den Sie nach Ihrer Kenntniß von dem andern Geschlecht beurtheilen. Werden Sie nun bald glauben, daß mein Kleinmuth gegründeter ist, als wenn ich bloß, um glücklich zu werden, ein wenig Geduld haben müßte, bis der Rosenkranz der Wohlstandsziererey abgebetet ist?

32.

Metra an Philokles!

Jetzt erst getraue ich mir, Philokles! Ihnen von meines Amyntors Befinden Nachricht zu geben, da ich es mit einiger Hoffnung thun kann, daß die Vorsicht ihn uns wieder schenken werde. Wo hätte meine gedrückte Seele die Kräfte hernehmen sollen, das zu schreiben, wovon der Gedanke mir Thränen auspreßte? Eine glückliche Krisis hat dem schweren Gallenfieber eine Wendung gegeben, wovon sich der Arzt alles verspricht.

Ich kann die Vermuthung nicht los werden, daß seine Krankheit ihren Ursprung mehr in einer geheimen Unruhe des Gemüths, als in einer Unordnung des Körpers habe. Ihr Nahme, Philaretens Nahme, den er in dem Irrereden der Fieberhitze so oft und mit so vieler Gemüthsbewegung aussprach, eine Art von Schwermuth, die ihn seit Ihrem glücklichen Abend nicht verlassen hat, alles das — Ach! ich meynte es gut, da ich glaubte, es würde sein Glück seyn, Ihrer vortreflichen

Tochter sein Herz zu schenken. Sie besitzt es ganz, aber — ist es sein Glück?

Ich weiß nicht, was seiner gebrochnen Natur wieder aufgeholfen hat. Sollte es ein Strahl von Hofnung seyn? — Wo es das wäre, o Philokles! dann helfen Sie das Werk vollenden. Sie ist nun Ihre Philarete! Das Vertrauen in die Liebe eines Vaters wird Ihrem Rath und Urtheil jetzt noch ein Gewicht mehr geben. Darf ich unsern geliebten Kranken mit dieser trostvollen Hofnung aufrichten? —

33.

Philokles an Metra!

Ich werde das Glück, eine Tochter wieder gefunden zu haben, verehrungswürdigste Metra! nur halb genießen, so lange Sie und unser Amyntor leiden. Die Vorsicht sey gepriesen, die ihm wieder so weit geholfen hat. Ich empfinde alles Ihr Leid und Ihren Trost jetzt desto stärker mit, je mehr mich meine wiedergefundenen Kinder von

neuem

neuem außer mich gezogen, und meinem Herzen seine Federkraft wieder gegeben haben.

Das wird das Erste seyn, was ich als Vater für das Glück meiner Philarete thun werde. Sie kann, ohne einem würdigen Manne ihre Hand zu geben, nicht mehr glücklich seyn, und dieser würdige Mann ist Amyntor. Der Wirrwar ihrer Rechtssachen und ökonomischen Angelegenheiten, das Vermögen ihrer Tochter zu verfechten, das alles erfordert den Beystand eines Mannes, und wie lange werde ich dieser Mann noch seyn können? — Außerdem meine Gedanken über den unverheyratheten Stand, insonderheit ihres Geschlechts — Doch die wissen Sie. Kurz Amyntor muß meiner Philarete Hand besitzen, wenn ich ruhig seyn soll; Sie, würdigste Frau! können es nicht mehr wünschen, als ich es selbst wünsche. Nur können wir die Sache nicht übereilen. Es kömmt nicht darauf an, was Sie und ich von Amyntors Herzen denken. Ich wenigstens weiß, daß es für die ernsten und großen Empfindungen der Religion schon gewonnen ist. Aber davon die furchtsame, besorgte Seele meiner Philarete zu überzeugen, das ist die Schwierigkeit! Doch ich habe bereits alles dazu angelegt, sie zu heben. Amyntors Herz ist aufrichtig und der Wahrheit offen. Ich will, was ich bereits

angefangen, weiter fortsetzen, und so wie ich ihn einen Punkt den Gesinnungen seiner Freundin näher bringe, soll sie es in seinen eignen Briefen lesen, und überzeugt werden. Ist das die trostvolle Hofnung, die Sie meynen: so können Sie sie unserm theuren Kranken ohne Bedenken bringen; die Vorsehung gebe ihr Heilkraft.

34.

Amyntor an Philokles.

Es fängt an besser zu gehen. Ich versuche, ob ich die Feder schon wieder etwas gebrauchen kann. Die Langeweile der Geschäftlosigkeit, und die Gedankengespräche in der Einsamkeit des Wiedergenesens sind vielleicht schlimmer, als eine angenehme und leichte Beschäftigung, die ich unterbrechen werde, sobald sie mich ermüdet. Auch wird mir eine schriftliche Unterhaltung mit Ihnen wohlthun, da ich mir das Vergnügen Sie zu sehen, nicht ohne Mühe, aber, so lange ich noch starke Gemüthsbewegungen vermeiden muß, mit Fleiß versage.

Wovon soll ich Ihnen aber schreiben? — Wovon? als von dem, was mich ohne Unterlaß beschäftigt, woran ich immer denke, wovon ich mich stets mit mir selbst unterrede, von dem einzigen Gegenstande, woher ich alle meine Freude, allen meinen Schmerz, meine Krankheit und meine Genesung nehme.

Nun Philokles! ist das Glück meines Lebens in Ihren Händen. Ich weiß, daß ich geliebt werde. O! in einem so edlen Herzen mußte Mitleid und, — wo mich nicht die angenehmste Hofnung täuscht — unter dieser Gestalt die aufrichtigste Liebe früh oder spät Eingang finden. Aber Philaretens Liebe wird Ihren hohen Gesinnungen weichen, die Aufopferung dieser Liebe wird Ihre Gesinnungen noch verstärken, wenn Sie mir nicht alle Ihre Bedenklichkeiten besiegen helfen.

Wie glücklich würde mich dieser Sieg machen! Ach! schon ein Blick in Ihr Herz hat mir das Leben wieder gegeben.

Man hat es Ihrer Freundschaft ohne Zweifel verhehlt, wie nahe ich dem Augenblicke gewesen bin, da ich meine Augen — vielleicht! — nicht auf immer schließen, vielleicht! — indem ich sie dem sterblichen Lichte der Erdensonne schloß, in den Ge-

filden des unsterblichen Lichtes ewig aufthun sollte. Wie viel habe ich in diesem hülflosen Zustande meiner verehrungswürdigen Metra, wie viel Ihrer edlen Freundin zu verdanken gehabt, ohne deren Beystand meine Mutter gewiß den Beschwerlichkeiten und Bekümmernissen des Krankenwartens untergelegen hätte.

Die Empfindlichkeit, welche die Heftigkeit des Fiebers meinen Nerven gegeben hatte, machte mir den leisesten Fußtritt, den sanftesten Ton zu erschütternd, und die bedächtlichste Bewegung zu gähe. Ich konnte nur den luftigen Ton, den elastischen Fußtritt des sanften Geschlechts ertragen, dessen ätherische Organisation und Empfindlichkeit mit meiner Empfindlichkeit im Einklang waren. O! wie habe ich da die Würde und Wohlthätigkeit der weiblichen Freundschaft gefühlt, wie die Harmonie bewundert, die selbst in den sanftesten Abstufungen und Zusammenfügungen der vernünftigen Wesen so sichtbar ist, und das Bedürfniß und Glück der Geselligkeit so laut verkündigt.

Doch meine noch kranke Empfindlichkeit, die immer in Betrachtungen ausweicht, führt mich von meiner Erzählung ab. Ich wollte Ihnen sagen, was mir die Hofnung gegeben habe, daß Philaretens

tens Herz gegen meine treue Zärtlichkeit nicht unempfindlich bleiben werde. Diese Hofnung lebt seit den drey Tagen in meinem Herzen, seitdem ich ihren Einfluß auf meine Gesundheit so merklich verspürt habe. Sie saß während eines Fieberanfalls mit meiner Mutter neben meinem Bette gegen mir über, und nähte an dem Taffent eines Sonnenschirmes. Die Hitze hatte meine Nerven so empfindlich gemacht, daß mir beynahe das Rauschen der Seide schmerzhaft war. Wir schwiegen und meine Blicke waren auf Philareten geheftet. Sie kämpfte mit ihrem Mitleid, das glaubte ich deutlich zu bemerken. Endlich sah ich ihre Augen von Thränen glänzen, die sie mit ihrer Hand verbergen wollte, die aber von ihren großen Augenwimmern durch ihre Finger auf die Arbeit herabrollten.

Die Freude muß eine kräftige Arzeney seyn, da sie die Kräfte der Natur wieder belebt, die unter dem Drucke der Niedergeschlagenheit erstorben liegen. Ich fühlte bald, daß die Erquickung, die dieser Anblick meinen Lebensgeistern verschafft hatte, die Unordnung meiner Natur zu heben begann, und sie zu der glücklichen Krise stärkte, seit der ich mich besser befinde. Ich breche diese Erzählung plötzlich ab; denn ich fühle, daß es mich zu sehr

erschüttern würde, wenn ich mich der Empfindung, die sie erregt, ganz überlassen wollte.

Ich werde während meiner Genesung Muße haben, den Untersuchungen weiter nachzuhängen, womit uns diesen Sommer bisher die Zeit so angenehm verstrichen ist, und die mir für mein Herz so nützlich gewesen sind. Lassen Sie uns wenigstens, bis ich wieder mehr Gesellschaft sehen kann, schriftlich darin fortfahren. Sie sind meiner gegenwärtigen Lage so sehr angemessen, und ich werde sie, wenn ich allein bin, mit Bequemlichkeit fortsetzen können, indem ich beym Schreiben der Gegenwart des Geistes nicht bedarf, die in einer mündlichen Unterredung eine grössere Anstrengung nöthig macht. —

35.

35.

Philokles an Amyntor.

Wohl uns, daß es besser mit Ihnen geht! Wir sehen wenigstens in eine heiterere Zukunft, und die werden Sie beschleunigen, wenn Sie jetzt bloß an Ihre völlige Wiederherstellung denken. Dazu gehört Gemüthsruhe, die Sie mir noch nicht ganz zu haben scheinen. Selbst Ihr Brief redet noch die Sprache einer zu gespannten Empfindlichkeit, gegen die ich Ihnen etwas rauhe Stärke wünschen möchte, Sie mögen Sie nun vor der Hand hernehmen, woher Sie wollen. Sie sind des Leidens noch ungewohnt, junger Mann! Die Widerwärtigkeiten haben noch selten Ihren Himmel umwölkt, oder in Ihren Zerstreuungen haben Sie die Wolken nicht wahrgenommen. Wenn Sie aber mit den Abwechselungen des Glücks bekannter werden sollten: so werden Sie sich durch Grundsätze oder Gewohnheit Muth verschaffen und eine kränklende Empfindlichkeit ablegen müssen, die, wie der entblößte Nerve, selbst von dem gelinden Hauche des Westwindes schmerzhaft erschüttert wird.

Helfen Sie sich nur fernerhin selbst Ihre Aussicht erheitern; alles fordert Sie dazu auf, Amyntor! Philarete liebt Sie, die Schwierigkeit, die Sie am meisten beunruhigen konnte, ist also gehoben. Sehen Sie! diese Ihnen theure Entdeckung haben Sie Ihrer Krankheit zu danken. Werden Sie sich nun beklagen, da sie ein Liebhaber sind, und nun bald hoffen können, ein glücklicher zu werden. Das haben Sie der gütigen Hand zu danken, die Vergnügen und Schmerz so fest zusammengekettet hat. Wegen der übrigen Schwierigkeiten verlassen Sie sich auf mich, mein Freund! Es ist jetzt meine Sache, sie zu heben, und, ich denke, keiner als ein so eifriger gemeinschaftlicher Freund, wie ich, wird sie heben können.

Ich sehe dem Augenblicke, da es Ihre Kräfte zulassen werden, den Faden unserer Untersuchungen wieder anzuknüpfen, mit Vergnügen entgegen, und ich wünsche nichts mehr, als daß Sie mir bald mögen dazu Gelegenheit geben. Am besten würden Sie ohne Zweifel diese Gelegenheit finden, wenn Sie einen Theil Ihrer gegenwärtigen Muße dazu anwenden wollten, einige Bücher des Neuen Testamentes, insonderheit die Lebensgeschichte Jesu mit aufmerksamerem und unbefangnerem Geiste wieder durchzulesen, als Sie vielleicht bisher haben

thun

thun können. Wir müssen uns erst einen Schatz von Erfahrungen und Grundsätzen gesammlet haben, ehe wir über den Werth eines menschlichen Charakters gründlich urtheilen können. Sie werden vielleicht in diesen Schriften Züge bemerken, die man in der Unwissenheit des kindischen Alters, oder in der Zerstreuung eines Lebens, das dem Vergnügen gewidmet ist, entweder ganz zu übersehen pflegt, oder doch nicht vollkommen zu schätzen im Stande ist. — Ich hoffe übrigens, daß Sie mir immer bessere Nachrichten von Ihrem Befinden werden geben können.

36.

36.

Amyntor an Philokles.

Dienstags um 9 Uhr Vormittags.

Wie vielen Dank bin ich Ihnen schuldig, Philokles! daß Sie mir ein so unerwartetes Vergnügen verschafft haben. Sie haben wohl Recht, daß eine reifere Urtheilskraft dazu gehört, den Werth menschlicher Charactere zu wägen. Nie, nie habe ich die hohe Vortreflichkeit in dem Charakter Jesu gefunden, nie vermuthet, die mir jetzt daraus in die Augen geleuchtet hat. Aber wie habe ich auch gelesen! Wie habe ich lesen können!

Wie stieg meine Bewunderung, meine Verehrung bey jedem Zuge, den die erhabne Einfalt der Erzählung hinzufügte. Ich mußte das Buch bey Seite legen, und mich dem süßesten Staunen an dem Bilde der höchsten moralischen Größe überlassen. Ist dieses Andacht, Philokles! so habe ich sie zum ersten Mahle genossen — und wie süß ist dieser Genuß dann! Erlauben Sie, daß ich aus der

der Höhe dieser Empfindung wieder zu den Gedanken zurücksteige, auf deren Flügeln ich mich bis dahin erhoben habe, daß ich die Züge einzeln betrachte, woraus das Bild zusammengesetzt ist, dessen Schönheit jedes Herz entzücken muß, das sie empfinden kann.

Meine Schwachheit wird mir nicht verstatten, ohne Unterbrechung fortzuschreiben. Erlauben Sie mir also, daß ich das in mehrere Briefe vertheile, was ich schwerlich in Einen werde fassen können.

Die Vortreflichkeit dieses Charakters haben selbst die Feinde der Religion Jesu erkannt; aber ich besorge, daß selbst ihre Freunde nur selten seinen ganzen Werth gefühlt haben. Alle Züge, woraus die erhabenste Philosophie sich das Bild ihres vollkommensten Weisen zusammengesetzt, haben selbst seine Feinde in dem Charakter Jesu wieder finden müssen, so wenig ihre Vorurtheile sie geneigt machten, seinen Tugenden zu huldigen. Wie hätten sie auch die Sanftmuth und die Reinigkeit seiner Sitten, die rührende Anmuth seiner Unterweisungen, die Erhabenheit seiner Maximen, die tiefe Weisheit seiner Lehren, die Gegenwart des Geistes, die Feinheit und Richtigkeit seiner Antworten, die Beherrschung seiner Leidenschaften — wie hätten sie das

Alles

Alles verkennen dürfen? Wie hätten sie die Hoheit seiner Gesinnungen, wie die Großmuth seiner Aufopferung für das Wohl der Menschheit verläugnen können? Ich wundere mich nicht, daß in der Bewunderung dieser Tugenden Feind und Freund übereinstimmen.

Diese allgemeinen Außenlinien erschöpfen indeß die ganze Schönheit der Gestalt bey weitem noch nicht. Wie sehr erhöhet nicht noch die Harmonie aller Eigenschaften des Verstandes und des Herzens bis in ihren kleinsten Theilen und Graden, die Umstände und Schwierigkeiten, durch die sie hervorgedrungen sind, die Vortreflichkeit des Ganzen.

Das ganze Leben Jesu ist augenscheinlich die Ausführung eines einzigen großen Plans. Und dieser Plan ist keiner von den gewöhnlichen Entwürfen menschlicher Klugheit, nicht der niedrigen Ehrsucht, nicht des noch niedrigern Geldgeizes. Einen solchen Plan zu fassen, und in welchem Alter seines Lebens! Was hoffen wir nicht schon von dem Jünglinge, der in den Jahren des Vergnügens sich Plane der Ehrsucht zu machen weiß, seinem Ziele unverdrossen zujagt, und diesen Aussichten einen Theil der gewöhnlichen Annehmlichkeiten in dem Lenze seines Lebens aufopfert!

Allein hier ist ein Plan, der die gewöhnlichen so sehr übertrifft, daß er schlechterdings von keiner gemeinen Seele kann angenommen, noch weniger erzeugt werden, ein Plan, dessen nur der größte, reinste Verstand, das edelste, großmüthigste Herz fähig ist, der Plan, der Sittenverbesserer des verderbtesten Zeitalters zu werden, und die Glückseligkeit seines Vaterlandes und des menschlichen Geschlechts, seiner Zeitgenossen und der Nachwelt auf ihre wahren und alleinfesten Gründe zu bauen. Wie wenig Stoff konnte Jesus in den Grundsätzen und Gesinnungen seiner Zeitgenossen zu so hohen Gedanken von der politischen und moralischen Glückseligkeit der Menschen finden! Unter den Großen und Gelehrten seiner Zeit waren die Vorurtheile des ungereimtesten Nationalstolzes, des verachtungsvollsten Hasses aller Fremden, und der Verehrung eines politischen Gottesdienstes, der alle Kraft, so wie allen politischen und moralischen Nutzen verlohren hatte, allgemein; einen jeden band sein persönliches Interesse des Ehrgeitzes und der Macht an die Erhaltung der gegenwärtigen verfallnen politischen und gottesdienstlichen Verfassung, die er entweder mit dem Eifer des abergläubischen Schwärmers oder mit epikurischer Gleichgültigkeit gegen alle Veränderung zu verfechten suchte. Keinem ahndete, daß ein so verderbtes Gebäude weder

der erhalten werden könne, noch der Erhaltung werth sey, daß man also selbst seine Verderbniß als eine Andeutung der Vorsehung ansehen müsse, daß es bald einem weitumfassendern Plane Platz machen solle, daß endlich eine jetzt übelverstandene Vaterlandsliebe in die allgemeine Menschenliebe müsse verschlungen werden.

Das ahndete keinem seiner Zeitgenossen, aber Jesus sahe es mit dem zuverlässigen Blicke des wahren Menschenkenners, vor dem alle Phantomen schmeichelhafter Vermuthungen politischer Propheten zu verschwinden pflegen. Anstatt das betrogene Volk mit den angenehmen Neuigkeiten zu unterhalten, die ihre Hofnung und Zuneigung noch immer an eine unheilbare Verfassung fesselten, und sie zu Unternehmungen und Empörungen dreist machten, die nicht anders als mit ihrem Untergange endigen konnten, — anstatt diese unglücklichen Mittel der Volksgunst zu gebrauchen, glaubte er, aus Mitleiden selbst, nicht zuversichtlich genug von der Unheilbarkeit und Hofnungslosigkeit des politischen Körpers seines Vaterlandes reden zu können.

Ich glaube, dieß war gewiß nicht der Plan einer gemeinen Seele, die von den Umständen geleitet

leitet werden muß, ihre Grundsätze aus den Grundsätzen ihrer Zeitgenossen schöpft, kurz, deren Einsichten nicht über die Einsichten ihres Zeitalters hinausreichen.

Aber gewiß es war auch nicht der Plan des Ehrgeitzes. Ich gestehe, es kann oft der Fall seyn, daß ein Mann, der Naturgaben und Ehrgeitz in seinem Innern fühlt, ein Mann, den man zu gewinnen der Mühe werth hält, — daß der sich den Großen muß furchtbar machen, um von ihnen durch einen Antheil an ihrer Macht bestochen zu werden. Aber wenn er damit anfängt, ihr Feind zu seyn: so muß er auch damit aufhören, daß er sich gewinnen läßt. — Hier hingegen finde ich einen Weisen, der in allem Ernst der Schrecken der Gewaltigen ist, und der es bleiben will, weil er in ihnen die Urheber und Erhalter des öffentlichen Elends und der allgemeinen Sittenverderbniß, die Feinde aller gründlichen Besserung und Wiederherstellung der öffentlichen Glückseligkeit findet.

37.

Amyntor an Philokles.

Dienstags um 4 Uhr.

Fortsetzung.

Indem ich meinen vorigen Brief wieder überlese, so werde ich gewahr, daß ich darin mit einer Wärme rede, als wenn ich Sie zu überzeugen hätte. Allein ich fühle, daß mir von meiner Krankheit noch eine Nervenschwäche zurückbleibt, die meine Empfindlichkeit vermehrt, und auf die Rechnung dieser kränklichen Empfindlichkeit muß ich wohl einen guten Theil meiner Begeisterung schreiben. Ich werde mich indeß davor künftig in Acht zu nehmen suchen; ob es mir aber gelingen wird, das steht dahin.

Ich wiederhole es, dieser Plan scheint mir noch dadurch bewundernswürdiger, daß ihn ein Mann in demjenigen Lebensalter unternahm, worin selbst Ihr vortreflicher Roußeau seinen Nahmen der Welt noch nicht bekannt gemacht hatte.

Aber

Aber meine Bewunderung steigt, wenn ich über seine Ausführung nachdenke, ich mag dabey die Weisheit und Größe des Geistes, oder die Stärke der Seele in Betrachtung ziehen, womit er ist ausgeführt worden. Unmöglich konnten Jesu die Schwierigkeiten unbekannt seyn, die die Grundsätze und Gesinnungen der Großen und ihr gefährlicher Einfluß auf ein schwaches, blödsinniges und unbändiges Volk ihm würden entgegensetzen; es konnte ihm nicht unbekannt seyn, was er von ihnen zu erwarten hätte, wie weit sie die Grausamkeit in der Behauptung ihrer Macht treiben, und was ihm also ein standhaftes Beharren in seinem Unternehmen kosten würde. Es war ihm auch wirklich so wenig unbekannt, daß er das schaudervolle Ende desselben nicht allein genau vorhersah und ihm unerschrocken entgegen ging, sondern auch gerade den glorreichsten Theil seiner edelmüthigen Bemühungen von seinem eigenen Untergange, von der Aufopferung seines Lebens, erwartete.

Ich weiß wohl, daß man nach der Weisheit der Welt diesen Edelmuth in die Klasse der erhabenen Thorheiten der armen Schwärmer setzen muß, die das Opfer ihrer warmen Phantasie sind. Ich habe es Ihren Belehrungen zu verdanken, Philokles! daß ich eine Größe des Menschen kenne,

die von seinen Verdiensten um das gemeine Wohl abhängt, eine Größe, die desto mehr Verehrung verdient, je grösser ihre Aufopferungen sind — aber eine Größe, die alles aufopfert! ich gestehe, daß ich die kaum mit meinen Gedanken erreichen kann, und doch kann ich mich nicht entbrechen, sie zu bewundern. Ich sehe auch wohl, daß diese übermenschliche Höhe der Tugend eine Kraft der Seele erfordere, die sich ohne das Glühen des Tugendeifers, ohne einen hohen Grad von Innbrunst der Menschenliebe nicht denken läßt. Will man dieses Entbrennen der Seele bey dem Anblick der höchsten Würde der vernünftigen Natur — will man das Schwärmerey nennen; welcher Kenner des Werths vernünftiger Wesen wird alsdann nicht über die kleine Weisheit die Achseln zucken müssen, die diese edle und zu dem schwersten Theile der Tugend nothwendige Schwärmerey, Thorheit nennt?

Ich glaube, man dürfe zu der Betrachtung des Lebens und des Todes Jesu nur die Empfindung der billigen Achtung für die Heldentugend eines Sokrates und Phocions mitbringen, um sein Betragen von dem Betragen des ungestümen, blinden Schwärmers zu unterscheiden, und darin nichts als die Energie der Seele zu bewundern, die den reinsten und erleuchtesten Tugendeifer zum Ausdauren in seinem Unternehmen befeuert.

Man wird schwerlich einen Schwärmer aufstellen können, in dessen Leben man nicht, selbst aus der Erzählung seiner partheyischen Verehrer, sollte Spuren nachweisen könne, die merkliche Flecken in seinem Charakter verrathen. Wo ist der, ich will nicht sagen, blinde, blödsinnige unter den Schwärmern, den nur der einfältigste Pöbel verehrt, — wo ist der feinste unter ihnen, den man nie eines Mangels an Verstande, an Beurtheilungskraft, an Klugheit, den man keiner List, keiner Abweichung von den strengen Regeln des Rechts, keines Vorurtheils, keiner Leidenschaft, keiner Partheylichkeit, keines Stolzes, keiner Uebereilung zeihen könnte, bey dessen öffentlichem und besonderm Betragen beständig und ohne Ausnahme der helleste und richtigste Verstand mit der thätigsten Wärme des Herzens so vereinigt gewesen wäre, daß er alle Kräfte seiner ganzen Seele stets in dem genausten Gleichgewicht gehalten hätte. Das glaube ich hingegen in dem Betragen Jesu sein ganzes Leben hindurch, selbst in den schaudervollsten Augenblicken, bemerkt zu haben. In allen, auch den dornigsten Lagen, worin die Verschlagenheit der weltklugsten, schlauesten Feinde den geraden ehrlichen Mann verwickeln kann, finde ich ihn immer von gleicher Gegenwart des Geistes, gleicher Heiterkeit des Gemüths, ohne Entrüstung, ohne Zorn, so wie ohne

Schwachheit und Verlegenheit. So erhaben, so voll Salbung die überirrdischen Lehren seiner Bergpredigt sind, so herablassend, so menschlich sind seine Maximen in Ansehung der Annehmlichkeiten des freundschaftlichen Umgangs. Seine Lehren sind nur so weit streng und paradox, als alle hohen Gesinnungen und genauen Gesetze der Tugend der allgemeinen Weichlichkeit beschwerlich, und den bequemen Grundsätzen eines üppigen Zeitalters entgegen seyn müssen. Gleich entfernt von der unsittlichen Gleichgültigkeit und Allgefälligkeit des geschmeidigen Weltlings, und der beleidigenden Paradoxie des stolzen Stoikers, finde ich ihn immer unveränderlich in der Behauptung der Rechte der Wahrheit und Tugend; aber immer bereit seine Empfehlungen derselben dem Bedürfniß, der Fassungskraft, ja selbst den Vorurtheilen der Schwächern von allen Arten anzupassen.

Mit aller dieser Gefälligkeit konnte er sich indeß für die Strenge seiner Sittenlehre bey den Grossen keine Verzeihung verschaffen. Seine Lehren, so wie sein Leben, waren die thätigste Bestrafung der Heucheley, des Betruges und des Aberglaubens derer, die, als Nachfolger Moses und Bewahrer der Gesetze, dem Volke mit ihrem Leben vorleuchten sollten. Dergleichen Beschämungen erträgt man

nicht,

nicht, zumahl von einem Menschen, welcher in den Augen des eiteln Stolzes, der keine Würde, als die Würde des Reichthums, der Geburt und des Ranges kennt, das unverzeihliche Verbrechen begeht, seine Obern an Verdienst zu übertreffen, und durch seine hartnäckige Tugend ihnen gar keine Hoffnung läßt, ihn dereinst auf ihre Seite ziehen und zum Werkzeuge ihrer Absichten machen zu können.

Bey diesen Umständen darf man sich nicht wundern, wenn die Handhaber der Macht, und ihre feilen Werkzeuge, die Gelehrten in den Gesetzen, die Verachtung zu rächen suchten, womit Jesus, bey aller seiner Duldung und Sanftmuth, gegen die Schwachheiten, Verirrungen, ja gegen die Leidenschaften der Verführten, ihnen, den Verführern begegnete. Sie fingen mit den gewöhnlichen leichtern Waffen des beleidigten Stolzes, mit einem angenommnen nachlässigen Herabsehen auf die Unbeträchtlichkeit ihres Gegners an. „Was „kann aus Nazareth Gutes kommen? Ist dieser „nicht des Zimmermanns Sohn?“ Ein Mensch von solchem Herkommen, aus einer kleinen Provinzialstadt will die Häupter der Hauptstadt des Reiches belehren! — Von diesen gingen sie zu den unsichtbaren Wegen der Ränke über. Aber

auch da schlugen ihnen ihre Anschläge fehl. Und dennoch wie künstlich waren diese Ränke, und wie oft wurden sie versucht! Wer hätte nicht besorgen sollen, daß die ungeübte, verdachtlose Unschuld wenigstens Ein Mahl ihnen unterliegen werde; da selbst die Erfahrensten und in den Künsten der Weltklugheit geübtesten nicht allen Fallstricken entgehen. Und das ist auch nicht zu verwundern. Es müssen sich viel seltene Eigenschaften zusammenfinden, wenn der Gerechte aus diesem ungleichen Kampfe glorreich herausgehen soll. Jede derselben ist selten, und ihre Vereinigung beynahe einzig, und gleichwohl wenn Eine fehlt: so sind die übrigen unnütz. Das Bewußtseyn seiner Rechtschaffenheit gibt dem Gerechten nicht allemahl die Furchtlosigkeit und Unerschrockenheit, ohne die er von den glänzendsten Verstandesgaben keinen Gebrauch machen kann, der größte Scharfsinn und die gründlichste Urtheilskraft hat nicht allezeit die Unbefangenheit und Schnelligkeit, ohne die sie erst dann sich besinnt, wenn der glückliche Augenblick vorüber ist, und das gerechteste Vertrauen auf seine Kräfte verleitet oft zu einer Sicherheit, die, indem sie die kleinen Gefahren verachtet, in einen Hinterhalt fällt, gegen den sie nicht auf seiner Hut ist. In welchem hohen Grade mußte Jesus alle diese so selten vereinigten Gemüthsgaben besitzen, da seine

Unerschrockenheit und Gegenwart des Geistes ihn nie verließ, da sein Scharfsinn ihm so oft die unsichtbarsten Fallstricke entdecken und vermeiden half, da sein Selbstvertrauen nie seine Vorsicht einschläferte. Diese Siege waren so häufig und gewöhnlich, daß sie unmöglich das Werk eines glücklichen Ungefährs seyn konnten, oder eines Einfalls, womit das Glück auch bisweilen dem Manne von geringern Gaben dient.

Da also diese Versuche, ihn durch heimliche Fallstricke seinen Untergang zu bereiten, alle fruchtlos abliefen: so sahen die Feinde Jesu sich endlich genöthigt mit offner Gewalt gegen ihn zu verfahren. Diese Veränderung des Angriffs scheint auf den ersten Anblick dem Verfolgten vortheilhaft. Man hält mit Recht eine jede Art von heimlicher Bosheit für gefährlicher. Es ist eine alte aber gegründete Bemerkung, daß ein Mann, der öffentlich an seiner Ehre und seinem Leben angegriffen wird, um deswillen besser daran ist, weil er die Mittel seiner Vertheidigung in den Händen hat, oder sich auf den rechtlichen Beystand der Gesetze verlassen kann, indeß die unsichtbaren Pfeile ihn desto sicherer treffen, je mehr Scharfsichtigkeit dazu gehört, sie zu entdecken, und Geschicklichkeit, um ihnen auszuweichen. Allein in diesen unglücklichen

Zeiten des zerrütteten Staats der Juden war die Gesetzlosigkeit so groß, die Verachtung des Rechts und der Mißbrauch der Gewalt so allgemein; das bethörte Volk so leicht zu erregen, daß ihn nichts gegen den entschlossenen Frevel seiner mächtigen Feinde retten konnte.

38.

Amyntor an Philokles.

Mittwochs um 10 Uhr Vormittags.

Fortsetzung.

Hier eröfnet sich also ein Feld, wo man nicht weiß, was man am meisten bewundern soll. Man sollte glauben, daß dieser Theil der Geschichte Jesu, da er so oft der Gegenstand der frommen Betrachtung der Christen gewesen ist, keinen neuen Stoff, es sey der Bewunderung oder der Rührung, mehr darbieten könne. Der Unschuldige, wenn er leidet, ist natürlicher Weise dem allgemeinen menschlichen Gefühle ein so rührender Gegenstand, die

Geduld, womit er alle unverdiente Schmach erträgt, erhöhet das Mitleid in jedem Herzen so sehr, daß die gerührte Aufmerksamkeit jedes Lesers von jedem Alter, des Kindes wie des Erwachsenen, des Erfahrnen wie des Unerfahrnen leicht auf diese Seite des Gegenstandes gezogen wird. Mich hat von meiner Kindheit an, am meisten diese Geduld Jesu in seinen Verfolgungen gerührt, und der stärkste Zug, womit die beredteste Schilderung eines Weltweisen den Charakter des Leidenden verherrlicht hat, ist ein Zug in der Beschreibung seiner Leiden und in dem Gemählde seiner Geduld. „Sokrates Tod, sagt Roußeau, der mit seinen Freunden philosophiert, ist der sanfteste, den man verlangen kann; der Tod Jesu, der unter Martern „stirbt, von einem ganzen Volke beschimpft, verspottet, verflucht, der schrecklichste, den man „fürchten kann. Sokrates nimmt den Giftbecher „und segnet den, der ihm mit Thränen ihn darreicht; Jesus mitten unter der schmählichsten Todesart bittet für seine wütenden Henker.“

Allein wenn wir in die schaudervolle Geschichte seiner Verurtheilung und seines Todes tiefer eindringen, und bey den kleinern Umständen derselben verweilen, bey den Umständen, deren Betrachtung so leicht in das große Gefühl des Mitleids verschlungen wird,

und

und die man erst dann wahrnimmt, wenn die Seele durch öfteres Lesen von der Rührung des Ganzen gesättigt ist, und mit ihrer Andacht bey den kleinern Theilen kann stehen bleiben: wie viel entwickeln sich da noch der Züge von Größe des Geistes, von Stärke der Seele, von Selbstbeherrschung, Besonnenheit, Menschenliebe und Frömmigkeit!

So wenig jemand auch für den heiligen Dulder partheyisch ist: so muß ihn doch die Bemerkung in Erstaunen setzen, daß ihm während des ganzen ungerechten Verfahrens seiner Verurtheilung kein einziger Fehltritt entfahren ist, der nur einigermaaßen den geringsten Theil von der Härte und Wuth hätte rechtfertigen können, womit man ihn behandelte; keine Erwiederung des Unrechts, das er erlitt, keine ungelinde Verantwortung, kein Zeichen des Zorns, der Erbitterung, selbst nicht des gerechtesten Unwillens. Jede Rechtfertigung, so hochsinnig, stark und unbeantwortlich sie ist, trägt die Spuren der Sanftmuth, der Gelassenheit und der Weisheit.

Dieses Betragen übertrifft so sehr alles, was man von Menschen erwarten kann, daß sie selbst die unverschonendste Gerechtigkeit von ihnen nicht fordert.

fordert. Es ist ein allgemeines Gesetz aller nicht unmenschlicher Richterstühle, daß der Schmerz selbst des Schuldigen, wenn er leidet, einige Nachsicht verdiene; weil man mit Recht glaubt, daß es die Kräfte der Natur übersteige, in den Augenblicken des Schmerzens und der Todesangst, die Gegenwart des Geistes und die Freyheit des Gemüths zu besitzen, womit sie jedes Wort, jede Handlung auf der Wage der Klugheit und der Pflicht abwägen könne. In allen Staaten, die auf den Ruhm der Menschlichkeit einigen Anspruch machen, hat man es daher für eine gerechte Anordnung gehalten, jedem Opfer der öffentlichen Gerechtigkeit einen geschickten und rechtsverständigen Mann zu vergönnen, der seine Vertheidigung führe. So sehr ist der Mensch geneigt, auf den verlaßnen schreckensvollen Zustand eines Unglücklichen Rücksicht zu nehmen, dessen Seelenkräfte von Schmerz und Todesfurcht gebunden sind *).

Der stärkste Ausdruck des Schmerzes, womit Jesus seine barbarischen Richter beschämte, waren — nicht Vorwürfe, nicht Beschuldigungen, —

war

*) Horaz Walpole erzählt in seinem Catalogue of Royal Authors: als im englischen Oberhause über den Vorschlag sey gerathschlagt worden, den auf den Tod Angeklagten einen Vertheidiger zur Seite zu geben: so sey der berühmte Graf Shaftesbury in der Rede, die

er

war das erhabene Stillschweigen, das jedem, der es versteht, die Seele durchdringen muß. Alle erhabenen Stellen, worin die Dichtkunst durch Schweigen die größte Wirkung hervorzubringen sich bestrebt hat, vermögen nicht die Vergleichung mit diesem Stillschweigen zu bestehen; nicht das Schweigen des wilden Zorns des Ajax, nicht das Schweigen des beleidigten Stolzes, womit Dido beym Anblick des Aeneas in die Schatten der elysischen Wälder zurückflieht, selbst nicht das rührende Schweigen der Ohnmacht und des gebrochnen Herzens der gebeugten Klarissa. Bewußtseyn der Unschuld, Gefühl seiner Seelengröße, Gewißheit von der Vergeblichkeit aller Versuche der verblendeten, blödsinnigen Wuth die Augen zu öfnen, Ueberzeugung des Gerechten, daß diese ohnmächtige Wuth ihn zwar tödten, aber ihm nicht schaden könne, Ergebung in dem Willen einer höhern Regierung, Mäßsigung, Weisheit — von allem diesen, verbunden mit der Kraftlosigkeit des Schmerzes und der Erniedrigung, ist dieses erhabene Schweigen der sichtbare Ausdruck.

39.

er dafür gehalten, stecken geblieben. Diesen Zufall, setzt Walpole hinzu, nutzte der Graf so gut, daß er die vortreflichste Wirkung that. Nachdem er sich einigermaaßen wieder erholt hatte, fuhr er fort: Sie sehen, Mylords! wie leicht es seyn müsse, daß ein Mensch, der

nie

39.

Amyntor an Philokles.

Donnerstags um 10 Uhr Vormittags.

Beschluß.

Die Tapferkeit, womit Jesus bey diesen so vielfachen Leiden aufrecht blieb, mag eine Kraft gewesen seyn, welche man will, so bleibt sie uns immer bewundernswürdig. Aber sie wird es weit mehr, wenn man augenscheinlich sieht, daß sie eine ungewöhnliche Quelle hatte. Aus seinem ganzen Charakter leuchtet es hervor, daß es nicht die starre Gefühllosigkeit des wilden ungebildeten Menschen, nicht die stoische Apathie des Temperaments war. Sein aufgeklärter, gebildeter Geist gab seiner Seele alle die tiefe, ausgebreitete und zarte Empfindlichkeit, die so oft das Unglück der besten Menschen macht, und deren Beherrschung ihnen so viel kostet.

Der

nie öffentlich geredet hat, und nun zum ersten Mahle vor seinen Richtern für sein Leben reden soll, die Gedanken verliehre, da mir, ohne daß ich mich in dieser schrecklichen Lage befinde, der Anblick ihrer erlauchten Versammlung die Zunge fesselt.

Der schwere Kampf, wodurch er sich zu der großen und langen Scene seines letzten Leidens zubereitete, zeigt, daß er das ganze Gewicht seiner Leiden ahndete. Bey dieser Zubereitung auf schwere Prüfungen ist die Erwägung seiner Kräfte und die Furcht vor seiner eigenen Schwachheit nicht der kleinste Theil des Kampfs der Tugend, eine Besorgniß, die des Gerechten Brust so heftig quälte, daß sie nur der höhern himmlischen Stärkung wich.

Es ist natürlich, daß dasselbe zarte Gefühl für andere uns auch gegen unsere eigenen Uebel empfindlicher macht; so wie der feine und lebhafte moralische Sinn die Empfindung und Besorgnisse des Gewissens von jedem kleinsten Fehltritte schärft, und die körperlichen Schmerzen, die die Unterdrücker dem Gerechten zufügen, noch mit den nagendern Schmerzen des gefühlten Unrechts, der verkannten erst spät zu verherrlichenden Unschuld und des Sieges des hochdocherfahrenden Frevels vermehrt. Wenn diese unsichtbaren Leiden die größten Leiden der Tugend sind, wenn sie von der rührenden, empfindlichen Tugend am meisten gefühlt werden, wie überschwenglich groß mußten die Leiden Jesu seyn! In den Jahren des Lebens, worin die Empfindlichkeit am lebhaftesten zu seyn pflegt, mit einem Herzen, das den Eindrücken des Schmerzes und

der

der Freude so offen war, wie tief mußten ihn die Scenen des Jammers rühren. Wir sehen ihn in dem Laufe seines Lebens an den Freuden eines hochzeitlichen Mahles mit Heiterkeit Theil nehmen, wir sehen ihn bey dem Anblick einer dem Untergang geweyheten Stadt, bey dem Grabe eines verstorbenen Freundes und dem Trauren seiner hinterbliebenen Verwandten, Thränen der Wehmuth vergießen, wir sehen ihn noch in den schrecklichen Augenblicken, wo es so verzeihlich ist, wenn das gefolterte Herz sich auf sich selbst zurückzieht, und aller fremden Noth vergißt, noch für die Schwachheit und das Schicksal seiner Freunde bekümmert, für seine Verwandten besorgt, selbst noch gegen die Schwachheit der Bethörten unter seinen Verfolgern mitleidig, für die Verfolgungen und Schmach, worunter er leidet, ihnen Vergebung erflehend. Wenn, zur Ehre der menschlichen Natur, das Herz geneigt ist, die Fehltritte der gekränkten Empfindlichkeit mit Nachsicht zu beurtheilen, wie überirrdisch groß muß uns die Seele Jesu erscheinen, der nichts von dieser Nachsicht bedarf, dessen Tugend alles übertrifft, was der strengste Richter sich von der größten moralischen Vollkommenheit zu erwarten, oder auch nur zu ersinnen getraut.

Meine Gedanken können hier dem hohen Bilde von Vortreflichkeit nicht weiter nachspühren, sie verliehren sich in das Gefühl der tiefsten Verehrung. Wenn mich je für die Lehren dieses Weisesten und Gerechtesten etwas einnehmen kann: so ist es ein solches Leben. Für die Wahrheit der Erzählung dieser Thaten bürgt mir mein innigstes Gefühl. So viel ich auch von der Ausschmückung der Geschichte der Liebe und Bewunderung, die sie aufgezeichnet hat, vergönnen will: so kann ich doch keinen einzigen Zug in seinem moralischen Charakter aufgeben. Ich sehe deutlich, daß ihr Gemählde keine Geburt ihrer Einbildungskraft, daß es die genaue Abzeichnung eines Urbildes ist, dessen ganze Größe und Hoheit sie selbst nicht zu ahnden scheinen. Alle Züge des ganzen Bildes sind so zusammenpassend, und jeder, auch der größte, so sorglos, ohne Vorbereitung und Anmaaßung hingestellt, ohne Ausruf der Bewunderung, ohne Aufforderung der Aufmerksamkeit, mit so viel hoher Einfalt des Herzens, als habe der Schriftsteller nichts außerordentliches sagen wollen, als habe er selbst nicht das außerordentliche gefühlt, was bey jedem Zuge aus seiner Feder fließt. Aus der ganzen Erzählung scheinet hervor, daß der Geschichtschreiber sein hohes Ideal von Tugend erst in dem Leben seines Helden gefunden habe, es also als seine Erdichtung

dichtung ansehen, hieße das größte aller Wunder annehmen. „Nie, muß ich mit einem weisen Bewunderer dieser Geschichte sagen, „nie hätten jüdische „Schriftsteller aus diesen Zeiten weder diesen Ton „noch diese Sittenlehre finden können, und das „Evangelium hat so große, so auffallende, so voll„kommen unnachahmliche Kennzeichen der Wahr„heit, daß sein Erfinder viel grösser seyn würde, „als sein Held.“

Das sind die Empfindungen, die ich in Ihrem Schooße niederlege, und ich danke Ihnen nochmahls, daß Sie sie in meinem Herzen geweckt haben. Belehren Sie mich ferner durch Ihren Briefwechsel; oder, noch besser, kommen Sie selbst, ich glaube mich stark genug zu fühlen, den Besuch eines so innigen Freundes auszuhalten.

40.

Metra an Philarete.

Ich kann es nicht abwarten, bis Sie selber kommen, theureste Philarete! um Ihnen Philokles und Amyntors Unterredung mitzutheilen. Wie sehr wünschte ich, daß Sie selbst hier gewesen wären! — Doch ich will Ihre Entschuldigung gelten lassen. Ich hoffe, daß Ihre kleine Unpäßlichkeit uns nicht lange Ihres Besuches werde entbehren lassen. Sollte ich etwas in dem Inhalte der Unterredung nicht recht gefaßt, oder etwas Wesentliches übergangen haben: so wird es Philokles berichtigen und ergänzen. Um so wenig als möglich zu fehlen, habe ich jeden Augenblick genutzt, alles, so frisch es mir im Gedächtniß war, niederzuschreiben. Die Freude und Hoffnung, glaube ich, hat meine Kräfte gestärkt. Ich denke, Amyntor wird nun bald so seyn, wie Sie ihn wünschen.

Ich hatte bemerkt, daß Amyntor, seitdem seine Kräfte zunahmen, sich mit einer Aemsigkeit mit Schreiben und Lesen beschäftigte, die mich besorgt

sorgt machte. Doch hielt ich nicht für rathsam, ihn mit Fragen zu unterbrechen. Philokles Ankunft löste das Räthsel. Nachdem die Freundschaft von beyden Seiten ihre Freude, ihren Dank und ihre Glückwünsche, die Sie sich denken können, erschöpft hatte, fing Amyntor mit Lebhaftigkeit an:

Wohl mir, Philokles! daß ich Sie nun wieder sehe. Die Sehnsucht nach dem Antlitz des Freundes ist es, was dem armen Kranken in den Zwischenstunden, worin ihm der Schmerz etwas zu wünschen erlaubt, sein Lager so peinlich macht. Jetzt hab ich Sie wieder, Philokles! und nun ist es mein Gelübde, die Erlaubniß, Ihrer Gesellschaft zu geniessen, noch besser zu nutzen.

Auch ich habe mich nach Ihnen gesehnt, Amyntor! erwiederte Philokles, und auf Ihr erstes Wort eile ich in Ihre Arme. Ja, was noch mehr ist, so lange Sie noch im Genesen sind, werden Sie mich öfter um sich sehen. Denn nun, da, wie ich sehe, ihr bisheriger Arzt sein Werk, Gott Lob! so glücklich vollendet hat, muß ich an seine Stelle treten. Sie scheinen mir nicht genug gegen das Uebermaaß der Empfindlichkeit auf ihrer Hut, welches in dem Zustande der Kraftlosigkeit, nach einer großen Krankheit zurückbleibt, und welches, wenn sie ihm nach-

 hängen,

hängen, Ihre völlige Wiederherstellung verzögern könnte. Ich habe das in allen Ihren letztern Briefen zu bemerken geglaubt, und ich freue mich, Ihnen die Antwort selbst bringen zu können. In unserm Gespräche werden Sie nicht so, als an Ihrem einsamen Schreibtische von einerley Schwunge fortgerissen werden, oder, sollten Sie sich zu weit versteigen, so bin ich da, um Sie zu warnen. Ihre drey letzten Briefe, die mir zwar nicht zu lang sind, haben gewiß Ihre gänzliche Erhohlung um einige Tage zurückgesetzt, so sehr schienen sie mir voll Wärme zu seyn.

Wie so? war Amyntors Antwort, verdiente der Gegenstand diese Wärme nicht?

Allerdings! erwiederte Philokles, aber sie hätten nicht sollen die Briefe eines Genesenden seyn; und, da jeder Gegenstand uns Stoff zum Empfinden und Betrachten geben kann, so wünschte ich, Ihr Verstand hätte diesmahl allein geredet. —

O! finden Sie dann, daß mein Verstand ganz geschwiegen habe? unterbrach ihn Amyntor. Es ist wahr, ich habe zum Beyspiel die Betrachtung unterdrückt, die mir so oft in die Feder wollte, — daß man sich nicht wundern dürfe, wenn nur dem Verehrer eines höchsten Wesens, die hohe Tugend,

die

die sich ganz aufopfert, nicht unbegreiflich scheint. Und Sie sind zu gut mit der Welt bekannt, als daß Sie nicht wissen sollten, wie selten dieser Glaube unter denen ist, die zu denken scheinen wollen, und um es zu scheinen, ihr Glaubensbekenntniß von dem Glaubensbekenntnisse derer zu unterscheiden suchen, mit denen sie gern nichts gemein hätten, vielleicht auch nicht einmal die Regeln der Rechenkunst, wenn Sie es ändern könnten.

Ganz Recht, fiel ihm Philokles ein, — doch was geht das uns an. Sollten Sie zu diesem Unglücklichen gehört haben, so, hoffe ich, gehören Sie nicht mehr dazu.

Hier nahm Amyntor eine feyerliche Stellung, die etwas ankündigte, um welches er sehr bekümmert schien. — Philokles! fing er an, ich will Ihnen nichts verhehlen, ehe Sie mich aber richten, hören Sie mich ganz. —

Ich habe die sorgfältigste Erziehung erhalten, die die zärtlichste Liebe in den Umständen meiner Eltern nur gewähren konnte, und da Sie meine beste Mutter kennen: so werden Sie leicht glauben, daß dabey der Unterricht in der Religion nicht ist versäumt worden. Wenn dieser Unterricht auch wirklich so lauter und gründlich gewesen wäre, als er hätte seyn sollen: so

konnte mich doch kein Lehrer schon zum voraus gegen die spitzfindigen Einwürfe verwahren, die bey meinem Eintritte in die große Welt meiner erwarteten; ich würde weder die Einwürfe noch ihre Beantwortung gefaßt haben. Der Unterricht also, der für den demüthigen Bauerknaben, bey dem in der Einfalt des Lebens, in den Arbeiten seines Standes und in seiner häuslichen Gesellschaft diese Lehren ungestört zu Empfindungen reifen können, vollkommen hinreichend ist, dieser Unterricht hätte bey einem Menschen von meiner Bestimmung noch immer sollen fortgesetzt, wenigstens an meine wachsenden Kenntnisse angeknüpft werden. Nun wissen Sie, ob das geschieht. Der Fürst von * wollte mich frühzeitig um seiner Person haben, — es sey, daß er wegen meiner Figur an mir Geschmack fand, oder weil er glaubte, meiner Mutter ein Kompliment schuldig zu seyn — Kurz, er fing an mein Glück an seinem Hofe zu machen, und mich in die große Welt zu ziehen, ehe meine Grundsätze und Charakter fest waren.

Von nun an galt es weiter nichts, als, was man nennt, liebenswürdig, das ist, so werden, wie andere waren, die die meiste Aufmerksamkeit und Vorzüge genossen. Hier kam es also darauf an, den rechten Ton zu fassen, und die Sitten anzuneh-

zunehmen, die den allgemeinsten Beyfall fanden. Um meine Bildung, wie man sagte, zu vollenden, trat ich die große Reise an, und nachdem ich die deutschen Höfe gesehen hatte, traf ich endlich in Paris ein. Ich sehe jetzt wohl ein, daß, wenn man bloß an den Höfen reisen will, man sehr viel Mühe sparen könne. Denn man kann alsdann Europa von Petersburg bis nach Madrid durchstreichen, ohne mehr als eine Nation, mehr als einerley Sitten gesehen zu haben.

Ich kam also in Paris an, und glauben Sie nicht, daß ich bloß die Modehändler und Galanteriekrämer sehen wollte; ich hatte mir auch vorgenommen, die erlauchten Gelehrten kennen zu lernen, die ich schon in der Ferne bewundert hatte. Ich war so glücklich, sie alle bey Madame Geoffrin kennen zu lernen, die, wie man es nannte, ein bureau d'esprit hielt, selbst mit gekrönten Häuptern in Briefwechsel stand, von den gelehrten Gliedern ihrer Gesellschaft vergöttert, und von denen, die davon ausgeschlossen waren, verlacht wurde. Diese Kotterie bestand aus den Mathematikern Antenor und Laches, dem Schauspieldichter Dikanor, dem Sophisten Hippias, dem Dichter Medon, und dem Stoiker Tryphon, der zugleich Augur war.

So wenig auch meine Religion von ihrer jugendlichen Wärme übrig behalten hatte: so besinne ich mich doch, daß ich Anfangs ziemlich betroffen muß ausgesehen haben, als ich die Entdeckung machte, daß es in dieser gelehrten Gesellschaft entschieden sey, kein Mann von großem Verstande könne einen Gott glauben. Die ungewöhnliche Unerschrockenheit, womit diese Lehre als ausgemacht angenommen, und die Hitze, womit sie von einigen unter ihnen gepredigt wurde, verursachte mir Anfangs eine Bestürzung, mit der ich ihnen sehr einfältig muß vorgekommen seyn. Bis dahin war ich gewohnt gewesen, von der Religion weiter gar nicht, wenigstens nicht ernsthaft reden zu hören. Hier hörte ich zum ersten Mahle von dem Atheismus, als von einer bey allen Leuten von Stande ausgemachten Sache reden. Der einzige Tryphon wagte es von Zeit zu Zeit, mit einiger Furchtsamkeit, einen entfernten Wink von einem höchsten Wesen hinzuwerfen; allein da er der einzige von seiner Meynung war, und es alle übrigen nicht der Mühe werth hielten, eine längstabgeurtheilte Sache von neuem vorzunehmen: so pflegte er sich bald mit Beschämung zurückzuziehen, und durch einen demüthigen Blick für seine Schwachheit Verzeihung zu erflehen.

Wird es Sie befremden, Philokles! wenn ich Ihnen sage, daß in dieser Gesellschaft mein wankender Glaube den letzten Streich bekam? Ich erhielt nun ein System des Unglaubens, und lernte zu dessen Verfechtung Waffen handhaben, die mir unwiderstehlich schienen. Allein am meisten überwältigte mich das Ansehen der Mathematiker, und ich gestehe Ihnen, Philokles! daß ich noch unter der Gewalt dieses Ansehens stehe. Denken Sie selber, was man von der Unleugbarkeit der mathematischen Wahrheiten, was man von dem scharfen Denken sagt, wozu die Uebung in dieser Wissenschaft den Geist gewöhnt! Ja bedenken Sie, daß die Ausmessung der Theile der Welt, die Berechnung ihrer Gesetze, und die Wahrnehmung ihrer Ordnung das Geschäft der mathematischen Wissenschaften ist! Wenn so der Mathematiker mit dem Werke am besten bekannt ist: soll er nicht auch am besten über seinen Urheber urtheilen können? Wenn er nun sagt, daß es keinen bedarf: verdient er nicht Glauben?

Sie hatten bey mir nicht nöthig, Amyntor! erwiederte hierauf Philokles, sich gleichsam durch eine Vertheidigungsrede zu verwahren, ich kenne den Gang der Bildung des Verstandes in Ihrem Stande nur zu gut, und habe ihn zum Theil an

mir selbst beobachten können. — Allein es gewinnt das Ansehen, als wenn wir uns an der Schwelle einer etwas langen Untersuchung befinden, und ich weiß nicht, ob Sie dazu werden aufgelegt seyn, oder Kräfte genug haben. Ich bin gern bereit, so weit mit Ihnen zu gehen, als Sie es verlangen werden.

Wenn Sie nichts dawider haben, Philokles! antwortete Amyntor: so seyn Sie meinetwegen unbesorgt. Die Ruhe, die mein Gemüth dadurch gewinnen wird, daß ich meine Zweifel auf die eine oder die andere Art los werde, wird mir nützlicher seyn, als mir die Anstrengung schaden kann. Allenfalls können wir abbrechen, wo es nöthig ist.

Nun gut! — sagte Philokles — So lassen Sie uns gleich mit dem anfangen, was, wie es scheint, ihren Verstand in der unrühmlichen Gefangenschaft hält, welche Sie an einer männlichen Anstrengung seiner Kräfte hindert, mit dem Ansehen Ihrer Mathematiker. Ich freue mich, — fuhr er lächelnd fort — daß ich endlich einmahl einen Mann finde, der das offenherzig bekennt, was bey so manchem der Fall seyn mag, ohne daß er es sich zu gestehen getraut, — daß er nähmlich von dem Vorurtheil des Ansehens

hens unterjocht ist. Da auch ich mich von der Gewalt dieses Vorurtheils habe losarbeiten müssen, unter der ich lange genug gestanden habe: so will ich Ihnen darüber nur das sagen, was ich mir selbst gesagt habe.

Was man überall, wo man Meynungen ungeprüft und auf Glauben annimmt, wahrzunehmen pflegt, das wird man auch gar bald bey diesem Falle bemerken. Es giebt schwerlich eine Wahrheit, für und wider die sich nicht ungefähr gleich viel Stimmen anführen ließen. Ich könnte Ihnen also nur sagen, wenn Sie doch auf Glauben berühmter Männer Parthey nehmen wollen: warum schlagen Sie sich nicht auf die Seite eines Kepler, Leibnitz, Newton, und — wenn Sie noch nicht vergessen haben, daß es auch noch in Deutschland große Mathematiker giebt, — eines Kästner, Karsten u. s. w. denn er nannte ihm mehr dergleichen gelehrte Nahmen, die ich aber vergessen habe.

Sie haben Recht, Philokles! antwortete Amyntor, daran hätte ich denken sollen, und dann würde ich nicht so übereilt entschieden haben. Denn da sich nun, weil sich keine genaue Zählung anstellen läßt, die Stimmen auf beyden Seiten unge-

ungefähr gleich annehmen lassen: so hätte ich zweifelhaft bleiben —

Oder sagen Sie lieber, fiel ihm Philokles ins Wort, sie hätten diese ganze Beweisart verwerfen und sich nach andern Entscheidungsgründen umsehen sollen. Aber, fuhr er fort, gesetzt, daß Sie sich berechtigt hielten, zu der Meynung überzutreten, wo Sie die größten und meisten berühmten Namen fänden: so würden Sie doch wenigstens, wie man in Berathschlagungen thut, die Stimmen nicht bloß haben zählen, Sie würden sie auch haben wägen müssen. Denn Eine Stimme des Kunstverständigen verdient in Sachen seiner Kunst mehr Achtung, als hundert Stimmen der Unwissenden.

Was das anlangt, Philokles! unterbrach Amyntor mit einiger Hitze: so hoff ich doch, daß Sie die Nahmen eines Antenors und Laches werden vollwichtig finden.

Vielleicht nicht; erwiederte Philokles! — es versteht sich in Sachen, die außer dem Bezirke ihrer Kunst liegen. Werden Sie dem großen Rechner Hipparch die göttlichen Werke des Phidias zutrauen, oder werden Sie nur seinen Geschmack über das Praxiteles Aphrodite zu Rathe ziehen?

Mir

Mir scheint aber, versetzte Amyntor, daß die Kunst der Mathematiker diejenige Kunst ist, die alle andere Künste unter sich begreift. Schon das, daß — wie ich bereits erwähnt habe, und was Sie nicht in Abrede seyn werden, — daß sie dem Verstande Gelegenheit giebt, sich die richtigsten Regeln des Denkens, während seiner Verrichtungen, abzumerken, muß von der Richtigkeit des Urtheils eines Mathematikers ein sehr günstiges Vorurtheil geben. Denn diese Regeln des Denkens sind allgemein und müssen sich auf alle Gegenstände anwenden lassen. Ihr Gebrauch muß also den Mathematiker in allen andern Künsten gerade eben so untrüglich machen, als er es in der Seinigen ist.

Ich weiß nicht, ob ich das Kompliment im Nahmen der Meßkunst annehmen darf, erwiederte Philokles. Denn so sehr diese Königin der Wissenschaften mit der Unleugbarkeit ihrer meisten Wahrheiten pranget, so sagen doch die wärmsten ihrer Verehrer, daß diese Unleugbarkeit sich nur auf die meisten ihrer Wahrheiten nicht auf alle erstreckt; und daß man schon bey der Anwendung der allgemeinen Wahrheiten auf die wirkliche Materie und die wirkliche Bewegung vieles von ihrer Unleugbarkeit abrechnen müsse. — Kurz, ich weiß nicht,

nicht, ob sie das Kompliment annehmen kann; das aber weiß ich, Amyntor! daß Sie zwey Dinge voraussetzen, die sich so schlechthin nicht voraussetzen lassen, wenn Sie annehmen, daß die Meßkunst ihren Verehrer in andern Wissenschaften eben so untrüglich mache, als er es in ihrem eigenthümlichen Bezirke ist.

Erstlich setzen Sie voraus, daß eine jede Wissenschaft, die die beste Methode zuläßt, auch nach dieser besten Methode erlernt werde. Zweytens, daß es bey der Richtigkeit im Denken nur auf die Form einer Schlußfolge, und nicht auch auf die Materie, oder die Richtigkeit und Reinigkeit der Begriffe ankomme. Ueberlegen Sie, wie man das so geradezu annehmen könne; die Erfahrung scheint mir dagegen. Da Sie mit französischen Philosophen umgegangen sind, und den größten Theil Ihrer Philosophie aus dem Munde oder aus den Schriften dieser Philosophen geschöpft haben: so werden Sie auch bey ihnen den Namen ihres Descartes haben nennen hören, Sie werden aber auch erfahren haben, daß seine Philosophie jetzt eben so sehr in Verachtung sey, als seine Geometrie noch immer in Ehren ist. Warum ist dieser untrügliche Mathematiker nicht auch in seiner Philosophie so untrüglich? Er muß wohl in seiner Geometrie nach

den

den Regeln einer sichern Methode, ohne es selbst zu wissen, zu Werke gegangen seyn; — und dieser Fall wäre so gar außerordentlich nicht — oder, wenn er sich diese Regeln abgemerkt hat, so muß er sie nicht zu der Bearbeitung seiner Philosophie hinüber genommen haben, oder endlich er hat sie nicht nach der Verschiedenheit des Stoffes angewendet. Sie können einen von diesen Fällen annehmen, denn sie lassen sich alle drey denken; aber der erste scheint mir aus der wenigen Bekanntschaft, die ich mit den Schriften dieses Philosophen habe, der wahrscheinlichste. —

Und mir gerade der unwahrscheinlichste, — unterbrach ihn Amyntor. — Glauben Sie, Philokles! daß ein Mann, wie Descartes den Euklides gelesen habe? Wenn er den gelesen hat: so denke ich, können ihm, so viel ich mich noch von meinen Lernjahren erinnere, die Regeln der guten Methode nicht unbekannt geblieben seyn.

Warum das nicht? — erwiederte Philokles. — Haben Sie noch keinen Feldmesser gesehen, der seinen Euklides gelesen hat, ohne sich einen Augenblick um die Kunstgriffe der Methode zu bekümmern? Er hat die Sachen wissen wollen, die er zu seiner Kunst gebraucht, und es dem Dialektiker

überlassen, in die Verkettung der Schlußfolgen zu dringen, um sich so die Regeln der dialektischen Kunst abzumerken. Glauben Sie, daß viele mit diesem Vorsatze ihren Euklides studieren? Ich fürchte, daß es von Hunderten kaum Einer seyn werde; und wenn sie nun diesen Vorsatz nicht haben, denken Sie, daß sich die Sache so leicht von selbst finden werde?

Werden wir also nicht von der Untrüglichkeit des Mathematikers außer den Gränzen seiner Wissenschaft viel abrechnen müssen?

— Diese Betrachtungen haben mir endlich die Seile des nähmlichen Vorurtheils zerreißen helfen, welche Sie noch immer gebunden halten. Vielleicht hat dazu auch die zufällige Bekanntschaft eines unberühmten Weltweisen das ihrige beygetragen, die ich in Genf machte. Der Nahme Agenors war bey seinen Lebzeiten nur wenigen bekannt; denn er hatte sich nie durch Schriften zu verherrlichen gesucht, so sehr ihm seine gründlichen Kenntnisse berechtigt hätten, seine Zeitgenossen zu unterrichten. Die Wenigen, die ihn kannten, hatten ihn aufsuchen müssen, aber sie hatten die Mühe ihres Suchens immer gut belohnt gefunden. Viele der köstlichsten Blumen, die die Welt in den

Schrif-

Schriften einiger der ruhmvollsten Weltweisen bewundert hat, waren in seinem Garten gepflückt; denn er war eben so uneigennützig als weise, zufrieden, auch unerkannt, genutzt zu haben.

Ich hatte das Glück, diesen stillen Weisen zu finden, und hören Sie, was er mir von der Geschichte seiner Gedanken erzählte:

Philokles! — sagte er einst, als ich des Abends noch spät an seinem einsamen Kamine neben ihm saß — ich habe lange gelebt, und also lange den Umwälzungen menschlicher Meynungen um mich her zugesehen. Da ich nie selbst öffentlich an den gelehrten Angelegenheiten Theil genommen habe: so habe ich desto ruhiger und unbefangener diesem oft ändernden Schauspiel zusehen können. Das ist aber nicht der einzige Vortheil gewesen, den mir meine glückliche Unberühmtheit verschafft hat. Weil ich durch keine Schriften öffentlich vor dem ganzen Volke gedacht habe: so ist auch nie meine Ehre zur Verfechtung meiner Meynungen verpfändet gewesen. Ich habe sie immer in der Stille, so wie meine Einsichten zugenommen haben, ändern können, ohne daß meine Eigenliebe sich dagegen gesetzt hätte.

So ist es mir mit meinen Gedanken über die Wahrheit ergangen. Mein wissenschaftlicher Unterricht hatte sich mit der Mathematik angefangen. Ich blieb gleichfalls nicht lange gegen die Reitze dieser Königin der Künste unempfindlich. Die leichte Ueberzeugung, die ich aller Orten in ihrem Reiche fand, machte mich gegen sie so partheyisch, daß ich ihr bald allein huldigte. Ich hoffte, daß, wenn ich die Gesetze, nach denen sie Licht und Ueberzeugung austheilt, auch in das Reich der philosophischen Wissenschaften mit hinüber brächte, mir da eben so leicht Licht und Ueberzeugung entgegen kommen werde. Ich betrog mich, und die Folge meiner getäuschten Hoffnung war, daß ich an aller Ueberzeugung außer dem Gebiet der Geometrie verzweifelte.

Ich bemerkte, daß es Andern vor und neben mir nicht besser ergangen war; nur die Sorgen ihres Ruhms hatten ihnen weder Zeit noch Neigung gelassen, der Quelle dieses Unfalls nachzuforschen. Sie hatten eine Art von Ruhe in der Hülle eines dumpfen Zweifels gesucht. Das, was sie hielt, hielt mich nicht. Ich forschte und fand, daß ich mich selbst betrogen hatte, indem ich geglaubt, daß ich die leichte und starke Ueberzeugung der Strenge zu danken gehabt habe, womit ich die Ge-

setze der Methode befolgte. Es war etwas ganz anderes. Ich sah, daß es die sichtbaren Figuren waren, die mir die Aufmerksamkeit auf die Begriffe erleichtert, und die Wahrheit der vorgetragenen Sätze anschaulich und faßlich gemacht hatten. Dieses Hülfsmittel fing mir an zu fehlen, sobald ich das Feld der räumlichen Größen verließ. Sobald ich über Gegenstände denken wollte, die ich den Augen nicht so, wie ein Dreyeck und Viereck vormahlen konnte: so fühlte ich, daß mich die Augenscheinlichkeit der Wahrheit verließ. Ich bemerkte, daß diese Gegenstände mir bloß darum die Ueberzeugung erschwerten, weil ihre Begriffe sich den Augen nicht so vormahlen ließen, wie die Figuren der Geometrie. Es war daher schwer, sie so bestimmt zu fassen und von einander zu unterscheiden, wie man ein Viereck von einem Dreyeck auf Einen Blick mit den Augen unterscheidet, sobald man nur drey und vier zählen kann; es kostete ferner mehr Mühe, die Merkmahle dieser unsinnlichen Begriffe beständig, während des Denkens, gegenwärtig zu erhalten, da sie nicht den Vortheil haben, daß man sich, wie bey sichtbaren Figuren, die Aufmerksamkeit durch das bloße Anschauen derselben erleichtern kann. Ich fand endlich, daß ich die Merkmahle eines unsinnlichen Begriffs erst mühsam aus den Worten hervor suchen mußte, die

mir bey den Figuren unmittelbar vor Augen standen; kurz, ich fand, daß, wenn ich die Methode der Geometrie in den philosophischen Wissenschaften nicht so anwendete, daß ich mir die Begriffe mit dem Verstande deutlich machte, und so deutlich erhielt, wie sie mir in der Geometrie durch die Augen waren, das Studium dieser Wissenschaft mir in der Philosophie mehr schädlich als nützlich seyn müsse. Das war nun freylich keine kleine Arbeit, die auch wohl manchen, der so angefangen hatte, wie ich, abhielt, weiter zu gehen, aber ich glaubte, daß die göttliche Wahrheit dieser Mühe wohl werth sey.

So sprach Agenor. Gesegnet sey das Andenken des edlen Greises. Ich höre, daß er nicht mehr unter den Lebendigen ist. Man hat nach seinem Tode einen kleinen Band von Schriften bekannt gemacht, die man unter seinen Papieren gefunden; wenig für ein Leben von achtzig Jahren unter den Sterblichen! Aber viel ist der Weisheit, die andere von ihm empfangen und in ihren Schriften verbreitet haben. Nur einer von diesen ist dankbar gewesen.

Ich habe zu lange das Wort geführt, endigte Philokles! aber —

Nicht zu lange unterbrach ihn Amyntor — nicht zu lange, Philokles! denn einen Theil meiner Schwachheit haben Sie glücklich geheilt, wenigstens haben Sie mich auf einen Gedanken geholfen, den ich nicht will unbenutzt lassen. Da ich jetzt in meinen leeren Stunden meine mathematischen Schulübungen bisweilen wieder vernehme: so werde ich nun genauer auf den Gang der Gedanken in der Geometrie merken, und es ahndet mir, daß der Wink, den Sie mir von dem Unterschiede der geometrischen und philosophischen Begriffe gegeben haben, mir volles Licht verschaffen soll.

Aber, Philokles! erinnern Sie sich, daß die Untrüglichkeit, die dem Mathematiker seine Methode gewährt, nur ein Theil des Vorzugs war, den ich ihm beylegte, wenn ich meinen Unglauben auf sein Ansehen stützte. Erwägen Sie, daß er sich mit der Beschauung des großen Weltgebäudes beschäftigt, daß der Astronom, der dem Gange der Himmelskörper auf seiner nächtlichen Warte nachspührt, mit diesem Weltgebäude besser, als jeder Anderer bekannt seyn muß, und Antenor und Laches sind Astronomen.

Glauben Sie an die Astrologie? Amyntor! — fing Philokles an. —

Welche Frage! — war Amyntors Antwort — an die glauben die Rockenphilosophen in meiner Gesindestube noch kaum.

Aber, Amyntor! was haben Sie gegen die Astrologie? — fuhr Philokles fort.

Wie so? — Wie kommen Sie auf die Frage? — erwiederte Amyntor — Kann eine so schnöde Kunst noch den geringsten Glauben finden, seitdem die wahre Astronomie ihre letzten Grundpfeiler umgestürzt hat?

Gleichwohl, — fügte Philokles hinzu — könnte ich Ihnen große Astronomen nennen, die Väter der wahren Astronomie selbst, Tycho von Brahe, Kassini, bey denen diese Kunst, die Sie jetzt schnöde nennen, noch immer Glauben gefunden hat.

Unmöglich! — rief Amyntor mit Verwunderung.

Und dennoch wahr! — fuhr Philokles fort — Warum aber unmöglich?

Sagen Sie selbst, Philokles! — erwiederte Amyntor — wie kann man noch den Lauf und Stand der Weltkörper als Zeichen von Begebenheiten ansehen, mit denen sie keine natürliche Verbindung haben, nachdem man die natürlichen Gesetze entdeckt hat, wonach dieser Lauf sich richten muß? —

O! Amyntor! versetzte Philokles, meynen Sie, daß diese Philosophen und Astronomen an diese Nothwendigkeit der Bewegung der himmlischen Körper nicht auch gedacht haben? — Sie haben daran gedacht, aber sie haben sie auch, nach ihrer Art, ganz gut mit den Grundsätzen ihrer astrologischen Kunst zu vereinigen gewußt. Sie behaupteten ohne Bedenken, daß der Stand der Himmelskörper, ob er gleich nach physischen Gesetzen geordnet ist, doch ganz wohl eine bedeutende Kraft haben könne, und ich bin begierig, zu sehen, wie das der Astronom aus den bloßen Grundsätzen seiner Wissenschaft widerlegen will 19).

Doch, Philokles! noch einmahl — hob endlich Amyntor nach einigem Nachdenken wieder an — was wollen Sie mit Ihrer ganzen Frage?

Das — antwortete Philokles — daß der Naturforscher und der Astronom bey weitem nicht alles wissen. Sie kennen zwar die Gesetze, wonach die Naturbegebenheiten des Himmels und der Erde erfolgen; ob sie aber dennoch bedeutend sind oder nicht, das können Sie aus den bloßen Grundsätzen ihrer Wissenschaft nicht ausmachen, dazu bedürfen sie die Grundsätze einer andern Wissenschaft.

19) Neunzehnte Anmerkung.

Und die Anwendung von dieser Bemerkung auf unsern Streit — unterbrach Amyntor.

Ist leicht — fuhr Philokles fort — Sie ist diese. Die Astronomie kennt die Gesetze der Himmelsbewegungen, sie kennt diese Gesetze aus der Erfahrung, ob sie aber schlechterdings nothwendig sind, davon weiß sie nichts, das muß nach Grundsätzen beurtheilt werden, die nicht in ihr Gebiet gehören; denn die Erfahrung sagt ihnen hierüber nichts. Nehmen Sie nun an, daß ihre Astronomen nichts als Astronomen sind: so kann man ihrer Stimme bey jeder Frage, die nicht nach bloß physischen Grundsätzen entschieden werden muß, schlechterdings kein vorzügliches Gewicht zuerkennen. Sie werden es sich anmaaßen, ihre Allgenugsamkeit wird die Demüthigung nicht leiden wollen, daß außer ihrem Kreise noch etwas sey, das man wissen müsse; aber man wird sie in ihrer Kunst oft genug an solche Gränzen stellen können, wo sie in weitere Gefilde werden hineinsehen, gesetzt, daß sie auch nichts darin unterschieden.

Müssen Sie sich nicht wundern, Amyntor! daß diese Männer, die so oft die bewegliche Sphäre des Herzogs von Orleans gesehen, nicht eben so von dem großen Urbilde denken, von dem dieses

Werk eine so schwache, ohnmächtige Nachahmung ist. Das Weltsystem ist eine Maschine, freylich eine herrlichere, als der Witz menschlicher Künstler hervorbringen kann, sie kennen einen Theil ihres Mechanismus, — freylich den kleinsten und nur immer noch, wie durch einen Nebel — alles erfolgt darin nach mechanischen Gesetzen. Aber eine solche Maschine ist die bewegliche Sphäre des menschlichen Künstlers auch, sie kennen ihren Mechanismus auch, sie sehen auch, daß ihre Bewegungen, sobald sie aufgezogen ist, nothwendig sind, — und gleichwohl hat sie einen Urheber.

Glauben Sie nun, Amyntor! daß ihre Astronomen sich übereilen, wenn sie bloß aus den Grundsätzen ihrer Kunst über eine Streitsache richten wollen, die gar nicht vor ihren Richterstuhl gehört? Den Mechanismus der großen Weltmaschine lehrt ihnen ihre Wissenschaft; wie aber diese Maschine geworden sey, ob sie geworden sey, wenn sie das entscheiden wollen, so müssen sie noch andere Grundsätze zu Hülfe nehmen. —

Philokles wollte noch weiter reden, aber Amyntor ergriff seine Hand mit einer Inbrunst, die mich besorgt machte. Ich suchte also dem Gespräche ein Ende zu machen, das, wie es schien, ihn

ihn für seinen Zustand zu sehr zu intereßieren begann. Ich unterbrach sie also, indem ich dem Philokles die Stelle aus dem Briefe meiner geliebten Prinzeßin vorlas, worin sie des gütigen Antheils erwähnt, den der Fürst an Amyntors Krankheit genommen. Er fängt an seinen Verlust zu bedauren. Ich sehe, daß das sanfte Herz der Prinzeßin alles anwendet, um den Unwillen des Fürsten zu überwinden, und einen Mann von so redlichem Gemüthe, als Ihre Güte meinem Amyntor zutraut, wieder der Person Ihres geliebten Gemahls zu nähern. Auch Ihre Freundschaft für mich hat an diesem Wunsche Antheil, weil sie glaubt, daß ich mich seltner entfernen werde, wenn ich alles um mir habe, was mir theuer ist. Philokles schien diese Nachricht mit mehr Antheil zu vernehmen, als ich erwartete; so wie sie Amyntor mit einer Gleichgültigkeit angehört hatte, die mich eben so sehr befremdet.

Die Tischzeit machte unserer Unterredung ein Ende, und ich glaube, daß ich wohl thue, meinem Briefe ein Ende zu machen.

41.

Metra an Philareten.

Ich bin über die Größe meines Briefes erschrocken, theureste Philarete! als ich ihn zusammen legte, um ihn fortzuschicken. Wenn ich nicht hoffen könnte, daß sein Inhalt Sie, auch um Amyntors willen, intereßieren werde: so würde ich Bedenken getragen haben, Ihnen die Annahme desselben zuzumuthen. Gleichwohl, besorge ich, wird meine Philarete für den, welchen ich eben anfange, sich mit eben so viel Nachsicht und Geduld rüsten müssen. Doch weiß ich noch nicht, wenn ich ihn zu Ende bringen, noch weniger, wenn ich ihn absenden werde. Den vorigen werden Sie hoffentlich, mit dem Boten erhalten haben, der die Bücher und Musikalien gebracht hat. Doch ich gehe, ohne weitere Vorrede, zur Sache.

Nach dem Essen und einem Spatziergange im Garten, wobey Amyntor uns sein eben fertig gewordenes Glashaus für ausländische Schirmgewächse gewiesen hatte, kamen wir wieder beym

Thee:

Theetische zusammen, und da entspann sich bald ein Gespräch, dessen Inhalt ich Ihnen gleichfalls so getreu mittheilen will, als mein Gedächtniß ihn mir in die Feder geben wird.

Wenn ich es recht überlege, — fing Amyntor an, indem er sich niedersetzte, so habe ich Ihnen vorhin eine ganz vergebliche Mühe gemacht. Lassen Sie uns nicht mehr davon reden. Ich gestehe Ihnen, daß mich noch immer von Zeit zu Zeit etwas von Scham anwandelt, daß wir hier von Sachen so ernsthaft reden, die man in keiner guten Gesellschaft berühren dürfte, ohne daß sich die Gesichter um ein merkliches verlängern möchten. Man kann doch ein ehrlicher Mann seyn, und über das Alles glauben, was man will, meynen Sie das nicht selbst?

Wenn Sie verstehen, ein ehrlicher Mann seyn, in dem geläufigen Sinne des Worts, Amyntor, — erwiederte Philokles — o ja! Ich weiß auch nicht, wie unser Gespräch sobald eine so untersuchende Wendung nahm. Doch wenn es Sie nicht gereuet, mich gereuet es nicht; wir haben wenigstens einige Stunden ganz erträglich hingebracht, und das ist genug gewonnen. Ich gestehe Ihnen auch gern, und Sie werden es aus der Achtung

und

und Zuneigung, die ich schon lange gegen Sie empfunden habe, sattsam haben merken können, daß Sie mit Ihren guten Grundsätzen und mit ihrem Gefühl von Recht und Ehre in den gewöhnlichen Lagen des menschlichen Lebens ausreichen können; und wie wenig kommen in die außerordentlichen Situationen, wo sie, ohne die Grundsätze der Religion, die Gesetze der Tugend nicht mit einander vereinigen können, wo sie entweder als schwärmerische Thoren des Nachruhms handeln, oder von der Würde des Charakters herabsteigen müssen, auf der sie sich bis dahin behauptet haben.

Sie glauben doch also, Philokles! — unterbrach ihn Amyntor — daß es Fälle geben könne, wo ein Mensch ohne Religion, die Würde seines Charakters nicht behaupten könne?

Sie glauben es selbst, Amyntor! — erwiederte er — würden Sie sonst von dem Charakter, der den Inhalt Ihrer letzten Briefe ausmacht, mit so vieler Begeisterung haben reden können? Wenn Ihre Bewunderung aufrichtig gewesen ist, wie ich nicht zweifle: so erwägen Sie selbst, ob Sie dabey nicht beständig fühlten, es sey die größte Hoheit der vernünftigen Natur für das gemeine Beste sein Leben aufzuopfern. Diese hohe Vortreflichkeit des

sich aufopfernden Tugendhelden, wonach er durch seine Aufopferung strebt, wird ihm nur dann zu Theil, wenn sein Leben in andern Scenen unter der belohnenden Aufsicht eines höchsten Weltregierers fortgesetzt wird.

Wenigstens hab ich es in dem angenehmen Augenblicken der Begeisterung geglaubt. Ja ich will Ihnen noch mehr gestehen, — ich will Ihnen gestehen, daß ohne das der beste Theil des Vergnügens meiner Begeisterung würde verlohren gegangen seyn, oder vielmehr, daß sie ganz einer gewissen Art von Mitleid würde Platz gemacht haben, welches nicht das schmeichelhafteste ist, weil man es gemeiniglich mit denen hat, von deren Herzen man auf Unkosten ihres Verstandes gut denkt.

Dann aber, — setzte Philokles hinzu — haben Sie nur zwischen diesen zwey Dingen zu wählen: entweder Sie müssen eine regierende Gottheit erkennen, der das Wohl des Ganzen am Herzen liegt, und den Beförderern desselben wohl will; oder Sie müssen gestehen, daß der Egoist Recht hat, der nicht gern der Betrogene seyn mag, weil ihm das Wohl der Menschen nichts mehr angeht, sobald sein eigener Vortheil darunter leidet, und der froh ist, wenn er aus dem allgemeinen

Schiffbruch auch nur den kleinsten Theil seiner Selbst rettet; anders denken, würde ein gutwilliger getäuschter Tugendschwärmer Großmuth, Heldentugend, der Klügere aber Thorheit nennen. Sie würden also das Vergnügen Ihrer begeisterten Bewunderung sehr herabstimmen oder vielmehr ganz aufgeben müssen. Denn alle die großen Gesinnungen der Treue, der Redlichkeit, der Verdachtlosigkeit, des öffentlichen Geistes setzen ein gewisses Vertrauen auf die Tugend voraus, welches, wenn es gegründet ist, diese hohen Gesinnungen rechtfertigt; ist es nicht gegründet: so ist die kleine Seele die weiseste, welche Eigennutz, Betrug, Ränke, List, Argwohn für Weisheit hält. Sehen Sie zu, Amyntor! ob Sie diese Gesinnungen schätzen und bewundern können, sehen Sie zu, wie sich dabey die menschliche Gesellschaft befinden muß, sobald sie allgemein und herrschend geworden sind. Alle diese Gesinnungen eines verderbten Zeitalters, so sehr sie die Künste der Verfeinerung mit einem schönfarbigen Firnisse überziehen, werden nicht aufhören schimpflich zu seyn, und mit der unsichtbaren Gewalt eines verborgenen Giftes dem elenden Körper einer Rotte von Nichtswürdigen den Untergang vorzubereiten.

Es giebt doch also ein Interesse der Religion für die Tugend und das Glück der Menschen, und wenn ihre Kraft nicht immer für jeden Menschen nöthig ist: so ist sie es doch für die menschliche Gesellschaft, so ist sie es in großen Situationen, zu hohen Gesinnungen, um sie zu erzeugen und zu erhalten, und selbst zu allen guten Gesinnungen, um sie zu verstärken. Dieses Interesse wird noch grösser, wenn man fühlt, welche reiche Quelle würdiger, reueloser Vergnügen der Gedanke enthält, daß diese Welt keine verwayste vaterlose Welt ist, daß ihre Güter keine Schätze sind, die aus dem Schooße des empfindungslosen Zufalls auf uns herabfallen, sondern die uns die Güte eines Vaters austheilt, und die von ihrem Urheber, wie die Geschenke der Freundschaft, den besten Theil ihres Werths erhalten; es wird noch grösser, wenn uns das Ungemach, womit das Glück der Welt vermischt ist, in dem Lichte seiner wohlthätigen Abzweckung erscheint, und uns die schwere Pflicht der Geduld erleichtert. —

Doch was suche ich bloß Ihr Herz zu gewinnen? — setzte er endlich hinzu — wiewohl — fuhr er bald fort — es muß doch wenigstens erst so weit gewonnen seyn, daß es die Sache seiner Betrachtung werth hält.

Phi=

Philokles! — hob hierauf Amyntor an — wenn ich sage, daß die gute Gesellschaft, das ist, alle Leute von Verstand und Erziehung, gegen die Religion gleichgültig ist; so glaube ich, hat sie noch beßre Gründe, als die, welche Sie jetzt eben widerlegt haben. Man hat gesehen, daß alles, was man zu ihrer Vertheidigung gesagt hat, einem Menschen von Erziehung nicht Gnüge leistet. Und ist es nicht menschlich, daß man lieber eine Sache gar nicht berührt, als sich der Gefahr aussetzt, einigen guten aber schwachen Seelen anstößig zu werden?

Amyntor! — versetzte Philokles — der Agenor, von dem ich mit Ihnen heute früh sprach, gab mir einst ein Papier, das, wie er sagte, ein Stück von einem wiedergefundenen Gespräche des Plato enthielt. — Ich würde freylich den Nahmen Plato in Ihrer guten Gesellschaft nicht aussprechen, man würde mich für einen fürchterlichen griechischen Mann halten, und schon einen Bart in meinem Gesichte zu sehen glauben. Aber unter vier Augen wag ich es; denn Metra wird uns nicht verrathen, hoff ich. — Wollen Sie mir erlauben, daß ich Ihnen etwas von dem Inhalte dieses Gesprächs anführe; es schien mir auch eines Mannes von Geschmack nicht unwürdig, und seine Schönheit hat es mit in mein Gedächtniß prägen helfen.

Ich werde Ihnen mit Vergnügen zuhören, Philokles! — antwortete Amyntor —

Philokles fing folgendergestalt an:

„Der junge Madates machte eines Tages ei„nen Spatziergang nach dem Piräus. Unterweges „begegnete er dem Plato, den er noch nie gese„hen hatte. Plato, der eine glückliche Gesichts„bildung an ihm wahrnahm, ließ sich mit ihm in „ein Gespräch ein, und er entdeckte bey ihm einen „ziemlich richtigen Verstand. Madates war in „den schönen Wissenschaften unterrichtet; aber er „wußte nichts weder von Geometrie, noch von Astro„nomie. Gleichwohl gestand er dem Plato, daß „er ein Epikuräer *) sey.

„Mein Sohn! sagte Plato, Epikur war ein „ehrlicher Mann, er lebte, wie er glaubte, daß „ein Weiser leben müsse; seine Wollust, von der „man

*) Dieser grobe Verstoß gegen die Zeitrechnung beweist, daß das vorgegebene platonische Gespräch unächt ist, ob sich gleich dem Agenor aus guten Gründen nichts davon merken ließ. Noch andere Merkmahle lassen keinen Zweifel übrig, daß man es für die Geburt eines neuen Griechen halten müsse Wir haben noch mehrere solcher unächter griechischer Werke, denen man es ansieht, daß sie Uebungen der rhetorischen Schulen aus solchen Zeiten sind, worin schon eine kleine Manier, die sich durch glänzenden Witz, Lebhaftigkeit und Antithesen

„man so verschiedentlich geredet hat, bestand in der „Vermeidung der Unmäßigkeit, er empfahl seinen „Schülern die Freundschaft, und man sagt, daß „wenige Gebote besser sind befolgt worden. Ich „wünschte, daß ich von seiner Philosophie eben so „gut, als von seinen Sitten denken könnte. Kennst „du die Lehre des Epikur aus dem Grunde? Ma- „dates antwortete ihm treuherzig, daß er sie nie „studiert habe. Ich weiß bloß, sagte er, daß die „Götter sich nie in etwas gemischt haben, und daß „der Ursprung aller Dinge in den Atomen ist, die „sich von selbst so geordnet haben, daß sie diese „Welt, so wie sie ist, hervorgebracht.

„Also glaubst du nicht, mein Sohn! sagte „Plato — daß ein denkender Verstand bey der „Anordnung dieses Weltalls den Vorsitz gehabt habe, „worin es so viel denkende Wesen giebt? Wolltest „du mir wohl sagen, welche Gründe du hast, diese „Philosophie anzunehmen?

thesen auszeichnet, an die Stelle der großen, tiefdenkenden und starkfühlenden Manier des Alterthums getreten war. Indeß ist es nicht zu verwundern, daß es durch die Richtigkeit der Gedanken und die Feinheit der Wendung Philokles Aufmerkfamkelt auf sich gezogen, zumahl wenn man erwägt, daß er so wenig als Amyntor es mit den Augen einer scharfen Kritik hat untersuchen können. Der Herausgeber hat aus Gründen, die oben (S. 4[illegible].) sind angeführt worden, es ohne Veränderung mitzutheilen für gut befunden. A. D. H.

„Mein Grund ist, antwortete Madates — „daß ich es immer von meinen Freunden und ih„ren Geliebten, mit denen ich zu Abend esse, habe „sagen hören. Ihre Atomen sind sehr nach mei„nem Sinne. Ich gestehe dir, daß ich nichts da„von begreife; indeß hat mir diese Lehre immer „eben so gut als eine jede andere geschienen, und „man muß doch irgend eine Meynung haben, wenn „man anfängt, gute Gesellschaft zu besuchen. Ich „habe große Lust mich zu unterrichten, bisher hat „es mir indeß bequemer geschienen, zu denken, „ohne etwas zu wissen.

„Plato sagte ihm hierauf: wenn du einiges „Verlangen hast, deinen Verstand aufzuklären, ich „bin ein Zauberer, ich will dir sehr außerordent„liche Sachen sehen lassen. Sey so gut, und be„gleite mich auf mein Landhaus, das nur fünf„hundert Schritt von hier ist, deine Gefälligkeit wird „dir vielleicht nicht gereuen. Madetes folgte ihm „mit Entzücken. Sobald sie angekommen waren, „zeigte ihm Plato ein Skelet. Der junge Mensch „fuhr vor Schrecken bey diesem Anblick, der neu „für ihn war, zurück. Plato nahm folgender„gestalt das Wort:

„Betrachte diese scheußliche Gestalt, die der „Auswurf der Natur zu seyn scheint, und urtheile

„von

„von meiner Kunst nach allem, was ich aus diesem „ungestalten Knochenhaufen, der dir so abscheulich „geschienen hat, machen werde.

„Erstlich siehst du hier diese Kugel, welche „das ganze häßliche Gebäude zu krönen scheint. „Ich will mit einem Worte in die Höhlung dieser „Kugel eine markichte und zarte Substanz bringen, „die in tausend kleine Aestchen getheilt ist, die ich „hernach unmerklich durch diese Art von langem „Stabe mit so vielen Knoten, den du an dieser „Kugel befestigt siehest, und der sich mit einer „Spitze endigt, hinableiten werde. Ich werde „oben an dem Stabe eine Röhre anbringen, durch „die ich die Luft hineinlassen werde, vermittelst ei- „nes Ventils, das ohne Unterlaß in Bewegung ist, „und bald drauf wirst du dieses Kunstwerk sich von „selbst bewegen sehen. In Ansehung der andern „ungestalten Stücke, die dir wie ein Ueberrest „von verfaulten Holze vorkommen, und die ohne „Nutzen, wie ohne Kraft und Anmuth scheinen, „so werde ich nur zu reden brauchen, und sie wer- „den sich durch eine Art von Stricken von einem „unbegreiflichen Gewebe in Bewegung setzen. „Mitten unter diesen Stricken werde ich eine un- „endliche Menge Kanäle durchziehen, voll von ei- „ner Feuchtigkeit, die, indem sie durch Siebe ge-

„het, sich in mehrere Feuchtigkeiten verwandeln, „und die ganze Maschine zwanzigmahl in einer „Stunde durchfließen wird. Das ganze wird mit „einem weißen samtenen, und feinen Stoffe wie„der überdeckt werden. Ein jeder Theil dieser Ma„schine wird eine besondere Bewegung haben, die „niemahls stocken oder unrichtig gehen wird. Ich „werde zwischen diesen Halbzirkeln, die zu nichts gut „scheinen, einen großen Behälter in Gestalt eines „Tannapfels anbringen. Dieser Behälter wird sich „jeden Augenblick mit einer erstaunlichen Gewalt zu„sammenziehen und ausdehnen. Er wird die Far„be der Feuchtigkeit verändern, die in die ganze „Maschine geht. Ich werde nicht weit davon ei„nen Beutel anbringen, der an zwey Orten offen, „und dem Fasse der Danaiden ähnlich ist. Er „wird unaufhörlich gefüllt und geleert werden; „aber er wird sich nur mit dem anfüllen, was „nothwendig und von dem ausleeren, was über„flüßig ist. Diese Maschine wird ein so erstaun„liches chymisches Laboratorium, ein so tiefsinniges „Werk der Mechanik und der Hydraulik seyn, daß „selbst diejenigen, welche es studiert haben, es nie be„greifen werden. Kleine Bewegungen werden dar„in bewundernswürdige Kräfte hervorbringen. Es „wird der menschlichen Kunst unmöglich seyn, die „Kunst, welche dieses Automaton regiert, nachzu-

„ahmen. Was dich aber noch mehr in Verwun„derung setzen wird, ist, daß dieses Automaton „wird seines Gleichen hervorbringen können. Diese „Maschinen werden Ideen haben, sie werden „Schlüsse machen können, sie werden reden, wie „wir, sie werden Himmel und Erde messen. Ich „werde dir aber diese Seltenheit nicht zeigen, wo„fern du mir nicht versprichst, du willst, wenn du „sie gesehen hast, bekennen, daß ich viel Verstand „und Macht habe.

„Wenn die Sache so ist, — antwortete Ma„dates — so werde ich gestehen, daß du mehr „weißt, als Epikur und alle Philosophen von Grie„chenland.

„Nun wohl — sagte Plato — alles was ich „versprochen habe, ist geschehen. Du bist diese Ma„schine, so bist du gebildet, und ich habe dir nicht „den tausendsten Theil der Springfedern gezeigt, die „dein Daseyn ausmachen. Alle diese Springfedern „passen genau zu einander, alle sind einander be„hülflich; einige erhalten das Leben, andere geben „es, und das ganze Geschlecht wird durch eine „Kunst fortgepflanzt, die man noch nicht hat ent„decken können. Die verachtetsten Thiere sind „mit einer nicht weniger wunderbaren Kunst zube-

„reitet, und die himmlischen Sphären bewegen sich „in dem Raume nach einer noch erhabnern Me„chanik. Urtheile nun, ob nicht ein verständiges „Wesen die Welt gemacht hat, und ob deine Ato„men nicht einer verständigen Ursach bedurft haben.

„Der erstaunte Madates fragte den Zaube„rer, wer er sey. Plato sagte ihm seinen Nah„men, und der junge Mensch fiel auf seine Knie, „betete Gott an, und liebte den Plato sein ganzes „Leben hindurch.“

Nun was meynen Sie, Amyntor! — sagte Philokles, nachdem er geendigt hatte — finden Sie nicht —

Ich finde, — unterbrach ihn Amyntor — daß ihr Madates sehr fertig mit Kniebeugen ist. Wiewohl ihr Schriftsteller beschreibt ihn selbst, als höchst unwissend in den genauern Wissenschaften. Ueberdem ist er jung, und was noch schlimmer ist, ein schöner Geist. Denn wenn die schönen Geister aus Platons Zeit nur zur Hälfte von dem Sturm und Drange sind getrieben worden, der die unsrigen fortreißt: so kann man sich über seine plötzliche Begeisterung nicht wundern.

Sie können aber leicht denken, daß ein jeder, der etwas tiefer in die Sachen gedrungen ist, nicht so leicht zu besiegen seyn wird. Alles, was ihr Plato von der großen Kunst der Naturmaschinen sagt, kann einem Menschen, der nur etwas mit der Natur bekannt ist, unmöglich neu seyn. Wir müssen uns aber nur verstehen: was wir Menschen Werke der Kunst nennen, sind in der Natur Werke des Zufalls. Sie scheinen uns Werke der Kunst, weil wir eine gewisse Einrichtung an ihnen wahrnehmen, die sie zu ihrer Fortdauer und zu gewissen Verrichtungen, die zu ihrer Erhaltung nöthig sind, geschickt machen. Allein wir übereilen uns, wenn wir so schließen. Geben Sie dem Zufalle Atomen und Bewegung, und er wird Ihnen ein jedes Werk machen, das Sie haben wollen, wenn Sie ihm nur Zeit lassen.

Da gäbe ich Ihrem Zufalle noch immer sehr viel, Amyntor — antwortete Philokles — mehr als ich habe; denn wo soll ich die Atomen und die Bewegung hernehmen? — Aber gesetzt, ich gäbe sie Ihnen, gesetzt, ich wäre so freygebig, als der verschuldete Verschwender, der etwas giebt, was er selbst nicht hat, wie wollte Ihr Zufall aus diesem regellosen Stoffe, alle die regelmäßigen Kunstwerke herausbringen, wovon mein Plato seinem

Madates nur einen Tropfen gegen ein Weltmeer hat zeigen können?

Fürs Erste: wie sollen sich Ihre Atomen begegnen, wenn sie alle parallel neben einander herfallen? wie werden sie je zusammenkommen können? Allein ich will Ihnen auch das geben, sie sollen sich nach entgegengesetzten Richtungen bewegen, damit sie doch zusammen stoßen können, und ich darf doch Ihren Zufall auffordern, daß er nur mit dem geringsten der Werke der Natur fertig werde, deren künstliche Zusammensetzung wir nur bewundern, nie ganz ergründen können.

Ich habe verlangt, Philokles — erwiederte Amyntor — daß Sie dem Zufalle Zeit lassen, und daran kann es ihm nicht gefehlt haben, da er sie sich die ganze Ewigkeit hindurch hat nehmen können. Nun setzen Sie, daß der Zufall ein noch so schlechter Künstler sey, so müßte es doch nicht gut seyn, wenn er nach unendlich vielen Versuchen nicht endlich etwas hervorgebracht hätte, das sich selbst erhalten könnte, kurz, diese Welt, die wir noch fortdauern sehen.

Ich könnte Ihrem blöden Künstler so viel zu thun geben, — antwortete Philokles — daß die ganze Ewigkeit nicht hinreichen sollte, um damit

zu Stande kommen. In der Welt ist auch die kleinste Maschine wieder aus unendlich vielen kleinern Maschinen zusammengesetzt, von denen jeder kleinster Theil nach dem genausten Maaß und Gewicht geordnet seyn muß, das kleinste Versehen in diesen kleinsten Theilen, würde den Gang des grössern Ganzen aufhalten, so wie das Stäubchen an den Rädern der Uhr. Die thierische Maschine, z. B. welche unzählige Menge kleiner Maschinen erfördert sie nicht, welche Kunst in der Zusammensetzung, welche Regelmäßigkeit in dem Gange aller dieser kleinern Maschinen, welche Zusammenstimmung ihrer zahllosen Menge unter einander nach Gestalt, Größe, Geschwindigkeit und Richtung! Wenn die möglichen Gestalten, Größen, Richtungen, Grade der Geschwindigkeit, Stellungen und Oerter der Theile bis im kleinsten unendlich an Menge sind, wenn endlich nun die Welt eine gränzenlose Maschine ist, worin die Unendlichkeit ihrer Ausdehnung zu der Endlosigkeit ihrer Theilbarkeit, und zu diesem allen die Unendlichkeit der Combinationen, die in diesen Theilen, Graden, Richtungen, möglich sind, hinzukommen: so, glaube ich, man könne dem Zufalle ohne Bedenken die ganze Ewigkeit Zeit geben, und er würde immer noch beym Versuchen seyn. Wenn es aber gar in dieser Welt Dinge gäbe, wie die verständigen Wesen, die aus Atomen und Materie

gerade

gerade eben so wenig zusammengesetzt werden könnten, als ein schönes Gemählde aus den zwölf Tönen unserer musikalischen Tonleiter: so könnte er die Würfel seiner Atomen, so lange er will, in guter Muße werfen, ohne je einen Wurf zu treffen, der unter allen möglichen Würfen seiner Würfel nicht mit enthalten ist. — Doch das würde uns jetzt in Rechnungen und Untersuchungen verwickeln, mit denen wir so bald nicht würden fertig werden. Wir können, wie mir ahndet, leichter zum Ziele kommen.

Sie forderten für den blinden Zufall nichts als Atomen und Bewegung, Amyntor! ich habe sie Ihnen gegeben. Würde aber wohl, wenn wir diese dem bloßen blinden Zufalle überließen, der Zustand der Dinge herauskommen, der wirklich in der Welt Statt findet? Nach den Gesetzen der Bewegung, die wir darin wahrnehmen, müssen in einem System von Körpern, die durch unregelmäßige Bewegungen unter einander verknüpft sind, nach Verlauf einiger Zeit die Bewegungen regelmäßig geworden seyn; denn diese Bewegungen werden sich bald so zusammengesetzt haben, daß die verschiedenen Geschwindigkeiten und Richtungen regelmäßig unter ihnen vertheilt sind. Sie werden also in einen Zustand des Beharrens kommen, dem

sie

sie sich entweder gleichförmig und ununterbrochen, oder mit solchen Schwingungen nähern, womit sich der Pendel dem Zustande der Ruhe nähert.

Dieser Zustand der Dinge ist aber dem Zustande, den wir wirklich in der Welt wahrnehmen, gerade entgegengesetzt. Wir bemerken diesen Zustand des Beharrens nur an solchen Systemen von Körpern, an denen wir eine sichtbare Organisation, eine festgesetzte Vermehrung, einen Einfluß der denkenden und wollenden Kraft wahrnehmen. An den thierischen Körpern, in den Pflanzen und ihren Vermehrungen finden wir regelmäßige Umläufe ohne Abweichungen, an andern Körpern, der Luft, dem Wasser, dem Feuer haben wir sie noch immer vergebens gesucht; ihre Mischungen haben uns keine Gleichförmigkeit dargestellt, und daher vermissen wir eine Regelmäßigkeit in ihrer Bewegung. Die Mannichfaltigkeit der Ursachen, die darauf einfließen, ist bey der Verschiedenheit ihrer Mischungen zu groß, als daß wir sie übersehen könnten, und wir entdecken daher in ihrer Bewegung keine Perioden, wobey die Abweichungen nicht zu beträchtlich wären, als daß man diese Perioden als regelmäßig annehmen, berechnen und vorhersagen könnte.

Wenn

Wenn ich in der ganzen Körperwelt umher schaue: so finde ich überall diese zwey Hauptarten von Körpern. Fallen sie Ihnen nicht gleichfalls in die Augen?

So weit wir mit einem Blicke kommen können, — antwortete Amyntor — der nicht in den innern subtilsten Bau der größern Körper dringt, stellen sich uns freylich diese beyden großen Abtheilungen der Körper sichtbar genug dar; was wollen Sie aber daraus schließen? Philokles!

Zweyerley! — erwiederte Philokles! — Erstlich, daß die stäte Veränderlichkeit der einen Art nothwendig eine Verschiedenheit der innern Mischung voraussetze, und also Theile von verschiedener ursprünglicher Größe, Gestalt und Kraft. Sie sehen also, daß Epikur mit seinen gleichförmigen Atomen und Bewegungen zur Hervorbringung einer Welt, wie diese, nicht ausreicht. Sollen sie aber ungleichförmig seyn: so verlange ich einen Grund ihrer Ungleichförmigkeit. Warum hat das eine diese Form, Größe und Kraft, das Andere eine Andere, wenn es nicht ein Wesen, das sie hervorgebracht hat, so wollte?

Zweitens, die organischen Körper haben regelmäßige Bewegungen; woher haben sie diese, wenn sie aus Mischungen von so verschiedenen Elementen, und aus Theilen von so verschiedener Natur bestehen? Warum ist nicht eben die Unbeständigkeit und Regellosigkeit in dem Kreislauf ihrer Bewegungen, als in dem Kreislaufe der unorganischen? Ihre Kräfte, die Gesetze ihrer Bewegungen, die Perioden ihres Kreislaufs setzen gewisse Werkzeuge voraus, deren Mechanismus so künstlich ist, daß alle menschliche Kunst ihn zu begreifen verzweifeln muß. Dieser aber konnte, sie mögen ihm einen gleichförmigen oder ungleichförmigen Stoff geben, nicht das Werk des blinden Zufalls seyn. Ist der Stoff gleichförmig, wie wollen sie daraus Werkzeuge von so verschiedener Feinheit, Dichtigkeit, Festigkeit, Flüssigkeit, Härte, Weiche, Federkraft, Reitzbarkeit, von so verschiedenen Gestalten, Größen, Längen, Dicken erhalten? Ist er ungleichförmig: so muß nach dem Bedürfniß des Werkzeuges eine genau bestimmte Menge von feiner, von durchsichtiger, fester, weicher Materie da gewesen seyn; eine einzige Art, die gefehlt hätte, etwas noch so geringes zu viel oder zu wenig, eine Form, die von der einzigen angemeßnen nur um das geringste abgewichen wäre, würde das ganze Werkzeug untüchtig gemacht haben.

Das Auge z. B. ein so vortrefliches Werkzeug des Verstandes, durch welches uns die Welt eine so reiche Quelle des Nutzens und der Freude wird, was für verschiedenen Stoff, undurchsichtigen und durchsichtigen, und von wie verschiedenen Graden der Durchsichtigkeit, der undurchsichtige von wie vielen Graden der Härte und der Weichheit, der Feinheit und der Festigkeit, von wie mannichfaltigen Verhältnissen der Menge und Eigenschaften, von wie mannichfaltiger Gestalt und Größe erfordert dieses bewundernswürdige Sinnglied! Soll dieses herrliche Werk der blinde Zufall gemacht haben? Dann ist uns alle seine Kunst unbegreiflich 20).

Sobald Sie aber ein verständiges Wesen zulassen: so wird alles Licht. Nun sehen Sie, wie alle seine Theile mit ihrer Größe und ihren Eigenschaften um einer Absicht willen da sind, wie der denkende Verstand, um dieser Absicht willen die verschiedenen Stoffe hervorgebracht, ihnen die Form gegeben, und sie in diese Verbindung gestellt hat.

Ich weiß nicht, ob wir von irgend einer Wahrheit einen stärkern Beweis haben können, als von dieser. Es ist eine Erfindung, die die Optik der neuesten Zeiten krönet, daß man bey den Fernröhren, nach langem Suchen, endlich eine Einrichtung erfun-

20) Zwanzigste Anmerkung.

erfunden hat, wodurch man das Bild des Gegenstandes ohne den Farbenschein erhält, der es sonst zu umgeben pflegt. Es gehörte nichts geringeres als der Tiefsinn und der Erfindungsgeist eines Eulers dazu, und gleichwohl ist diese Erfindung, die den größten Mathematiker seiner Zeit allein verewigen kann, nichts als eine philosophische Nachahmung der Natur. Es kam darauf an, das Fernrohr aus Gläsern zusammenzusetzen, deren Dichtigkeiten eben so wie die Feuchtigkeiten, woraus das Auge zusammengesetzt ist, unter einander verschieden sind. Diese Zusammensetzung des Kunstwerks, wodurch die Kunst ihre Absicht erreicht hat, soll bey dem Werke der Natur durch den blinden Zufall entstanden und nicht von einem verständigen Urheber beliebt seyn, um eine Absicht zu erreichen, die wirklich dadurch erreicht wird? Gehen Sie von diesen kleinsten Theilen der Werkzeuge des menschlichen Körpers zu den Werkzeugen selbst fort, und sehen Sie, wie geschickt sie zu der Erhaltung des Körpers und zu den Verrichtungen der Seele, die ihn belebt, eingerichtet sind, bemerken Sie ferner, wie Geburt und Tod zu der besten Erhaltung des ganzen Geschlechts vertheilt ist, wie aus dem Zusammenstimmen der Bedürfnisse eines jeden einzelnen Menschen mit der Geschicklichkeit und Bereitwilligkeit zu ihrer Befriedigung in den andern die

allgemeine Glückseligkeit entstehet, und versuchen Sie es zu leugnen, daß die Erreichung dieses letzten Zwecks bereits bey der Anordnung des entferntesten Elements mußte zubereitet, daß alles dazu gleich in der ursprünglichen innigsten Verbindung der Elemente mußte angelegt werden.

Ich glaube schwerlich, — fing Amyntor lächelnd an, — daß Madates, als er Ihrem Plato zu Füssen fiel, das Alles werde gedacht haben, womit Sie den Beweis seines Lehrers ergänzen. Doch dem sey wie ihm wolle: so halte ich Ihre Ergänzung für unentbehrlich, wenn mich sein Beweis mit gleicher Begeisterung erfüllen soll. Ich weiß indessen, daß ihre strenge Bescheidenheit auch einen weit geringern Ausbruch der Dankbarkeit nicht annehmen würde; aber das weiß ich, — setzte er hinzu, indem er mit Rührung Philokles Hand ergriff — daß ich Ihnen ein Vergnügen mache, dem Sie sich so gern überlassen, als dem Vergnügen, eine geliebte Tochter wieder gefunden zu haben, wenn ich Ihnen sage, daß Sie in mir der Gottheit einen freywilligen überzeugten Verehrer mehr gewonnen haben. Ich habe Ihnen, Philokles! ein aufrichtiges Geständniß meiner Verirrungen gethan, ich bin Ihnen auch das Bekenntniß meiner lebhaftesten Ueberzeugung schuldig;

mein

mein Unglaube war nicht eine Thorheit, die die Eitelkeit erheuchelt, mein Bekenntniß ist nicht eine Gefälligkeit der Dankbarkeit und Freundschaft 21).

Ein gegenseitiger Händedruck endigte das Gespräch stillschweigend, das sich in eine stumme aber rührungsvolle Scene verwandelte. Ich konnte eine Thräne der Freude nicht unterdrücken. Unsere arme Agathe, die nicht wußte, was sie aus dieser allgemeinen Pause machen sollte, und die uns alle nach einander betroffen ansah, weckte uns endlich durch die naive Frage, wenn dann unsere theure Philarete Ihre neue Mutter werden sollte?

---

21) Ein und zwanzigste Anmerkung.

42.

Philarete an Metra.

Sie haben mir, verehrungswürdigste Metra! mit ihrem theuren Briefe mehr Vergnügen gemacht, als Sie vielleicht selbst glauben. Wenn Ihnen, wie ich wünsche, dieses Geständniß Vergnügen macht, so ist es wohl der geringste Theil der Erkenntlichkeit, die ich meiner Metra für die Mühe eines so langen und unterhaltenden Briefes schuldig bin. So wie Sie dem Ziele Ihrer Hoffnung näher kommen, so fühle ich den Wunsch in mir stärker werden, daß die Wahrheit die Vorurtheile eines Mannes von Amyntors Herzen besiegen möge. — Das ist ein Bekenntniß, das ich nur meiner Metra thue, und das ich selbst ihr wiederrufen würde, wenn man mich dabey halten wollte. Denn ungeachtet dieser Wünsche und dieser guten Meynung ist noch immer in meinem Herzen etwas, das mich an dem Glücke hindert, meiner Metra noch näher, als durch die Gesinnungen der zärtlichsten Ergebenheit anzugehören, — Vorurtheile vielleicht, aber solche, die ich nicht besiegen kann.

Ich

Ich schäme mich beynahe, daß ich allem dem, was man für Ihren Amyntor sagt, weiter nichts mehr entgegensetzen kann. Von allen Seiten höre ich so viel zu seinem Lobe! Alle, die ihn kennen, rühmen einstimmig seine Gerechtigkeit, seine Aufrichtigkeit, seine Menschenliebe, und wenn ich selbst meinem Urtheil mißtraute, wenn ich mich partheyisch glaubte, so würde eine so allgemeine Achtung meine Zweifel beruhigen können; und gleichwohl ist meine Aengstlichkeit noch nicht überwunden.

Ich hatte Gestern Nachmittags einen unvermutheten Besuch von Ihrem alten würdigen Hermeas. Er hatte den Weg seiner Gewohnheit nach zu Fuße gemacht, welches ihm noch nicht sauer zu werden schien. So sehr der gute Mann die Hauptabsicht seines Besuchs verbergen wollte, so verrieth er ihn doch zu sichtlich durch die Wärme, mit der er von Amyntor sprach. Kaum hatte er sich niedergelassen, und sich nach meiner Unpäßlichkeit erkundigt, als er gleich zu Amyntors Krankheit, zu ihren vermuthlichen Ursachen, und zu seinen Besorgnissen in Ansehung der gänzlichen Wiederherstellung seiner Gesundheit übersprang. Da er mich dabey beständig sehr bedeutend ansah: so glaubte ich ihn fragen zu müssen, ob er mein Theilnehmen an Amyntors Wohlseyn nicht für so aufrichtig und warm hielte, als irgend eines andern Menschen.

Der Himmel behüte mich — war seine Antwort — daß ich an der Aufrichtigkeit und Wärme von Philaretens Wohlwollen zweifeln sollte. Aber so wenig wir Landleute auch Gelegenheit haben, die Zeichensprache Ihrer feinern Welt verstehen zu lernen, so verstehen wir doch etwas davon, nähmlich die Sprache der Empfindung; denn die ist jedermann verständlich; und aus dieser glaub ich, bey meinen häufigen Besuchen an Amyntors Krankenbette, daß er zu seiner völligen Genesung von Philaretens Herzen etwas mehr, als ihr bloßes allgemeines Wohlwollen bedarf.

Wenn ich Sie recht verstehe, Hermeas! — erwiederte ich — so meynen Sie, daß ihn meine Hand glücklich machen könnte; — denn ich darf mit einem Manne von Hermeas Charakter ohne Umschweife reden. — Hermeas! fuhr ich fort, wenn ich auch so hoch von mir denken könnte, daß meine Hand jemand glücklich machen würde, kann Hermeas mir rathen, an eine Verbindung mit einem Manne von Amyntors Grundsätzen zu denken?

Ich weiß nicht alle Grundsätze, die Amyntor mag ehemahls gehabt haben; — erwiederte er — aber das weiß ich, daß er mit denen, die er jetzt hat, selbst eine Gattin von Philaretens frommen Empfindungen nicht werde unglücklich machen.

Wie

Wie sehr sind Sie mit Ihrer Unwissenheit zu beneiden, — Hermeas! — antwortete ich. — Eine genauere Bekanntschaft mit den Menschen macht uns selten ruhiger. So eingeschränkt die meinige auch seyn mag, so ist sie doch immer groß genug, mich wegen eines Mannes besorgt zu machen, der so lange nach ihrer Weise gedacht und gelebt hat.

Gelebt! — fiel er mir ins Wort — Wie kann ein so ungütiges Urtheil in Philaretens sanftes Herz kommen! Ich weiß nicht, wie man in der Welt außer meinem kleinen Kreise lebt, ich sehe aber, daß Amyntor alles um sich glücklich macht, daß seine Vorsorge für das Glück seiner Landleute, seine Uneigennützigkeit und Güte ihm aller Herzen gewinnt, und aller ihrer Segenswünsche theilhaftig macht, daß er für ihr Fortkommen und für ihre Zufriedenheit sorgt, daß ihm die geistliche und leibliche Wohlfahrt ihrer Kinder am Herzen liegt, daß er keine Mühe und Kosten spart, ihren Unterricht zu verbessern, daß er ihre Lehrer seit einiger Zeit in der vortreflichen Landschule eines weisen Patrioten zubereiten läßt. — Verzeihen Sie, theureste Philarete! wenn mich diese Erzählung erwärmt; — heißt das aber nach der Weise der Welt leben: so werde ich von dieser Weise künftig besser denken müssen. — Und weil sie mich alten Mann dann

einmahl errathen haben: so will ich es Ihnen auch nicht länger bergen. Ja! ich wünschte diese wohlthätigen Bemühungen unseres theuresten Amyntors durch eine fromme und edeldenkende Gehülfin gekrönt und belohnt zu sehen, ich wünschte ihm dieses Glück, da ich weiß, daß es das einzige ist, das ihm fehlt, und es ist die Hauptabsicht, warum ich diese Gelegenheit, Ihnen allein aufzuwarten, ergriffen habe, daß Sie diesen Wunsch meiner guten Gemeine aus meinem Munde hören sollten. Wie glücklich! wenn ich ihm und den Meinigen die Hoffnung mitbringen könnte, daß Sie das Glück des Mannes machen wollen, von dem ich mich so gern seinen Freund nennen höre, und den alle unsere Landleute als ihren Vater verehren. Sie wissen nicht, wie sehr Sie würden geliebt seyn, wie sehr Sie schon geliebt werden, und welche festliche Freude Sie allen Hausvätern und Hausmüttern machen würden, die Ihr Herz und Ihre Hand schon Ihrem geliebten Herrn bestimmen, und sich aus Ihrer Vereinigung lauter Segenstage versprechen. — Er schien sich eine Thräne abzutrocknen, und ich war ganz bewegt.

Nach einem kurzen Stillschweigen erwiederte ich: Ihre Liebe gegen einen Mann, den ich selbst hoch schätze, rührt mich Hermeas! so wie ihre Ge-

sinnungen gegen mich mir ungemein angenehm sind. Wie gern würde ich ihnen entgegenkommen, wenn es geschehen könnte, ohne daß ich selbst sehr viel wage. Ich will Ihnen gestehen, daß mir Amyntors Glück gar nicht gleichgültig ist, ja daß seine Gesinnungen gegen mich bereits durch ähnliche Gesinnungen erwiedert werden; und doch muß ich meinem Herzen gebieten, ich halte es für die Sicherheit meiner Ruhe nothwendig. Seine Grundsätze —

O! — unterbrach er mich — so wissen Sie ohne Zweifel nicht, wie sehr Sie sich seit kurzem geändert haben. Ihr vortreflicher Vater ist so glücklich gewesen, alle Besorgnisse zu heben, die Sie unsern Wünschen noch entgegen setzen könnten.

Ich weiß es — antwortete ich — ich verdanke die Nachricht davon meiner theuren Metra. Aber wer bürgt uns dafür, daß seine Ueberzeugung werde dauerhaft seyn?

Nun! — versetzte er — so glaube ich gewiß, wir dürfen, ohne vermessen zu seyn, auch etwas von der Kraft der Liebe und der Freundschaft erwarten. Nehmen Sie an, daß ihn anfangs Ihr rührendes Beyspiel erbaue, ja nehmen Sie auch nur an, daß erst bloß seine Gefälligkeit, sein

Bestre-

Bestreben nach dem Beyfall einer Gattin, die er unaussprechlich liebt, für sie einnehme: so müßte uns alle Erfahrung trügen, wenn Gewohnheit, Erfahrung und Nachdenken das so gut angefangene Werk nicht zu Ihrer völligen Zufriedenheit endigen sollte.

Ich lenkte hier das Gespräch auf eine andere Materie, und bemerkte, daß mein Stillschweigen dem Hermeas eine Freude machte, die ich ohne Grausamkeit nicht hätte stören können.

Und nun muß ich meiner verehrungswürdigen Metra gestehen, daß mir alles das Gute, was ich von Ihrem geliebten Amyntor aus Hermeas Munde hörte, nicht wenig Vergnügen machte. Ich erhalte die Bestätigung davon aus den rührenden und natürlichen Erzählung Ihrer Landleute, die zu uns herüberkommen, und ich fühle mit welchem Vergnügen mein Herz an ihrem Lobe, und an den Ausbrüchen ihres Entzückens Theil nimmt. Wie viel Dank werden wir Ihnen schuldig seyn, wenn Sie durch Ihre unermüdete Sorgfalt seine uns allen theure Gesundheit werden völlig wieder hergestellt haben.

43.

Amyntor an Hedion.

Ich schreibe Ihnen noch nach Spa, auf die Gefahr, daß Sie mein Brief vielleicht da nicht mehr antreffen wird. Desto besser, wenn Sie nur auf der Rückreise sind. In diesem Falle werde ich Sie bald in K. umarmen können. Das hätten Sie wohl nach meinem Vorsatze, das Land nicht wieder zu vertauschen, sich nicht träumen lassen. Aber, Hedion! die Sachen haben sich hier sehr geändert. Sie wissen, wie düster ich Ihnen zuletzt schrieb, und wie verwirrt meine Aussichten waren; jetzt bin ich der Entwickelung so nahe, daß ich der Bestimmung des Tages, woran mich meine ewigtheure Philarete mit Ihrer Hand beglücken wird, jeden Augenblick entgegen sehe. Alsdann eilen wir nach K., um von nun an unsere Zeit zwischen dem Aufenthalte in der Stadt und auf dem Lande zu theilen.

Sie sehen also, es hat sich vieles geändert, sowohl hier, als bey Hofe. Wie es damit zugegangen ist, daß der Fürst jetzt anders denkt, das weiß ich selbst nicht, da ich seit meinem Aufenthalte auf dem

Lande

Lande wenig Verbindung mit dem Hofe unterhalten habe. So viel ich vermuthen kann, sind die Bemühungen der Fürstin endlich so glücklich gewesen, das Geheimniß der Bosheit aufzudecken, und meinen Charakter Ihrem Gemahle in seinem rechten Lichte zu zeigen. Indeß würde ich gegen die Gunst und Ungunst des Hofes eben so gleichgültig geblieben seyn, als Sie mich von Anfang gefunden haben, wenn nicht Philokles über den Plan meines Lebens anders geurtheilt hätte. Ihm habe ich es, nebst meiner Mutter, vorzüglich zu verdanken, daß ich nun meine Philarete bald besitzen werde. Allein er wollte nicht eher seine Einwilligung zu unserer Verbindung geben, als bis ich ihm versprach, meinen Entschluß, mein übriges Leben außer Diensten auf dem Lande zuzubringen, fahren zu lassen.

Alles, sagte er, was Sie von dem Zwange, dem Verdrusse, den Beschwerlichkeiten der Dienstgeschäfte anführen können, das weiß ich aus meiner eignen Erfahrung besser, als Sie es mir sagen werden. Und doch bin ich der Meynung, daß ich mich übereilt habe, den Dienst des Vaterlandes zu verlassen, um in der Muße Ruhe zu suchen. Ich irrte mich; denn so beschwerlich mir meine Dienstgeschäfte schienen, so würden sie mich doch immer aus mir selbst herausgezogen, und gehindert

haben,

haben, den kummervollen Gedanken nachzuhängen, denen ich nun allein überlassen bin. Selbst die Pünktlichkeit des Dienstes, dessen Geschäfte an bestimmte Stunden gebunden sind, und die anfänglich so unangenehm ist, hat einen ganz ungemeinen Nutzen. Wenn wir uns nicht ein für allemahl die Nothwendigkeit auferlegt haben, den Strom unserer Gedanken zu unterbrechen, so folgen wir demselben nach der Richtung, wohin ihn unsere Laune leitet, ununterbrochen, und das Unglück ist, daß das gerade am meisten geschieht, wenn wir zum Verdrusse geneigt sind. Wir können daher oft den dürftigen Arbeiter beneiden, den die Erhaltung seines Lebens nöthigt, seine traurigen Gedanken zu unterbrechen, um seinem Unterhalte nachzugehen. Was hier eine unausweichliche Nothwendigkeit thut, das sollte bey uns, die wir derselben nicht unterworfen sind, wenn wir vernünftig seyn wollen, ein selbstgewählter Zwang ausrichten.

Gesetzt aber, — fuhr er fort — daß dies nicht unser Fall ist, daß wir weder für unser Brodt zu arbeiten, noch in der Arbeit eine Unterbrechung irgend eines Kummers zu suchen haben, so kann uns doch Ueberdruß und Langeweile nur gar zu leicht in die Einsamkeit eines geschäftlosen Lebens folgen. Nur wenig Menschen können ihre

Muße

Muße so nutzen, daß sie nicht bald die nothwendige Abwechselung der Arbeit und der Ruhe vermissen sollten. Wir können uns zwar eine gewisse Abtheilung der Zeit so zum Gesetze machen, daß bestimmte Geschäfte in einer nothwendigen Reihe auf einander folgen; aber wie leicht übertreten wir unsere eigenen Gesetze, wenn es bloß von uns selbst abhängt, ob wir uns an dieselben binden wollen. Der geringste Umstand veranlaßt uns, eine Ausnahme davon zu machen, und wenn dies erst einmahl geschehen ist, so ist es eben so gut, als wenn wir uns gar keine gemacht hätten. Daher kömmt es, daß so viele, die sich aus einem geschäftigen Leben in Ruhe begeben, so selten die Glückseligkeit finden, die sie sich darin versprochen haben, und daß sie, wenn sie können, mit eben der Sehnsucht in das geschäftige Leben wieder zurückkehren, womit sie es verlassen haben.

Diese Gründe, die für einen jeden, der noch Gesundheit und Kräfte hat, gültig sind, haben noch mehr Stärke für einen Mann von ihren Jahren. Alles Gute, was sie auch auf dem Lande in ihrem besondern Wirkungskreise stiften können, wird ihnen noch immer Zeit und Kräfte übrig lassen, auch in einer öffentlichen Sphäre nützlich zu seyn, wenigstens ist zu besorgen, daß eine Zeit kommen werde, wo sie es vergebens bedauren dürften, die

Gele-

Gelegenheit zu ausgebreiteterer Wirksamkeit nicht gesucht zu haben. Alle ihre Philosophie wird ihnen nicht immer so zu Gebote stehen, daß sie sich jedes Mahl leicht trösten sollten, wenn sie andere an den öffentlichen Ehrenzeichen und Würden Theil nehmen sehen, von denen sie ohne Eigenliebe glauben können, daß sie es ihnen an Geschicklichkeit, Diensteifer und Verdienst wenigstens würden gleich gethan haben. Was sie sich auch jetzt von der Unerschöpflichkeit ihrer Liebe, und von dem Glück derselben versprechen, von dem sie vielleicht erwarten, daß es sie für Alles schadlos halten, und daß es alle ihre Augenblicke ohne die geringste Anwandlung von Ueberdruß ausfüllen werde: so glaub ich doch, daß wir uns auf diese schönen Bilder der Phantasie nicht zu sehr zu verlassen haben. Allenfalls wird ihre Zärtlichkeit, so reich auch ihre Fülle seyn mag, nichts darunter verliehren, wenn sie wirthschaftlich damit umgehen, und wenn sie sich nie der Gefahr aussetzen, es zu bedauren, daß sie ihr nicht durch kurze Trennungen von Zeit zu Zeit neue Nahrung und Reitz gegeben haben. Das Verlangen, meine Tochter durch ihre unverminderte Zärtlichkeit glücklich zu sehen, heißt mich Ihnen diesen Rath geben, dessen Vernachläßigung vielleicht an mehr Unzufriedenheit Schuld ist, als man zu glauben pflegt.

Wenn Sie also wollen, daß ich an der Erfüllung ihrer Wünsche arbeiten soll: so muß ich ihre Einwilligung zu einem Plane ihres Lebens haben, nachdem sie ihre Zeit zwischen den öffentlichen Geschäften und den Vergnügen und Pflichten des Landlebens theilen können.

Ich hatte nicht Zeit, gegen diese Gründe etwas einzuwenden. Meine Mutter händigte mir ein Fürstliches Schreiben ein, wodurch ich als Landrath des Kreises, worin mein Gut liegt, bestätigt bin. Diese Bestimmung kann ich mir noch am leichtesten gefallen lassen, da die dabey vorkommenden Geschäfte nicht eben oft meine Gegenwart in der Stadt erfordern. Meine Mutter und Philokles haben zwar weitere Absichten mit Ihrem demüthigen Diener, — doch das wird die Zeit lehren.

44.

Amyntor an Hedion.

Nun ist der Tag meiner Hochzeitfeyer mit meiner geliebten Philarete festgesetzt, und dies ist vermuthlich der letzte Brief, den Sie von mir vor meiner Abreise erhalten werden. Denn gleich nach unserer Verbindung werden wir von hier abgehen. Ich habe meiner so sehr um mich verdienten Mutter das Vergnügen, meine Philarete Ihrer Fürstin vorzustellen, nicht versagen können. Wenn ein wenig mütterlicher Stolz auf eine so vortrefliche Tochter an ihrem Wunsche wohl etwas Antheil haben mag, so hat gewiß nicht weniger etwas Stolz auf eine so vollkommne Gattin seinen Antheil an meiner Bereitwilligkeit. Aber das müssen Sie alles der Trunkenheit der Freude verzeihen, worin uns die Erfüllung unseres angelegentlichsten Wunsches gesetzt hat; und die desto größer ist, je mehr Schwierigkeiten wir haben zu überwinden gehabt.

Glücklich ist endlich der Rest von Widerstande besiegt, den uns Philaretens vielleicht zu zarte Bedenklichkeiten noch entgegensetzten; und es

es hat nichts geringeres als eine kleine Ueberraschung ihr endlich ein gewünschtes Ja abnöthigen können.

Wenn Sie mir versprechen wollen, Hedion! bey der Beschreibung eines ländlichen Festes nur zu gähnen, und nicht zu spotten: so will ich es wagen, Ihnen damit Langeweile zu machen. Denn dieses ländliche Fest ist eigentlich die Maschinengottheit, die den Knoten meiner unruhigen Erwartung aufgelöset hat.

Nachdem Philokles und Metra durch ihre unablässigen Bemühungen alle Einwendungen meiner Philarete gehoben hatten: so blieb ihnen noch immer eine Unentschlossenheit zu überwinden übrig, wovon Philarete sich selbst keinen bessern Grund angeben konnte, als eine Aengstlichkeit, die sie mit nichts zu rechtfertigen wußte, und Vorurtheile, die sie selbst für Vorurtheile hielt. Ich war gewiß, daß sie mich zärtlich liebte; so wenig sie es sich selbst gestehen wollte, so wenig hatte sie es doch verbergen können.

Es wurde also beschlossen, Ihr durch eine angenehme Ueberraschung zu Hülfe zu kommen. Die beste Gelegenheit, die sich dazu anzubieten schien, war Philaretens Geburtstag, der bey mir gefeyert werden sollte. Um diese Feyer so einzurichten, daß sie die glückliche Entwickelung herbeyführte, nach

der ich mich so lange gesehnt hatte, veranstaltete meine Mutter, daß alles zu der Hochzeit eines jungen Brautpaars aus meinem Dorfe sollte zubereitet werden. Um den Tag noch feyerlicher zu machen, sollte das ganze Dorf an diesem Feste Theil nehmen. Alles gieng vortreflich von statten. Der glückliche Tag kam heran. Philokles, Philarete und ihre Amalia waren zu uns eingeladen, und kamen bereits ziemlich früh an. Philarete erwartete nichts anders, als eins von den so angenehmen Festen, wobey die unschuldige ungezwungene und etwas ausgelassene Freude der sich selbst überlaßnen Natur einen Theil ihres rauschenden Vergnügens uns andern kältern und zurückhaltendern Theilnehmern mittheilt, und durch ihre Sympathie und eine Art von Ansteckung unsere Lebensgeister in eine ungewöhnliche Bewegung setzt, die uns gar nicht unangenehm ist.

Nach dem Frühstück fing der Aufzug an. Wir giengen alle in den Garten, wo wir ihn erst bey dem chinesischen Hause durch die Ulmenallee unter einer ländlichen Musik von Flöten und Schalmeyen vorbey ziehen sahn. Die Kinder hüpften voran, in einem weißen Anzuge und mit Kränzen von Blumen, wie sie die jetzige Jahreszeit noch giebt. Dann folgten die jüngern Mädchen, welche die Braut führten, in ihrem Sonntagsputze, auf diese

die Jünglinge, die den Bräutigam führten. Den Beschluß machten die Hausväter und Hausmütter, alle nach der Verschiedenheit ihres Alters verschiedentlich ausgeschmückt. Wir hielten uns so lange auf, daß sich die ganze ländliche Gesellschaft in dem großen Eichenrondeel erst konnte in Ordnung gestellt und zu unserm Empfange zubereitet haben.

Sie erinnern sich noch des großen grünen Platzes, zu dem man durch die Bogengänge von Akacien kömmt, und der mit Eichen rund eingefaßt ist. Hier sollte das Hochzeitsfest unseres ländlichen Brautpaars gefeyert werden. Als wir glaubten, daß alles zu unserm Empfange fertig sey, begaben wir uns dahin. Die Akaciengänge waren mit Blumenkränzen geschmückt, die oben von den Bogen herabhingen. Hieran bemerkte Philarete noch nichts besonderes. Als wir aber den grünen Platz betraten, der von so vielen frölichen Menschen wimmelte, und sie an den Eichen ihren Nahmenzug in Blumen so oft herabhängen sah, gerieth sie in eine Bestürzung, welche die Musik, womit sie empfangen ward, noch vermehrte. Die Braut näherte sich ihr, und sagte mit gerührter Stimme: daß Sie die Braut sey, die dieses Fest zieren solle. Augenblicklich erschallte die ganze Scene von einem angenehmen Freudengeschrey der ganzen Gesellschaft, die sich Philareten zu Ihrer Gebieterin erbaten.

Dies

Dies fröliche Getümmel wurde durch artige Lieder unterbrochen, die die Geschicktesten unter ihnen sangen, und die sich in ein allgemeines Chor endigten. Sie enthielten alle Philaretens Lob, und die glücklichen Tage, die sie sich versprächen, wenn sie die tugendhafte Philarete als ihre Gebieterin verehren dürften. Endlich erschienen unter dem Gedränge, Hand in Hand, Amalia und meine Agathe, und bemächtigten sich Philaretens und meiner Hand. Mit Blicken von unwiderstehlicher Anmuth sahen sie flehend an ihr herauf. Sie schien diesen kindlichen Ausdruck der Liebe und die wenigen halb unterdrückten Worte tief in ihrem Innern zu fühlen. In einer süßen Betäubung ließ Sie es geschehen, daß Philokles und Metra ihre Hand in die meinige legten, und so ward ich endlich zu dem glücklichsten Sterblichen. Die tiefe Rührung, womit ich meinen Dank auf Philaretens Hand drückte, verbreitete eine feyerliche Stille, die aber bald dem frölichsten Geräusche Platz machte, unter welchem ich wechselsweise in Philokles und Metras Armen flog.

Dieser ganze festliche Tag wurde unter den Vergnügen ländlicher Gastmahle und Tänze in einem frölichen Taumel hingebracht, und an dem folgenden erfolgte unsere feyerliche Verlobung, wobey zugleich der Tag unserer Verbindung festgesetzt wurde.

Sie sehen uns also bald bey sich, und mich an Philaretens Seite, wenn Sie nicht etwan noch früh genug zurückkommen, um meiner Hochzeit beyzuwohnen, wozu Sie hiemit gebührend eingeladen werden.

So weit gehen die Briefe, welche dem Herausgeber in die Hände gefallen sind. So viel er hat erfahren können, lebt Philokles jetzt noch immer in seiner philosophischen Ruhe auf seinem Landgute, das er aber so oft mit der Stadt vertauscht, als seine Kinder dahin reisen, und dieses geschieht ziemlich häufig, da die Fürstin an Philaretens Umgange viel Geschmack findet, und sie daher nicht oft genug um sich sehen kann. Ja selbst Hedion ist von seinen Vorurtheilen gegen sie zurückgekommen, und muß sich manchen Spott von denen Damen gefallen lassen, deren Theetisch er seltner besucht, wenn Philarete in der Stadt ist. Sie wollen schon verschiedene sonderbare Veränderungen an ihm bemerkt haben, die sie seinetwegen besorgt machen.

Anmerkungen

und

Zusätze.

1) Erste Anmerkung.

(S. 17.)

Diese Bemerkung kann ein jeder aufmerksamer Beobachter leicht machen. In jedem Zeitraum des Leichtsinns und der Ueppigkeit giebt es viele Religionsverächter aus Leichtsinn, falscher Wissenschaft und Sinnlichkeit, die hernach, wenn sie Leute von glänzenden Talenten und angenehmen Umgange sind, viel Proselyten machen, welche aus Feigheit, Eitelkeit, oder aus kleinmüthiger Gefälligkeit sich in den beliebten Ton zu stimmen suchen. Diesen Gang der Irreligion kann man am besten in der Geschichte des Zügellosen Hofes in England unter Karl 2. bemerken. Und diese Beyspiele könnten die Richtigkeit der Zweyten Quelle des Unglaubens ausser Zweifel setzen. Es kann aber vielleicht zur Bestätigung derselben etwas beytragen, wenn man das Bekenntniß von ihrer Richtig-

Richtigkeit aus dem Munde eines grossen Mannes selbst hört, der sich unglücklicher Weise einbildete, daß er durch diese Thorheit seine wahre Geistesgrösse noch vermehren werde. L'Auteur (Despréaux) m'a dit que Mr. le Prince (*le graud Condé*) etant près de mourir, fit appeller ses gens et leur dit: *Vous m'avés souvent ouï dire des impietés, mais dans le fonds je croïois tout le contraire de ce que je disois: je ne contrefaisois le Libertin et l'athée que pour paroitre plus brave.* Diese Anmerkung macht Brossette bey dem sehr bekannten Verse des Despreaux:

Vois-tu ce libertin, en public intrepide,
Qui prêche contre un Dieu, que dans son Ame il croit?

S. *Lettres familieres de Mssrs Boil. Despr. et Brossette.*

Zweyte

2) Zweyte Anmerkung.

(S. 21.)

Die jüngstverstorbene verwittwete Churfürstin von Sachsen besuchte auf ihrer Reise nach Italien die berühmte Karthäuse zu Napoli. Dieses Kloster hat die anmuthigste Lage, die sich denken läßt. Die Aussicht von einer Terrasse in dem Garten erstreckt sich über den Meerbusen von Bajå, und die vor demselben liegenden Eylande. Die Churfürstin, über diese herrliche Aussicht entzückt, sagte zu den Mönchen, welche sie begleiteten, daß sie das glücklichste beneidenswertheste Leben führten, da sie alle Tage eines so anmuthigen Anblicks geniessen könnten. Die Mönche waren nicht ihrer Meynung, und um sie eines bessern zu belehren, führten sie die Fürstin unvermerkt immer wieder auf den nemlichen Fleck. Sie bemerkte dieses endlich gegen Ihren Führer, welcher erwiederte, daß man es thåte, um Ihro Hoheit desto öfterer diese schöne Aussicht geniessen zu lassen. „Ja! — war Ihre Antwort — aber ich habe sie schon so oft gesehen.“ Ach! — antwortete der Karthäuser mit einem Seufzer — das ist gerade auch unser Fall.

3) Dritte Anmerkung.

(S. 23.)

Man solte glauben, daß die Religion in den höhern Ständen mehr Beförderung fände, als in den niedrigern. Denn Personen, die dazu gehören, haben mehr Muße und Mittel zur Aufklärung des Verstandes, und wenn wir die Glückseligkeit nach den äussern Gegenständen messen dürften, auch mehr Grund zur Zufriedenheit und Dankbarkeit gegen Gott. Wenn dieser Schluß richtig seyn solte: so müßte man annehmen, daß jeder Mensch allemal die Vortheile seiner Lage nach ihrem ganzen Umfange nutze, und daß ein jeder, der Ursach hat, zufrieden zu seyn, es auch wirklich sey. Wie wenig ist man berechtigt, dieses vorauszusetzen! — Ausserdem finden sich aber in der Lage dieser vermeynten Glücklichen noch manche Umstände, die ihrer Bildung zur Religion gar nicht günstig sind. Dahin gehört die Zerstreuung des Gemüths, die bey der grossen Mannigfaltigkeit der Vergnügen, die sie sich mit ihren Glücksgütern verschaffen können, unvermeidlich ist, —

eine

eine gewisse Kälte und Seichtigkeit der Empfindung, die eine Folge frühzeitiger Verwahrlosung des Herzens und immer fortwährender Zerstreuung ist, und die dem Herzen nicht zuläßt, sich zu der Innigkeit des Gefühls zu erheben, die zur Religion gehört. „Man kann daher mit Recht behaupten, sagt der englische Aufseher: „Daß diese Personen mit den „Bewegungen des Herzens ganz unbekannt sind, „die grosse Seelen einnehmen, wenn sie ihre Gedanken mit Gott beschäftigen. Es ist augenscheinlich, daß sie von allen solchen Empfindungen, wie die Entzückungen der Andacht sind, „ungerührt bleiben. So verächtlich sie auch von „dem Gottesverehrer denken mögen, so ist es doch „gewiß, daß es ihnen an den Talenten zur Andacht fehlt; denn eine fromme Empfindung gegen den Himmel ist eben so gut, als eine jede „andere Empfindung nur im Verhältniß der Fähigkeiten des Verstandes und des Herzens, warm „und lebhaft. Ein solcher Mann kann versichert „seyn, daß es ihm bloß am Geschmack für dasjenige fehlt, was er gern verschreyen möchte, „und daß er mehr ein Dummkopf als ein Gottesleugner ist. Ich muß es wiederholen, setzt der Aufseher hinzu, „daß es ihm an Fähigkeit fehlt, „zu schmecken, was wahre Frömmigkeit ist, und „daß er eben so fähig seyn würde, ein Heldenge-

 „dicht

„dicht zu schreiben, als ein inbrünstiges Gebet zu „thun. Wenn Menschen solchergestalt niedrig und „eng in ihren Begriffen sind: so werden sie leicht „verleitet zu glauben, daß das, was sie nicht verste„hen, nicht verstanden werden kann. Ihr Wider„spruch gegen das, was Andere behaupten, ist eine „nothwendige Folge von ihrer Unfähigkeit das „Nemliche zu empfinden.“ Guardian N. 3. S. 11.

So hart übrigens dieser Vorwurf scheint, so müssen doch selbst diejenigen, die sonst die Religionsverächter nicht strenge beurtheilen, gestehen, daß er nicht wenigen unter ihnen mit Recht gemacht werde. Le Neophyte (sagt H. D'Alembert,) à qui il (l'Abbé de Dangeau) avoit à faire, semblables à tant d'autres Mecréans, qui le sont uniquement par *air* ou par *legereté*, etoit du nombre de ces impies plus dignes de compassion que de colere, que *Despréaux* caracterisoit si bien en disant, *que Dieu avoit en eux de bien sots ennemis.*

Daher pflegt diese Art von Religionsverächtern, wenn irgend eine Begebenheit sie in die Religion hineinschreckt, nach ihrer übereilten Bekehrung, begierig jede Thorheit des Aberglaubens aufzufassen,

sen, wie sie vorhin jeden abentheuerlichen Irrthum der Irreligion auffaßten. Die Anmerkung wird durch ein Beyspiel bestätigt, welches der eben angezogene Schriftsteller anführt, und das dem Abbe de Dangeau auszurufen veranlaßte: Helas! à peine ai-je prouvé à cet etourdi l'existence de Dieu, que je l'ai vu tout pret à croire *au Balême des Cloches*. D'Alembert Elog. acad. El. de l'Abbé de Dangeau. S. 95.

Eben diese Zerstreuungen, die ihnen weder die Zeit, noch die Kräfte lassen, welche zu einer gewissen Anstrengung des Verstandes nöthig sind, halten sie in der Aufklärung immer auf halben Wege zurück, und diese halbe Aufklärung kann leicht zur Irreligion führen, indeß ein höherer Grad zur Verehrung Gottes zurückbringt. Diese Anmerkung hat schon Bako gemacht. „Es ist indeß „wahr, sagt er, daß ein wenig Naturlehre zur „Gottesleugnung geneigt mache; aber eine höhere „Wissenschaft in derselben bringt sie zur Religion „zurück." Opp. S. 1165. Frkfrt. Ausg. 1665. Die Ursachen dieser Erscheinung werden wir vielleicht weiter unten entdecken.

4) Vierte Anmerkung.

(S. 25.)

Es läßt sich kein vernünftiger Grund angeben, warum man die Bildung zur Religion über die Jahre der Kindheit aufzuschieben habe. Der kindische Verstand kann, während seiner frühesten Schritte, bey einem schönen Werke an einen unsichtbaren Urheber, bey angenehmen Empfindungen an einen unsichtbaren Wohlthäter gedenken, und auch den unsichtbaren Wohlthäter lieben. Diese Gedanken und Empfindungen entwickeln sich leicht an seinen Eltern und ersten Pflegern. Hingegen ist es gefährlich, diese kostbare Zeit zu versäumen. Die erste warme Empfindlichkeit des Herzens erkaltet, wenn das Herz durch die Vermehrung der Bedürfnisse, durch die Sorge des Glückmachens, und unter den Entwürfen des Ehrgeitzes eigennützig und kalt wird, ohne an Verstande mehr, als die Sophistereyen einer falschen Wissenschaft und die seichten Kenntnisse erworben zu haben, die zu dem Eigendünkel der Allgenugsamkeit und des entscheidenden Tones führen.

Fünfte

5) Fünfte Anmerkung.

(S. 27.)

Der fehlerhafte Religionsunterricht in der Jugend trägt sowohl bey den gewöhnlichen, als auch bey den geistreichen und lebhaften Köpfen zur Ausbreitung der Irreligion mehr bey, als man zu glauben geneigt ist. Die Erstern suchen dem Gedanken an die Gottheit, die ihnen nur in der fürchterlichen Gestalt eines willkührlichen und grausamen Despoten ist vorgestellt worden, auszuweichen, und die Andern halten wegen der kindischen Zusätze des Aberglaubens, die man ihnen als wesentliche Theile der Religion aufgedrungen hat, alle Religion für einen Gegenstand, der der Aufmerksamkeit eines geistreichen Mannes unwürdig ist. Und durch diese unglücklichen Vorurtheile, womit sie gegen alle Religion schon zum voraus eingenommen sind, verschliessen sie sich auf immer den Zugang zu aller bessern Kenntniß derselben; bis etwa die Vorsehung es für gut findet, sie auf Wegen, die ihr allein bekannt sind, einer reinern Erkenntniß der Religion näher zu bringen.

Sechste

6) Sechste Anmerkung.

(S. 30.)

Aeussere Achtung wohlgezogener Personen gegen die Religion.

Die Verspottung der Religion vor solchen Personen, denen sie etwas ehrwürdiges ist, haben wohlerzogene Männer allezeit für ein unmenschliches, wenigstens höchst ungesittetes Betragen angesehen. Daher auch selbst diejenigen, die unglücklich genug sind, die Empfindungen einer trostvollen Religion entbehren zu müssen, wofern es sonst Männer von gutem Verstande und Herzen, oder auch nur von einiger Erziehung sind, diese Zügellosigkeit von jeher verdammt haben. Der berühmte St. Evremond, den man zu diesen rechnen kann, war doch so weit Philosoph, daß er fest glaubte, es sey die Pflicht eines guten Bürgers, welche Meynungen er auch selbst hegen möge, die Religion zu verehren. Er konnte nicht leiden, daß man sie nur zum Gegenstande des Scherzes machte. Die blosse Wohlanständigkeit, pflegte er zu sagen, und die Achtung, die man seinen Mitmenschen schuldig ist, erlauben es nicht.

Sie=

7) Siebente Anmerkung.

(S. 50.)

Eine natürliche Großmuth und Güte der Seele begleitet gemeiniglich die Unschuld und Einfalt falt der Sitten, die uns die Landbewohner so rührend und ehrwürdig machen, welche von grossen Städten entfernt leben. Herr de Luc hat auf seinen Reisen verschiedene Züge, insonderheit unter den Alpenbewohnern, davon geflissentlich bemerkt, und wir danken es ihm, daß er sie uns aufbewahrt hat. Ihre Schilderung ist gewiß so interessant, als die Beschreibung einer seltenen Versteinerung oder einer schönen Alpenaussicht. Ich will nur einige aus seinen physischen und moralischen Briefen an die Königin von England ausziehen.

„Wenn die Lage, in der man sich befindet, — so fängt er seine Erzählung an, — den Dingen umher die Farben giebt, wie sehr muste dann nicht die folgende Scene dadurch verschönert werden. Eure Majestät werden sich nicht wundern, daß ich versucht habe, sie zu beschreiben; ich geniesse dadurch das Angenehme derselben zum andern-

andernmale. In unsrer schrecklichen Noth fielen uns unsere guten Wirthinnen von Anterne wieder ein. Wir vermutheten, daß wir ihre Hütten unterhalb uns hatten; wir vereinigten unsre Stimmen, um ihnen zuzuschreyen. Bald nachher wurden wir in unsern Versuchen unterstützt; unsre Führer hörten uns und liessen ebenfalls Stimmen erschallen, die man recht eigentlich das **Berggeschrey** les cris des montagnes nennen könnte. Rousseau hat sehr wohl bemerkt, daß die Hirten durch die Nothwendigkeit in der Ferne verstanden zu werden eine sehr stark schallende Stimme erhalten. Auf unser wiederholtes Rufen zeigte sich endlich mitten im Schoosse der Nacht ein kleines Licht! Noch schlägt mir das Herz, wenn ich mich dieses Augenblicks erinnere. Wir lagen auf der Erde ausgestreckt! Wir verstärkten unser Schreyen, und die Hofnung der Gefahr zu entgehn, trat bald an die Stelle des Entschlusses, hier alles auszuhalten, um jener auszuweichen. Das kleine Licht, an welchem wir einige Bewegung wahrnahmen, verschwand wieder, aber um bald darauf grösser wieder zu erscheinen. Es wurde so groß, daß dadurch einige Helligkeit bis zu uns her verbreitet wurde. Aufmerksam auf diese wohlthätige Erscheinung, thaten wir anfangs nichts als es, nicht ohne einige Bewegung, be-

trach-

trachten; aber endlich entdeckte es uns selbst die Ursach seines Daseyns. Engel, unter der Gestalt weiblicher Einwohner dieser Gebürge, strebten Nacht, Regen, Hagel und Wind zu überwinden, um uns zu helfen. Von einem grossen angezündeten Feuer sahen wir einzelne Brände, wie Fackeln, entfernen und sich nach unserer Seite des Berges richten, denen immer neue nachfolgten, so wie der Regen und Wind die vorigen auslöschte. Ein grösserer, als alle übrigen, widerstand endlich der Gewalt des Windes und des Regens, und kam uns so nahe, daß unsre Führer, die nun ihren Muth wieder hatten, dadurch ausfanden, wie wir gehen müßten. Wir stiegen die linke Seite unsers hohlen Weges mit ziemlicher Mühe hinan, und durch das Licht, welches von dem grossen Feuer kam, zurecht gewiesen, fanden wir die Fackel wieder, die uns sogleich aus den Augen gekommen war. Und wer war dies? — Ich wundere mich nicht, daß unwissende Menschen wohlthätige Geschöpfe anbeten. — Es war unsre Wirthin, die allen Hindernissen Trotz geboten hatte, um uns zu Hülfe zu eilen.

Wir kamen endlich an dem Orte an, wo sie ihre Nachbarinnen versammelt hatte, um dadurch mehr Hände und mehr Holz zu erhalten: denn

man

man muß alles Holz aus tiefern Gegenden in diese Thäler heraufbringen. — Die armen Leute! sagten sie alle mit einem Munde, als sie uns ankommen sahn. — Und weil es stark regnete, so begaben sie sich weg. — Sie giengen weg? — Ja! aber dergleichen sieht man nur auf Gebürgen. An andern Orten würde jede von ihnen uns gesucht haben begreiflich zu machen, daß sie sich dem Ungewitter um unsertwillen ausgesetzt gehabt hätten, und daß es viel koste, das Holz hieher zu schaffen.

Wir giengen demnach mit unsern Wirthinnen allein in ihre Hütte. Ich habe nicht nöthig, Eurer Majestät zu erzählen, was diese Leute, die schon so viel zu unserm Besten gethan hatten, uns nun noch zu Gute thaten; aber um Denenselben sehen zu lassen, wie glücklich wir uns schätzen musten, hier zu seyn, muß ich noch hinzusetzen, daß das Ungewitter die ganze Nacht durch dauerte.

Am Morgen wolten wir unsre Wirthinnen bezahlen. — Ich schäme mich davor, daß wir es wolten! — Sie schlugen es schlecht weg aus. Indessen, ich darf es doch nicht verschweigen, ich hatte bemerkt, daß die eine von ihnen weniger über diese Hütte zu befehlen zu haben schien; ich näherte mich ihr, indem ich meine Hand aus der Tasche zog. Ich erzähle dieses nicht zu ihrer

Schande,

Schande, und Eure Majestät werden dieses selbst sehn, wenn ich anders das recht erzähle, was ich deutlich an dem Betragen dieser Frau sah. Menschlichkeit hatte sie bewogen uns zu dienen. — Sie war belohnt, indem sie uns half. — Sie hatte nicht an Bezahlung gedacht. — Indessen ein grosser Thaler! — Dieser Anblick verbreitete ein Lächeln über ihr Gesicht. — Aber sich für einen solchen Dienst bezahlen zu lassen! — Dieser Gedanke schlug ihre Augen nieder. — Sie streckte die Hand aus, nahm den Thaler, indem sie die meinige drückte, und mit einem besondern Ausdrucke von Freundschaft schüttelte, welches die einzige Ehrenbezeigung der Gebürgigen ist; sie würden auf eben die Weise einer Königin die Hand schütteln. Indessen war bey mir das Vergnügen diese Frau zufrieden zu sehn, nicht ohne Zusatz; zuweilen mache ich mir Vorwürfe, daß ich so handelte, denn das ist der Weg, das Gefühl der Menschlichkeit zu vernichten. Ich würde mirs noch mehr vorwerfen, wenn Anterne jemals ein Ort werden könnte, der häufig besucht würde. Dieses ist nicht die Betrachtung eines einzigen Augenblicks, ich habe sie sehr oft gemacht, wenn ich gesehen habe, daß man auf diese Art die guten Dienste anders erwiederte, als es die guten Leute erwarteten.

Eine eben so rührende Beschreibung macht dieser vortrefliche Schriftsteller von der edeln Einfalt des Herzens, die er an den einzelnen Heidebewohnern zwischen Grave und Herzogenbusch wahrgenommen hat. Er hatte sich in diese Heiden vertieft, und war von seinem Wagen abgekommen, der, statt ihn, nach der mit seinem Fuhrmann und Bedienten genommenen Abrede bey einem von diesen Baurenhäusern wieder einzunehmen, vorbeygefahren war. Er mußte ihm also nachgehen. Allein er wußte den Weg nicht, wußte auch nicht, wie er ihm nur auf die Spur kommen solte. Zum Unglück versuchte er mehrmals vergebens, sich zwey Frauen, die er in einem Hause gefunden hatte, verständlich zu machen; denn er verstand weder holländisch noch deutsch, so wie sie weder französisch noch englisch. „Nachdem ich, fährt er fort, „mehr als eine halbe Stunde gewartet hatte, ohne meine Leute kommen zu sehen, gieng ich zur Hütte hinaus, und nachdem „ich einige benachbarte Dünen hinangeklettert: „so sah ich mich nach der Seite um, von „der ich gekommen war. Die Aussicht erstreckte „sich auf eine grosse Entfernung, aber ich sahe „nichts. Das fieng in der That an mich sehr zu „beunruhigen, und man mochte es mir sicherlich ansehen, als ich wieder in das Haus trat. Ich

„ver-

„versuchte von neuem mich meinen guten Frauen „verständlich zu machen. Mein ängstliches Anse„hen verdoppelte ihre Aufmerksamkeit. Ich fragte „endlich nur, ob der Weg, den ich hergekommen war, „von Grave nach Herzogenbusch führte. Sie „verstanden mich, und auch ich verstand an meiner „Seite, daß ich von diesem Wege ziemlich weit ent„fernt sey; worauf ich sie fragte, welchen Weg ich „nehmen müßte. Da gieng die Hauswirthin mit „mir zum Hause hinaus, führte mich eine Strecke „Weges, und zeigte mir Häuser, bey denen ich „vorbey müßte. Ein Wort, das dem englischen „Wind-Mill ähnlich war, gab mir zu erkennen, „daß eine Windmühle, die ich noch nicht entdecken „konnte, ein zweytes Zeichen wäre; ich verstand „sogar, daß der Weg von Grave nach Herzogen„busch bey dieser Mühle vorbey gienge.

„Hier war ich nun mitten in den Heiden, in „Wind und Regen, eine halbe Meile von der „Windmühle, wo mein Wagen vielleicht schon vor „einer halben Stunde in grosser Eil vorbeygefah„ren war, um mich desto eher einzuholen, in der „That aber, um sich desto mehr von mir zu ent„fernen. Allein ein Augenblick löschte diese unan„genehmen Gedanken aus.

„Da ich nicht lange Zeit verlieren wolte, eine „Wendung für den wörtlichen Ausdruck meiner „Dankbarkeit zu suchen: so wählte ich sogleich „eine Sprache, die jedermann versteht; ich zog „einiges Geld aus meiner Tasche, und wolte es „ihr geben. Sie wies es standhaft ab, und gab „mir ihre Hand nicht eher, als bis ich ihr die „Meinige ihrer würdig, ohne Geld, aber voller „Herzlichkeit darreichte. „Gute Frau! rief ich da auf französisch, um meinem Herzen Lust zu machen, „Frau! die ich ehre, ich habe „nichts, das ich dir geben kann, du hast Alles; „Gott erhalte es dir." Ich gieng und lief im„mer dem Wege nach, den sie mir gezeigt hatte; „und wäre es durch Moräste gewesen, kein Weg „hätte mir schlimm gedeucht." Lettres phys. & morales sur l'Hist. de la Terre et de l'homme T. III. S. 428. u. ff.

Auf einer neuen Reise kam Herr de Luc bald wieder durch die Heiden von Herzogenbusch. Er hatte sich gleich vorgenommen, seine gastfreye Wirthin zu besuchen. Um ihr seine Erkenntlichkeit zu bezeugen, hatte er ein seidenes Tuch mitgenommen, das er ihr schenken wolte, und ein Kompliment in holländischer Sprache aufgeschrieben, das er ihr aus dem Hute vorzulesen gedachte.

„Ich

„Ich zog, erzählt er, das Tuch aus der Tasche, „und überreichte es ihr. Sie nahm es, sah mich „an, legte es auf den Tisch, aber ohne ihre Phy„siognomie zu ändern. Sie verstand zwar, was „ich ihr sagen wolte, aber sie erkannte mich nicht „wieder.

„Das war ein grosser Strich durch meine „Rechnung; und man konnte es mir anmerken. „Allein eine Ueberlegung brachte mich wieder zu „mir. Das ist, sagte ich bey mir selbst, das ist „die wahre Gastfreyheit der Natur; sie wird „geübt, ohne daß man daran denkt." Ich las „ihr darauf meine Lektion etwas ruhiger vor, „nahm das Tuch wieder, und gab es ihr. Sie „nahm es an, bezeugte, daß es ihr gefiel, und „nachdem sie es mit einer ganz andern Miene „auf eine Ecke des Tisches gelegt hatte, gieng sie „nach einer andern Seite des Hauses, die an die „Küche stieß, von da ich sie mit einem grossen Brodte, „einem Kruge Bier, frischer Butter und Käse „zurückkommen sah. Sie stellte das alles auf ei„nem sehr reinlichen Tischtuche vor mir hin, und „machte mir ein Zeichen, daß ich essen solte. Das „Brodt war sehr schwarz, und das Bier trübe; „aber ich hatte es verdient, so wie sie, diese Ge„richte sehr gut zu finden. Denn ich hatte den

„Tag mehr als drey Meilen zu Fuße gemacht. „Ich fieng also an, mit sehr gutem Appetit zu essen, indeß sie wieder zu ihrem Heerde gieng, und „fortfuhr, Eiserkuchen zu backen, wovon sie mir „hernach anbot." —

„Nachdem ich mit der ganzen kleinen Familie „Bekanntschaft gemacht hatte, wolte ich auch ihren Namen wissen; ich fragte also die gute Frau „so gut ich konnte; dann versuchte ich zu schreiben. Allein da ich fürchtete, ihn nicht richtig „zu buchstabiren: so fiel mir ein, daß sie meine „Schrift habe zu gut lesen können, als daß sie „nicht selbst auch solte schreiben können. Ich gab „ihr also ein Blatt Papier und eine Feder, und „bat sie ihren Namen darauf zu schreiben. Sie „schrieb ohne Anstand mitten auf das Blatt, mit „einer von ihrer Feldarbeit etwas schweren aber „deutlichen Hand: Peternelle van de Schans.

„Da ich meiner Wirthin auch meinen Namen lassen wolte: so schrieb ich ihn, in ihrer Gegenwart unter mein holländisches Kompliment, „und legte das Papier in das Tuch; darauf schlug „ich das Papier, worauf ihr Name war, zusammen, um es in die Tasche zu stecken, als eine „Bewegung der guten Frau mich aufmerksam „machte. Ich dachte nach, was ich eben thäte.

„Ihr

„Ihr Name, mitten auf ein weisses Blatt ge=
„schrieben, war ein Blanket. Dieser Gedanke
„machte mich selbst stutzig, ich machte das Blatt
„wieder von einander, und reichte es ihr hin.
„Sie wies mir ihren Namen und den leeren Platz,
„und ich verstand sie sehr wohl. Ich wolte also
„das Blatt abschneiden, als mir einfiel, zu ver=
„suchen, ob ihr Skrupel wohl recht stark sey.
„Ich überlieferte ihr daher das Papier wieder;
„dann nahm ich das, welches ich ihr lassen wolte,
„und zeigte ihr meinen Namen, um ihr zu verste=
„hen zu geben, daß ich den ihrigen verlangte.
„Darauf gab sie mir es ohne Mistrauen zurück.
„Ich habe es also. Aber um meinen eigenen
„Gewissensskrupel zu beruhigen, hab ich mit gros=
„sen Buchstaben auf das Weisse, das über ihrer
„Unterschrift geblieben ist, die Worte geschrieben,
„Zeichen der Redlichkeit. Das war das zweyte,
„das ich in dieser Hütte bewunderte; denn vori=
„ges Jahr hatte der Mann nicht einmal daran ge=
„dacht, daß er mich mit seiner Frau allein ließ.
„Diese Leute glauben an die Tugend, wie
„Rousseau vom Alexander sagte." Ebend. S.
457. u. ff.

8) Achte Anmerkung.

(S. 67.)

Ueber den moralischen Sinn, in welchem Verstande er uns angebohren sey.

Am gewöhnlichsten betrachten wir das als angebohren, das wir uns nicht erinnern, erworben zu haben. Wir nehmen daher an, daß es sich von dem ersten Augenblick unseres Daseyns an in uns gefunden habe, daß es also zu unserer Natur gehöre. So halten wir Neigungen und Urtheile für angebohrne, deren Entstehen wir nicht bemerkt haben. Wir irren uns oft, wenn wir sie gleich darum für angebohren erklären, da sie gar wohl können allgemach entstanden seyn, ob wir gleich ihr Entstehen nicht wahrgenommen haben. Wer nicht gewohnt ist, menschliche Neigungen bis auf ihren Urstoff und Keim mit seinem Forschen zu verfolgen, pflegt gern gewisse lasterhafte Neigungen, z. B. das Stehlen, wenn er es frühzeitig an Kindern bemerkt, für angebohren zu halten.

Diese Art zu urtheilen ist fehlerhaft. Es ist zwar richtig, was man hat entstehen sehen, das

ist

ist erworben, aber man kann nicht ohne Uebereilung umgekehrt schliessen, was man nicht hat entstehen sehen, das ist nicht erworben und also angebohren.

In welchem Sinne kann man also sagen, daß uns sittliche Urtheile angebohren sind? Bloß daß sie so allgemach und so frühzeitig entstehen, daß wir ihr Entstehen nicht wahrnehmen? In diesem Verstande würde jedermann einen angebohrnen sittlichen Sinn zugeben.

Auf der andern Seite können wir auch nicht annehmen, daß der moralische Sinn, wenn wir darunter eine Fertigkeit verstehen sittliche Urtheile zu fällen, nicht brauche erworben zu werden. Denn die Erfahrung lehrt, daß er sorgfältig erweckt, gelenkt, berichtigt, erweitert, gestärkt, belebt werden müsse, wenn er seine Vollkommenheit erhalten soll, daß er, wenn wir es an dieser Pflege fehlen lassen, schwach bleibe, und irre geführt werden könne.

Er will also, wenn er eine Fertigkeit werden soll, geübt seyn; ohne Uebung ist er bloß als eine natürliche Fähigkeit zu betrachten, d. i. als eine solche, die als blosse Fähigkeit zwar nicht nothwendig auf eine richtige Art wirkt, deren

Gründe doch aber zu der Natur der menschlichen Seele selbst gehören, die folglich nicht erst entstehen, wenn es jemand gefallen hat, gewissen Handlungen nach Willkühr, eine Sittlichkeit zu geben, die ihnen nicht natürlich ist.

Wenn daher gewisse Handlungen eine natürliche Sittlichkeit hätten, wenn der innere Sinn diese Sittlichkeit erkennen könnte: so würde es einen natürlichen angebohrnen moralischen Sinn geben, der aber, wie alle menschliche Fähigkeiten, einer fortgesetzten Uebung und sorgfältigen Pflege bedürfte, wenn er zu einer vollkommenern Fertigkeit gedeihen solte.

Daß es mit der ersten Bedingung seine Richtigkeit habe, hat Philokles zu beweisen gesucht. Wie steht es aber um die Andere? Kann der innere Sinn die natürliche Sittlichkeit gewisser Handlungen aus seinem blossen innern Anschauen erkennen?

Wenn die Seele die Gründe der Güte einiger Handlungen in sich selbst fände, so würde es angehen, daß sie ihre natürliche Sittlichkeit bloß aus sich selbst erkennte. Es würde also bloß darauf ankommen, sich zu versichern, ob die Vorstellung von dem, was gut ist, eine Vorstellung sey,

die

die man nur durch Hülfe der äussern Sinne erhalten könne, oder ob es ein Begriff sey, der selbst in dem Falle, wo wir ihn den Gegenständen der äussern Sinne beylegen, doch schon vorhergängig in der Seele seyn müsse. Das würde angehen, wenn die Vorstellungen von Realität und Vollkommenheit, um derentwillen wir etwas gut nennen, aus dem innern Anschauen der Seele selbst könnten geschöpft werden.

Nun, dünkt mich, können diese Begriffe nirgends andersher erhalten werden. Denn welchem Dinge ausser uns wir sie auch beylegen, so setzen wir schon allemal den Begriff derselben voraus. Insonderheit ist dies von dem Begriff der Realität klar, den wir durch die Vorstellung der Seele selbst erhalten und nur durch sie erhalten können, indem wir ausser uns nur das Realität nennen können, was einer Vorstellung in uns entspricht.

Wir nennen aber auch die Gründe und Mittel zu einem guten Zwecke gut, und die Uebereinstimmung des Mannichfaltigen zu der Realität giebt dem Ganzen Vollkommenheit. Also muß auch dieser Begriff von Vollkommenheit in der Seele selbst schon fertig liegen, ehe er den Gegenständen der äussern Sinne kann beygelegt werden.

Nun

Nun fragt sich nur, was ist Vollkommenheit für den Menschen? — Erstlich sie ist Vollkommenheit eines endlichen Wesens; die sich also immer vermehren läßt, auch durch seine freyen Handlungen. Es giebt also eine Vollkommenheit für ein solches Wesen, die es haben, nicht haben, erwerben, behalten, verlieren kann, ohne aufzuhören das zu seyn, was es ist. Es giebt aber auch eine, die es nicht behalten und verlieren kann, ohne aufzuhören zu seyn, was es ist. Wir können, wenn wir diese Verschiedenheit, die in den Sachen ist, vermittelst der Sprache in der Vorstellung festhalten wollen, die Erste zufällig, die Andere wesentlich nennen. Es ist natürlich, daß die erstere Art für jedes Wesen durch die letztere bestimmt werden müsse. Da es nun mehrere Arten von endlichen Wesen giebt, so muß eine jede Art derselben besonderer zufälliger Vollkommenheiten fähig seyn. Wie werden wir lernen, welche Art sich für jedes Wesen schicken? Werden wir nicht nach der wesentlichen Vollkommenheit desselben fragen müssen?

Die Vollkommenheit des Menschen also ist zweytens die Vollkommenheit eines menschlichen Wesens. Diese lernen wir aus den natürlichen Verrichtungen seiner wesentlichen Theile kennen. Unser innerer Sinn sagt uns, daß wir Verstand,

Ver=

Vernunft, Einbildungskraft, Gedächtniß, Willen, Freyheit u. s. w. haben, weil wir uns der Verrichtungen dieser Seelenkräfte bewußt sind. Wenn wir also die Handlungen, die unserer Willkühr und Wahl überlassen sind, so einrichten, daß sie mit diesen natürlichen Verrichtungen übereinstimmen, die Fähigkeiten und Kräfte, worauf sie sich beziehen, erweitern, und die nemlichen Gesetze, wornach diese Kräfte natürlich wirken, auch bey ihrem freyen Gebrauch beobachten: so wird unsere Vollkommenheit durch den Zusatz zufälliger Vollkommenheit vermehrt. Wenn dann unsere wesentliche Vollkommenheit Glückseligkeit zur Absicht hat, so haben die Handlungen, die zufällige Vollkommenheit hervorbringen, eben diese Absicht, und stimmen also mit ihr zu einerley Zweck zusammen.

Ich denke nicht, daß ich mich bey dieser Zergliederung der Begriffe zu weit von dem gemeinen Verstande verirrt habe. Ein jeder fühlt leicht, daß er allemal, wenn er eine menschliche Handlung im Allgemeinen gut nennt, auf das Wesen des Menschen Rücksicht nehmen muß, und daß sie, um diesen Namen zu verdienen, anders seyn müßte, sobald das Wesen des Menschen anders wäre.

Indeß haben wir nicht in Abrede seyn können, daß der menschliche Verstand die Begriffe von gut, Realität, Vollkommenheit vorgängig vor aller äussern Erfahrung erhalten könne und müsse, bloß durch das Anschauen seiner eigenen Vorstellungen; obgleich die äussere Erfahrung zu ihrer Entwickelung Gelegenheit giebt.

Wenn also der moralische Sinn, als Fähigkeit betrachtet, der Verstand ist, so fern er Vorstellungen hat, die er nicht durch die Sinnen bekömmt, und die Vernunft, so fern sie das Wesen und die Natur des Menschen aus seinen natürlichen Verrichtungen abnimmt, und die Uebereinstimmung der freyen Handlungen mit diesen Wesen und dieser Natur des Menschen erforscht: so muß er dem Menschen so gut angebohren seyn, als der Verstand und die Vernunft selbst, aber auch zu seiner Erhöhung, Berichtigung, Erweiterung eben sowohl einer regelmäßigen Uebung bedürfen, als diese beyden Vermögen der Seele.

9) Neunte Anmerkung.

(S. 85.)

Ueber einige unrichtige Anwendungen des Gesetzes der Einbildungskraft.

Das, was eigentlich die neuere Philosophie von diesem wichtigen Gesetze erfunden hat, ist die Anwendung desselben zur Erklärung seltsamer und widersprechender Urtheile und Neigungen in der menschlichen Seele. Daß eine Idee durch die andere könne geweckt werden, hatte man längst bemerken müssen; auch welche diese seyn, hatte bereits Aristoteles besser bestimmt, als es jetzt bisweilen in philosophischen Schriften zu geschehen pflegt. Der Erste, der eine glückliche Anwendung auf den Eigensinn des Geschmackes und die seltsamen und unüberwindlichen Neigungen des Herzens machte, war Descartes. Ihm schien das Schielen in einem weiblichen Gesichte ein Theil seiner Schönheit, so sehr seine Vernunft diesen Geschmack verdammte. Einem so nachdenkenden Geiste konnte diese Sonderbarkeit nicht unbenutzt bleiben, und indem er ihren Ursachen nachforschte: so fand

er sie in einer ganz zufälligen Ideenvergesellschaftung seiner Kindheit. Locke machte von diesem Gesetze einen vortreflichen Gebrauch, indem er seinen Einfluß auf die Neigungen insonderheit in den Jahren der Kindheit zeigte, und zugleich bemerkte, wie wichtig es bey der Erziehung sey, über die Einbildungskraft der Kinder zu wachen, daß sich nicht durch unglückliche Vergesellschaftungen der Ideen frühzeitig in ihren Gemüthern unrichtige Neigungen festsetzen.

Es wäre gut, wenn man hiebey wäre stehen geblieben. Der Satz kann vollkommen durch die Erfahrung bewiesen werden: einige Urtheile und Neigungen haben ihren Grund in vorhergegangenen Ideenassociationen. Allein wie die eilfertige Einbildungskraft von dem Boden einiger einzelnen Erfahrungen ihren Flug gleich in das unbegränzte Feld des Allgemeinen nimmt: so gieng man von dieser bescheidenen unglänzenden aber genauen Wahrheit zu dem Irrthume fort: Alle Urtheile und Neigungen in dem Menschen sind die Folgen zufälliger Vergesellschaftungen der Ideen. Man meynte damit insonderheit die sittlichen Urtheile, die Urtheile des sittlichen Gefühls und des Gewissens. Man erklärte diese alle für Wirkungen der Gewohnheit, der häuslichen und

politi-

politischen Erziehung, und man glaubte den Stein der Weisen in der Staatskunst gefunden zu haben, indem man nun ein Mittel zu haben meynte, womit man dem Menschen alle Meynungen, Empfindungen und Neigungen geben könne, die man wolle. Das hieß nun eigentlich den Menschen als ein Thier behandeln, das man mit einer Lockspeise oder mit der Geissel zu allem abrichten kann, wozu seine Organisation eingerichtet ist. Denn alle Urtheile und Schlüsse der Thiere sind nichts weiter, als solche Associationen der Ideen. Wenn der Hund, um eingelassen zu werden, an der Thür kratzt, wenn er seinem Herrn nachfolgt: so ist im erstern Falle die Idee des Ankratzens und Aufthuns, so wie im letztern die Geruchsidee seines Herrn mit der Geruchs- und Geschmacksidee seines Frasses durch blosse Association verbunden; hier ist weder eine deutliche Vorstellung, wie das Ankratzen könne ein Mittel des Aufthuns werden, noch eine vernünftige Liebe zu einem Wohlthäter.

Doch man hat den Menschen noch tiefer herabgesetzt; man hat die Associationen der Ideen ganz mechanisch erklärt, und also den Menschen zu einer Maschine gemacht. „Die Lebensgeister, „wenn sie einmal in den Gang gebracht sind, sagt Locke (vom menschlichen Verst. 2. B. 33. H.)

„gehen in demselben Wege fort, den sie einmal „gewohnt sind. Diese Wege sind durch öfteres „Betreten, so zu reden, zu glatten und gebahnten „Fußsteigen geworden, so, daß die Bewegung „darinn leicht und gleichsam natürlich wird.“ Diesen Wink ließ man nicht auf die Erde fallen; denn wenn man ihm nachgieng, konnte man alles in dem Menschen entbehren, was ihn von einer blossen Maschine unterscheiden könnte.

Ich kann jetzt nicht den psycholochischen Theil dieses Systems verfolgen, weil ich nur den moralischen Theil desselben in seinem trügerischen Lichte zeigen will. — Einige unserer Urtheile entstehen aus zufälligen Ideënverbindungen, — entstehen darum alle aus dieser Quelle, und giebt es deren keine, die aus einer nothwendigen entstehen?

Ist das Vergnügen, das die Befriedigung der Neubegierde gewährt, von eben der Art, als dasjenige, das Descartes bey dem Anblick des Schielens empfand? — Von dem Erstern läßt sich aus der allgemeinen menschlichen Natur ein vernünftiger Grund angeben, das Letztere hat bloß seinen Grund in gewissen persönlichen und zufälligen Umständen, das Erstere beruhet auf einer nothwendigen und unzertrennlichen und daher allgemei-

nen

nen Verbindung der Ideen, welche die angenehme Empfindung ausmachen, das Andere auf einer sehr zufälligen, zertrennlichen und besondern, — die Eine verursacht Vergnügen durch sich selbst, die Andere durch die Idee, die ihr zugesellt ist.

Wenn es also aus der Natur des Menschen durch eine nothwendige Folge kann hergeleitet werden, warum einige Handlungen gut, andere aber böse sind: so hat man nicht nöthig, seine Zuflucht zu den zufälligen Vergesellschaftungen der Ideen zu nehmen.

Wir müssen also wieder darauf zurückkommen; diejenigen, die dem Menschen alle angebohrnen und natürlichen Begriffe und Empfindungen des Guten und Bösen absprechen, die alle diese Begriffe und Empfindungen für Spiele der Einbildungskraft ausgeben, welche bloß durch eine zufällige Zusammengesellung von Ideen hervorgebracht werden, müssen dem Menschen seine vernünftige Natur nehmen, und ihm zum unvernünftigen Thiere hinabwürdigen. Denn sie müssen annehmen, daß er keine vernünftige Natur habe, mit denen seine Handlungen, wenn sie gut seyn sollen, übereinstimmen, sie erhalten und erhöhen müssen, — sie müssen annehmen, daß er keine Vernunft habe,

um diese Uebereinstimmung einzusehen. Das ist kürzlich das ganze System, das Helvetius in seinen Werken, sowohl in dem de l'Esprit, als in dem de l'Homme, als die wichtichste Entdeckung angepriesen hat, und das so viele, die auf den Ruhm grosser Köpfe Anspruch machen, nachgesagt haben.

Ueber den Einfluß der Einbildungskraft auf die Sittlichkeit.

Das System, dem Helvetius vor ungefähr zwanzig Jahren eine so scheinbar philosophische Gestalt gegeben hat, ist nicht lange vorher mit eben so viel Witz und Anmuth ausgeschmückt, aber bey weitem nicht so, wie von ihm, an die Gränzen des Ungereimten getrieben, behauptet worden. Bernard de Mandeville, ein Arzt in London, dessen Werk über die hypochondrischen und histerischen Krankheiten von den Aerzten geschätzt wird, schrieb im Jahr 1723 seine Fabel von den Bienen, ein berüchtigtes Werk, das aber jetzt nur noch denen bekannt ist, deren Belesenheit sich nicht bloß auf die berüchtigten Schriften des laufenden Jahres erstreckt. Er wolte eigentlich den moralischen Sinn des edlen Graf Shaftsbury, — wie man es jetzt nennt — persifliren, und

man muß gestehen, daß er die Lacher ziemlich auf seine Seite zog, ja, was noch schlimmer war, daß er diese lustige Gesellschaft, bey der jeder bald Glauben findet, der die gefährliche Gabe hat, sie lachen zu machen, mit Recht für seine Meynung gewann, wenn das Lächerliche der sichere Probierstein der Wahrheit seyn könnte, wofür der vortrefliche Graf es, etwas übereilt, ausgegeben hatte.

Der Graf empfahl mit einer einnehmenden Wärme des Herzens das Bestreben für das gesellschaftliche Wohl als die eigentliche Tugend. Er fand die Bewegungsgründe zu allen geselligen und gemeinnützigen Handlungen in diesen Handlungen selbst; er glaubte, daß die innere Verbindlichkeit zu denselben, oder, nach seiner Sprache, ihre sittliche Schönheit von jedem Menschen empfunden werde, und daß diese Empfindung des Vergnügens, das aus der Selbstachtung, der Selbstzufriedenheit und der Sympathie entspringt, die gewisseste Belohnung der Tugend sey, die einzige, die ihr ihren Werth gebe.

Von allem diesen behauptete Mandeville das Gegentheil, und es fehlte ihm nicht an Beyspielen aus der wirklichen Welt, die uns allerdings nöthigen, die Begriffe von der menschlichen Tugend etwas herabzustimmen. Es ist freylich der

Erfahrung gemäß, daß viele gemeinnützige Handlungen aus eigennützigen Quellen fliessen, — der Erfahrung gemäß, daß der moralische Sinn bey weitem nicht immer wirksam ist, daß er schlafen, daß er irre geführt werden kann, und daß man den Menschen oft durch äussere Bewegungsgründe, durch Lob, Tadel, Belohnungen, Strafen, zum Guten wecken muß. — Allein folgt daraus: daß es gar keine inneren natürlichen Bewegungsgründe gebe, und daß der Mensch gar keine Anlage zu einem sittlichen Gefühl, gar keinen angebohrnen und natürlichen moralischen Sinn habe, daß alles, was man dafür ansieht, nichts als ein durch Unterricht, Gewöhnen, Abrichten erworbner moralischer Sinn sey?

Wenn wir den Weg der Erfahrung vorsichtig gehen, so müssen wir endlich auf die Entscheidung dieser Fragen kommen, die Philokles davon giebt, und die hier nur etwas mehr soll entwickelt werden.

1. Es ist richtig, daß viele gute menschliche Handlungen nicht aus vollkommen guten Bewegungsgründen geschehen; sonst müßten alle geselligen Handlungen aus bloß geselligen Bewegungsgründen geschehen, derjenige, der zum Besten

anderer geschäftig ist, müßte dabey nicht auf Lob, Ehre, Achtung u. dergl. sehen, und wie selten geschieht das? — wie selten geschieht es auch von dem Besten?

Allein folgt daraus, daß diese geselligen Handlungen keine geselligen Bewegungsgründe haben, ja folgt es nur, daß sie selbst bey dem nicht mitwirken, der auch noch so sehr dabey auf Achtung und Ehre sieht? Diese Bewegungsgründe, wenn sie den edlern nicht widersprechen, warum sollen sie bey unsern gemeinnützigen Handlungen nicht mitwirken, warum sollen wir Achtung und Ehre nicht mit in Betrachtung ziehen, da sie doch ein Ziel sind, das wohl des Schweisses der Edlen werth ist?

Warum können ferner diese Bewegungsgründe nicht mit den edelsten Handlungen verbunden werden, da sie natürliche Folgen davon sind? Denn was ist natürlicher, als daß Handlungen und Eigenschaften, wodurch wir andern mittelbar oder unmittelbar nützlich sind, von denen gepriesen werden, denen sie nützlich sind, daß sie uns ihre Achtung erwerben? Warum können sie also nicht Mitbewegungsgründe der edelsten gemeinnützigen Handlungen werden?

2. Es ist so gar richtig, daß viele gesellige Handlungen allein aus eigennützigen Bewegungsgründen des Lobes, des Beyfalls und der Achtung geschehen. Allein geschehen deswegen alle diese Handlungen allein aus diesen Bewegungsgründen, und geschehen sie bey einem Menschen, der bisweilen darnach handelt, immer daraus? Die Erfahrung kann das nur bey unsern eigenen Handlungen entscheiden; bey den Handlungen Anderer, wenigstens mit Sicherheit, nicht, weil der Mensch kein Herzenskündiger ist.

Vernünftiger und billiger ist es, sich mit seinem Urtheil nicht zu übereilen, und etwas zu leugnen, weil man es nicht wahrnimmt; zumal wenn uns Vernunftgründe die Möglichkeit und Natürlichkeit der Sache beweisen. Haben die geselligen Handlungen innere Bewegungsgründe, warum sollen sie auf gar kein Herz wirken können? Je mehr sich die Vernunft entwickelt, je mehr sie uns von der menschlichen Natur, ihren Verrichtungen, Kräften und Beziehungen lehrt — von ihren Kräften, die auch durch gesellige Handlungen erhöhet werden, von ihren Beziehungen, worin ihre Vollkommenheit mit der Vollkommenheit der übrigen Natur steht — je mehr die Vernunft hievon ein-

einsieht, desto mehr wird der moralische Sinn erleuchtet und ausgebreitet werden. Bis dahin muß er durch äussere Bewegungsgründe, durch Belohnung, durch Züchtigung, durch Lob und Tadel ergänzt und gelenkt werden. Das ist schon das Werk der frühsten Erziehung. Wohl dem! bey dessen Erziehung diese Zucht zur größten Berichtigung, Erhöhung und Veredlung des moralischen Sinnes von jeher abgezielt hat.

3. Der Graf Shaftsbury hat also nur Unrecht, so weit sein edles Herz und seine platonische Einbildungskraft zu gut von den Menschen dachte, so gut, daß er sie an den zarten Seilen des sittlichen Schönheitssinns führen zu können glaubte, ohne der Aufmunterungen des Lobes, der Anlockungen der Belohnungen, des Schreckens der Strafen zu bedürfen. Daß diese oft bey den besten menschlichen Handlungen mitwirken, ja daß sie oft die Stelle der erstern vertreten, daß der moralische Sinn sich nach und nach entwickele, und daher durch falsche Zucht könne irre geführt werden, das hat Mandeville bewiesen; keineswegs aber, daß es gar keinen moralischen Sinn, gar keine natürliche Verbindlichkeit zu edlen Handlungen gebe, und daß diese Verbindlichkeit nie auf das menschliche Herz wirke.

Hieraus folgt dann, daß nur die äussere Sittlichkeit, oder diejenige, welche aus willkührlichen Strafen und Belohnungen entsteht, auf einer blossen zufälligen Vergesellschaftung der Ideen beruhe, daß sie die innere keinesweges aufhebe, sondern vielmehr voraussetze.

10) Zehnte Anmerkung.

(S. 89.)

Ueber das Natürliche.

Es ist nicht zu leugnen, daß der Ausdruck: es ist natürlich, wenig mehr als ein leeres Wort und eine anständige Hülle unserer Unwissenheit sey, wenn man nicht genau anzeigen kann, wie das, was wir natürlich nennen, sich aus einem wesentlichen Gesetze oder Eigenschaft des Dinges erklären lasse. Allein in dem gegenwärtigen Falle kann man das, wo ich nicht irre. Denn der Satz: es ist natürlich, daß man sich bey allem, was man denkt, einen Grund denken müsse, will sagen: es ist ein nothwendiges Gesetz der menschlichen Seele, daß sie sich nichts denken kann, ohne zugleich zu denken, es müsse einen zureichenden Grund haben. Die Nothwendigkeit dieses Gesetzes läßt sich schon aus seiner Allgemeinheit vermuthen. Diese Allgemein-

gemeinheit nemlich, worauf schon die Erfahrung führt, giebt die vernünftige Vermuthung, daß der Grund dieses Gesetzes die Art selbst sey, wie die denkende Kraft wirkt, dergestalt, daß sie nicht als denkende Kraft wirken könnte, als diesem Gesetze gemäß.

Nun fühlen wir, daß die denkende Kraft gar nicht wirkt, sich also nichts vorstellt, wenn sie sich etwas widersprechendes vorstellen will. Eben so wenig sie nun etwas widersprechendes zugleich denken kann, eben so wenig kann sie aus einem Theile des Widerspruchs sich den Andern vorstellen. Wenn sie einer Figur drey Winkel beylegen soll, muß sie schon drey Seiten in ihr denken, drey Winkel und nicht drey Seiten, es sey mehr oder weniger, würde in der That eben so viel seyn, als sich eine dreyseitige und nicht dreyseitige Figur, das heißt, nichts vorstellen.

Da also das Gesetz: das Denkbare kann nicht ohne Grund gedacht werden, sich auf den ersten und allgemeinen nothwendigen Grundsatz aller menschlichen Erkenntniß, nach welchen der Verstand in allen Fällen wirken muß, zurückführen läßt: so ist es ein Gesetz, das eben so nothwendig und allgemein ist, als dieser Grundsatz selbst.

Es ist daher keine angewohnte Denkart, keine Denkart, die auf zufälligen Zusammengesellungen der

der Ideen beruhet, es ist ein allgemeines natürliches Gesetz. Wir können also als gewiß annehmen, daß demselben Alles auch da gemäß erfolge, wo wir es nicht erfahren können, und daß wir es, wofern wir vernünftig und der menschlichen Natur gemäß handeln wollen, bey allen unsern Handlungen beobachten müssen. So wie nun die Handlungen, die nicht in unserer Gewalt stehen, in dem Zustande ihrer Vollkommenheit mit unserer Natur übereinstimmen, und durch dieselbe bestimmt werden: so müssen auch unsere freyen Handlungen mit unserer vernünftigen Natur übereinstimmen, und durch sie bestimmt werden.

Nun lernen wir unsere Natur, so wie die Natur eines jeden Dinges, aus ihren Wirkungen kennen, die Fähigkeiten, die dazu gehören, die Gesetze, wornach diese Fähigkeiten wirken. Wir müssen also, wenn unsere Handlungen gut seyn sollen, die Fähigkeiten unserer vernünftigen Natur dadurch erhöhen, und dies werden wir thun, wenn wir jede Fähigkeit nach ihren eigenen Gesetzen in Thätigkeit bringen.

Sind nun die sittlichen Gesetze in der Natur des Wesens gegründet, dem sie gegeben sind: so sind sie Naturgesetze, die allgemein, nothwendig und ewig sind, und die eben so wenig auf zufälligen

gen Verbindungen der Ideen beruhen können, als der Satz: Alles hat einen Grund, und der Grund, warum ich so handeln muß, ist, weil ich ein solches Ding bin.

(S. 101.)

Nothwendigkeit angebohrner Verstandesbegriffe zur Sprache.

Zum Verständniß der Menschen unter einander durch die Sprache gehört die Uebereinstimmung ihrer äussern Sinne und ihres innern Sinnes. Die Uebereinstimmung des Letztern ist nicht nur bey den natürlichen, sondern auch bey den willkührlichen Zeichen nöthig. Die natürlichen Zeichen können nur Ausdrücke von Empfindungen seyn, zu den Begriffen also muß man willkührliche Ausdrücke haben. Wie aber erhält man es, daß sich so viele Menschen bey einerley willkührlichem Ausdrucke wenigstens einigermassen einerley Begriffe denken?

Die Verstandesbegriffe erhalten wir nicht erst durch die äussern Sinne; diese geben höchstens die Bilder, die wir vermittelst der Verstandesbegriffe unter einander vereinigen. Die Begriffe von Einerleyheit und Verschiedenheit, Zusammenseyn und Aufeinanderfolgen, Grund, Folge, Ursache, Wirkung, Nothwendigkeit, Zufälligkeit sind in der

Seele unabhängig von der Erfahrung durch die äussern Sinne. Wenn die Gegenstände der äussern Sinne Anlaß geben, nach ihrer Grundlage durch die Subsumtion, die einzelnen Bilder zu trennen oder zu verbinden: so geschieht die Trennung oder Verbindung derselben nur nach der Trennung oder Verbindung der Verstandesbegriffe, die mit in den Vorstellungen von diesen Gegenständen enthalten sind. Wenn wir urtheilen, dieser Baum ist höher als sein Nachbar: so erhalten wir durch die Augen nur die Bilder von den beyden Bäumen, von denen der eine nur so groß, als ein Theil der Höhe des Andern ist; das Urtheil aber, daß der Eine höher ist, verbindet den Verstandesbegriff der grössern Höhe mit den Bildern der beyden Bäume vermittelst des andern Verstandesbegriffes der Gleichheit der ganzen Höhe des einen Baumes mit einem Theile der Höhe des Andern. Wenn nun nicht alle Menschen wie sie, einerley Sinne haben, auch einerley Verstand hätten, das ist: Wenn nicht eben so, wie unter einerley Umständen und bey gleich gesunden Sinngliedern ihre sinnlichen Eindrücke von einerley Gegenständen einerley sind, auch die Merkmale, woraus ihre Verstandesbegriffe zusammengesetzt sind, einerley wären, so könnten sie nie durch eine gemeinschaftliche Sprache einander verständlich werden.

11) Eilfte Anmerkung.

(S. 105.)

In der Vorstadt von St. Germain wird ein Jahrmarkt gehalten, auf dem sich Possenreisser, Seiltänzer, Marionetten, künstliche Hunde und Affen, Taschenspieler u. dergl. zur Belustigung des Pöbels zusammenfinden, die aber auch nicht selten von Personen vom ersten Range besucht werden.

Die Boulevards sind ein geräumiger, prächtiger und bequemer Spatziergang, der in den neuesten Zeiten sehr beliebt geworden ist. Er steht, wider die Gewohnheit in Paris, allen Ständen offen, und man kann sich daselbst mit allem, was zum Vergnügen und zur Erfrischung gereicht, bedienen lassen.

Ramponeau war ein elender Schenkwirth in der Courtille, ehemals einem Dorfe nahe bey Paris, das aber jetzt bey der ungeheuern Erweiterung der Stadt eine ihrer Vorstädte geworden ist. Er gab den schlechten Wein in seiner Guinguette um einige Sous wohlfeiler, als seine Kollegen. Das zog anfänglich eine grössere Menge Kunden

von

von dem gemeinen Volke zu ihm. Dieser Zulauf ward endlich so beträchtlich, daß er die Aufmerksamkeit einiger aus den höhern Ständen erregte. Diesen gefielen seine groteske Figur und platten Possen dergestalt, daß endlich der Direktor von einem Schauspiel in der Stadt sein Glück zu machen glaubte, wenn er ihn auf seiner Bühne zeigen könnte. Er miethete ihn also durch einen förmlichen Contrakt. Allein kaum war der Contrakt errichtet, als sich Ramponeau unter dem Vorwande es sey wahrer oder nur vorgegebener Gewissensskrupel davon lossagte. Der Direktor wolte sich das nicht gefallen lassen, es kam also zu einem förmlichen Proceß, den Ramponeau, — und wie man sagt — durch hohe Unterstützung gewann.

Ein Beweis seines Ruhms ist unter andern, daß er die Sprache mit einem neuen Worte bereichert hat; und da das Volk die Sprache macht: so wird dieses Wort allem Ansehen nach bleiben. Ramponer heißt in einer Guinguette (kleinen Schenke vorm Thore) trinken, und ein wenig mehr, als gut ist.

Zwölf=

12) Zwölfte Anmerkung.

(S. 107.)

Einen Griechen, un grec, nennt man jetzt in Frankreich einen Spitzbuben, insonderheit einen falschen Spieler, der es in seinem Handwerk vorzüglich weit gebracht hat. Vermuthlich ist diese höfliche Benennung einer schändlichen Kunst allgemein beliebt geworden, seitdem sich auch Personen vom höchsten Stande ihrer nicht mehr schämen. Denn sonst hieß ein Grieche ein jeder, der sich durch seine Geschicklichkeit, worin es auch seyn mochte, vor andern auszeichnete. Er ist kein grosser Grieche, hieß, er ist kein grosser Hexenmeister in einer Sache.

Das arme Griechische ist überhaupt durchgängig in der französischen Sprache gebraucht worden, bald alles Schwere und Unbegreifliche, bald alles Ungereimte wenigstens Sonderbare anzuzeigen. Man nennt noch jetzt alles à la grecque was unregelmäßig und ohne deutlichen Plan gemacht ist. Die Veranlassung zu diesem Ausdrucke soll

folgende seyn. Der berühmte Dichter Racan, der kein grosser Grieche war, hatte sich einige Sinngedichte aus der griechischen Anthologie, die man ihm sehr gerühmt hatte, ins französische übersetzen lassen. Er fand sie aber platt und abgeschmackt. Bald darauf ward ihm an der Tafel eines Prinzen von einer Suppe vorgelegt, die sehr nach Wasser schmeckte. Voilà, sagte er zu einem Freunde, der neben ihm saß, voilà un vrai potage à la grecque. Der Ausdruck gefiel. Man gebrauchte ihn auch von andern Dingen, die man für abgeschmackt hielt, und bald auch von solchen, die nur sonderbar, unregelmäßig, u. s. w. waren. Man war à la grecque angezogen, man hatte Verzierungen der Zimmer à la grecque, man redete, man dachte à la grecque, wenn man sonderbar, oder anders als Andere redete und dachte.

---

13) Dreyzehnte Anmerkung.

(S. 113.)

Ich will hier einige Beyspiele von solchen Einfällen eines phantastischen Geschmackes anführen, die vielleicht zu einiger Belustigung dienen können; da ein Mensch von gesundem Geschmacke gewiß seine Einbildungskraft vergebens anstrengen würde, um etwas auszusinnen, das in einem so hohen Grade wild und unnatürlich wäre.

Brydone, einer der angenehmsten unter den neuern Reisebeschreibern beschreibt einen gewissen Pallast in Sicilien, als etwas, das einzig auf dem Erdboden ist. „Er gehört, sagt er, dem Prinzen von Palagonia zu, der unermeßlich reich ist, und sein ganzes Leben dem Studio von Ungeheuern und Chimären gewidmet hat, die weit grösser und lächerlicher sind, als alles, was je die wilde Einbildungskraft eines Romanendichters oder irrenden Ritters ausgedacht hat.

„Die erstaunliche Menge von Bildsäulen, welche sein Haus umgeben, sieht von weiten als eine kleine zur Vertheidigung desselben ausgezogene Armee aus. Kömmt man aber unter sie, und er-

blicket sie in ihrer wahren Gestalt: so glaubt man, in dem Lande der Täuschung und der Bezauberung zu seyn. Keine einzige von allen diesen unzählichen Bildsäulen stellet etwas vor, das in der Natur vorhanden wäre; und die Ungereimtheit der elenden Einbildungskraft, die sie gezeuget hat, ist nicht weniger erstaunlich als ihre wunderbare Fruchtbarkeit. Es würde ein ganzes Buch dazu gehören, alles zu beschreiben, und das würde ein jämmerliches Buch werden. Er hat Menschenköpfe auf den Rumpf von allen Arten von Thieren, und Köpfe von allen andern Thieren auf Menschenleiber setzen lassen. Zuweilen hat er aus fünf oder sechs Thieren, die in der Natur gar nichts Aehnliches mit einander haben, eines zusammengesetzt. Er setzet z. B. den Kopf eines Löwen auf den Hals einer Gans, den Leib einer Eidexe, die Beine einer Ziege und den Schwanz eines Fuchses. Auf den Rücken dieses Ungeheuers stellet er ein anderes wo möglich noch häßlicheres, mit fünf oder sechs Köpfen, und einem Busch von Hörnern, die das Thier in der Offenbarung ganz zu Schanden machen. Es giebt keine Art von Hörnern in der Welt, die er nicht gesammlet hätte; und sein Vergnügen ist, sie alle auf demselben Kopfe prangen zu sehen. Dies ist eine seltsame Art von Narrheit, und es ist kaum zu begreifen,

warum

warum man ihn nicht schon lange eingesperret hat. Doch er ist vollkommen unschädlich und beleidiget niemanden dadurch, daß er seinem Wahnwitze nachhängt. Im Gegentheil, er ernähret eine Menge Bildhauer und andere Arbeitsleute, die er nach dem Verhältnisse belohnet, nach welchem ihre Einbildungskraft mit der seinigen übereinstimmet, oder, mit andern Worten, nach dem Grade der Häßlichkeit und Ungestaltheit der Ungeheuer, die sie schaffen. Eine umständliche Nachricht von diesen Ungereimtheiten würde eben so langweilig als unnütz seyn. Die Bildsäulen, welche den grossen Eingang zieren, oder vielmehr verstellen, und welche den Hof des Pallastes umgeben, belaufen sich allbereits auf 600, und dessen ungeachtet kann man in Wahrheit sagen, daß er das zweyte Gebot nicht übertreten habe, weil nichts darunter ein Bildniß oder Gleichniß von irgend einer Sache oben im Himmel, oder unten auf Erden, oder im Wasser unter der Erden ist. Die alten Bildsäulen, welche sein Vater, der ein verständiger Mann war, zum Zierrathe hingesetzt hatte, scheinen von gutem Geschmacke gewesen zu seyn. Sie sind aber alle in Stücken zerschlagen und liegen auf einem Haufen beysammen, um dieser neuen Schöpfung Platz zu machen.

Die innere Beschaffenheit dieses bezauberten Schlosses stimmet genau mit der äussern überein. Sie ist in allen Absichten eben so grillenhaft und phantastisch, und man kann seine Augen nirgends hinwenden, ohne eine oder die andere scheußliche Figur vor sich zu sehen. Einige Zimmer sind ungemein groß und prächtig, mit hoch gewölbten Decken, welche anstatt des Gipses oder der Stuccaturarbeit ganz aus grossen genau an einander gefügten Spiegeln bestehen. Vermittelst dieser Spiegel vervielfältigen sich alle Gegenstände so, daß wenn drey oder vier Personen unter dieser Decke spatzieren, allemal drey oder vierhundert über derselben zu spatzieren scheinen. Die Thüren sind ebenfalls ganz mit kleinen Stücken von Spiegeln überdeckt, aus welchen man die lächerlichsten Gestalten geschnitten hat, und die mit einer grossen Mannichfaltigkeit von Kristall und Glas von verschiedenen Farben vermengt sind. Alle Kaminstücke, Fenster und Seitentische sind mit Pyramiden und Säulen von stark zusammen gekitteten Theetöpfen, Schaalen, Bechern, Schüsselchen u. s. w. angefüllt. Einige von diesen Säulen sind nicht ohne Schönheit: eine darunter hat zu ihrem Fußgestelle einen grossen chinesischen Nachttopf und zu ihrem Capitäl einen Kreis von kleinen artigen Blumentöpfen: der Schaft der Säule ist

über

über vier Fuß lang, und ganz aus Theetöpfen von verschiedener Grösse zusammen gesetzt, die von dem Fusse an bis ans Capitäl stufenweise immer kleiner werden. Die Menge von chinesischen Porcellan, die zur Bildung dieser Säulen gebraucht worden, ist ganz unglaublich, es sind gewiß nicht weniger, als vierzig Säulen und Pyramiden, die auf diese seltsame phantastische Art gemacht sind.

Die meisten Zimmer sind mit ausserordentlich feinen Marmortafeln von verschiedenen Farben belegt, die wie Leichensteine aussehen. Einige darunter sind mit Lapis Lazuli, mit Porphyr und andern kostbaren Steinen besetzt; ihre schöne Politur ist jetzt ganz verschwunden, und sie sehen bloß wie gemeiner Marmor aus. Anstatt dieser schönen Tafeln hat er nun eine neue Folge derselben erfunden, wovon einige auch ihren Werth haben. Sie sind aus den schönsten Schildkrötenschalen vermischt mit Perlmutter, Elfenbein und mancherley Metallen zusammengesetzt, und ruhen auf kupfernen Platten.

Die Fenster dieses bezauberten Schlosses sind aus Gläsern von allen Arten von Farben, ohne die geringste Ordnung von Regelmäßigkeit zusammengesetzt. Blau, roth, grün, gelb, purpur,

violet, alles findet sich hier unter einander. So daß man an jedem Fenster den Himmel und die Erde in selbst beliebiger Farbe sehen kann, wenn man nur durch die diese Farbe habende Scheibe sieht.

Die Hausuhr steht in einer Bildsäule; die Augen der Figur bewegen sich nach dem Hanggewichte, und verursachen, indem sie wechselsweise das Weisse und das Schwarze herauskehren, einen scheußlichen Anblick. Die Schlafkammer und das Zimmer zum Ankleiden sind gleich zwey Zimmern in dem Kasten Noå; es giebt schwerlich ein Thier, so geringe und häßlich es auch seyn mag, das sich hier nicht finden solte; Kröten, Frösche, Schlangen, Eidexen, Scorpionen, alle in Marmor gehauen nach ihren natürlichen Farben. Es sind auch ziemlich viel Büsten von einer nicht weniger seltsamen Erfindung hier. Einige stellen von der einen Seite ein sehr schönes Bild im Profil und von der andern ein Gerippe vor. Hier sieht man eine Amme mit einem Kinde auf ihren Armen; sein Rücken ist genau eines Kindesrücken, und sein Gesicht eines runzlichten alten Weibes von neunzig Jahren.

Einige Minuten lang kann man wohl über diese Thorheiten lachen, aber Unwille und Verachtung

tung gewinnen bald die Oberhand, und das Lachen verwandelt sich in Spott. Ich gestehe es, daß ich dieser Thorheiten bald müde wurde, obgleich einige von diesen Dingen so sonderbar gestaltet sind, daß sie selbst bey dem strengsten Cyniker das Lachen entschuldigen müssen.

Nach diesen ausschweifenden Einfällen wird immer noch die Beschreibung eines Schauspiels stehen können, das einer französischen Marquise, die aber der Verfasser der Beschreibung sich zu nennen schämt, ihre Verehrer auf ihrem Schlosse nahe bey Paris gaben, um sie nach überstandnen Wochen zum erstenmale wieder zu belustigen. Dieses Schauspiel bestand aus drey Auftritten, von denen ich nur des ersten erwähnen will. „Man setzt „voraus, fährt die Beschreibung fort, daß Demo„gorgon der oberste Genius und die oberste Fee „die Dame in einen Saal ihres Pallastes führen. „Sie benachrichtigen sie, daß das Geräth dieses „prächtigen Pallastes aus lauter bezauberten Prin„zen und Prinzeßinnen bestehe, und daß sie ihr „zu gefallen, alle Stücke desselben beleben wollen. „Die Fee rührt mit ihrem Zauberstabe an eine „Wanduhr, die, nachdem sie die Stunde geschla„gen, ihre Geschichte erzählt, und, wie sich fin„det, ein bezauberter Prinz ist. Ein schöner

„Spiegel war die Prinzeßin, an die sich seine ver„liebten Seufzer richteten; ein Gemälde und eine „Bildsäule machten einen zweyten Austritt. In „diesem Aufzuge kamen noch zwey grosse Armleuch„ter vor; worauf ein ernsthaftes Ballet von einem „Kanapee, einigen Armstühlen, Tabouretten und „andern Stühlen, ein galantes Ballet von den „Stücken einer Toilette, und endlich ein komisches „Ballet von Porzellanfiguren und sinesischen Pa„goden getanzt wurde.“ N. Mem. tirés d'une grande Bibl. T. B. S. 274.

Die phantastischen Vergnügen müssen von gewissen zufälligen Vergesellschaftungen der Ideen einen Reiz erhalten, den wir ihnen nicht absprechen können, da wir in einem Zeitalter, das durch Schwelgerey und Ueppigkeit den Geschmack an natürlichen und anständigen Vergnügen verlohren hat, so viele Beyspiele des abentheurlichsten Geschmacks gewahr werden. Das sieht man, ausser den bereits angeführten Beyspielen, aus einigen die uns Horaz aufbehalten und mit seiner unnachahmlichen Laune dem Gelächter Preis gegeben hat. Es war unter den angenehmen Schlemmern seiner Zeit der Ton, nachdem ihnen die Unmäßigkeit auch das leckerste vereckelt hatte, Pfauen, wegen ihrer Kostbarkeit und Schönheit, und Nachtigallen, wegen ihres anmuthigen Gesanges zu speisen:

Vix

Vix tamen eripiam posito pavone, velis quin
Hoc potius quam gallina tergere palatum,
Corruptus vanis rerum: quia veneat auro
Rara avis et picta pandat spectacula cauda:
Tamquam ad rem attineat quicquam. Nam vesceris ista,
Quam laudas pluma? cocto num adest honor idem?

Hor. L. II. Sat. II. v. 23.

Doch schwerlich werde ich es von dir erhalten,
Daß, steht ein Pfau vor dir, so sehr bist du
Phantastischen Geschmackes, deinem Gaumen
Ein Kapaun genüge: Denn es ist ein seltner Vogel
Für Gold nur feil und der
Des schöngemahlten Schweifes Schauspiel spreitet,
Als komm es darauf an. Denn speisest du
Vom herrlichem Gefieder, das du preisest?
Bleibt seine Pracht, wenn er zum Braten wird?

Quinti progenies Arri, par nobile fratum,

Ne-

Nequitia et nugis, pravorum et amore gemellum,
Luscinias soliti impenso prandere coemtas,
Quorsum abeant sani?

Hor. L. II. Sat. III. v. 243.

Die Brut des Arrius, ein edles Bruderpaar!
In Schalkheit, Schwänken, Lastern, Zwillings-Brüder pflegten
Zum Mittagsmahle theurerkaufte Nachtigallen
Zu schmausen u. s. w.

---

14) Vierzehnte Anmerkung.

(S. 138.)

Wenn man auch den Grund dieser natürlichen Verbindung zwischen der Liebe der angenehmen Empfindung und der Liebe ihrer Ursach nicht immer wahrgenommen hat: so hat man doch die Wirklichkeit dieser Verbindung selbst erkennen müssen. Denn so versteckt diese Verbindung auch in einigen Fällen seyn mag, so ist sie doch in andern so offenbar, daß sie leicht zu bemerken ist. Tissot nimmt

nimmt sie also mit Recht als ein allgemeines Gesetz an: par une loi invariable que l'Auteur de la Nature a etablie dans la formation de l'homme, quand une sensation ou une idée sont telles que l'Ame aime à les garder, elle est forcée à aimer leur objet (et leur cause;) elle est forcée à avoir de l'aversion pour lui, c'est-à dire, à le craindre & à le fuir, quand l'idée ou la sensation sont telles qu'elle désire de les perdre. *Traité des Nerfs* T. I. p. II. S. 165. Von diesem allgemeinen Gesetze ist die Verbindung der Selbstliebe mit der geselligen Liebe nur eine besondere Anwendung, die, wie es mir scheint, durch den von mir angegebenen Grund der Verbindung sehr erleichtert wird.

---

15) Funfzehnte Anmerkung.

(S. 143.)

Um sich zu überzeugen, daß Wärme das Gefühl von Thätigkeit, so wie Kälte von Unthätigkeit gebe, darf man nur seine Erfahrung und die Sprache fragen. Will man aber diese Empfindungen noch weiter in einander auflösen: so beweiset eine genauere Beobachtung des Menschen, daß Wärme mit geschwinderer und stärkerer Bewegung der festen und flüßigen Theile verbunden ist. Man kann diese Bewegungen der Seele noch näher bringen, wenn man dazu nimmt, daß die Bewegungswerkzeuge mit den Nerven als den innern Empfindungswerkzeugen zusammenhangen, und daß die erstern nicht können anders als durch einen Reiz der Letztern in Bewegung gesetzt werden, so wie diese Bewegung wieder in die Nerven, das ist, die Werkzeuge, wodurch die Seele empfindet, zurückgeführt wird. Auf beyderley Art werden also in der Seele Vorstellungen von dem Zustande des Körpers seyn. Jede Vermehrung der Bewegungen des Körpers giebt also der Seele ein grösseres, obgleich dunkles Gefühl von ihrer Thätigkeit. S. *Robert Whytt* on the vital and other involuntary motions Edinburgh 1768. 4.

16) Sechszehnte Anmerkung.

(S. 144.)

Unthätigkeit ist etwas so unangenehmes, daß einige Völker in ihren Religionssystemen zu einer von den Qualen ihrer Hölle gemacht haben. Ich will nur die Begriffe der Druiden hierüber anführen, die auch noch darin von unsern Begriffen abgehen, daß sie die Quaal der Kälte an die Stelle der Quaal der Hitze setzen. So singt ein Galischer Barde:

„Helden erheben über dem Schwachen kein „Grabmahl, Barden singen kein Lied, Jungfrauen „rühren keine Harfe. Die kleinen Seelen hangen bald in den Eingeweiden der Kälte, im „dicken Nebel, gleich dem Fische verschlossen „im Eise des Land; bald werden sie getrieben in „den sümpfigen Wolken, dem Spiel der rauschenden Winde. Oft ist ihr Lauf mit dem Dunste „des Todes, der hängt über den sumpfigen Seen „und seinen Hauch gleich unsichtbaren Pfeilen „sendet, den Völkern den Tod zu bringen. — „Nie sind seine Pfade auf grünen waldichten Hügeln, auf sonnichten Ebnen mit Helden.

Der

Der Uebersetzer fügt folgende Anmerkung hinzu: „Diese Stelle spielt auf die Begriffe an, welche Celtischen Stämme von einem künftigen Zustande hatten; dessen Strafe, nach ihrer Meinung, vornemlich in dicker Finsterniß und starrender Kälte bestand. Die äusserste Verachtung worin diejenigen bey ihnen waren; welche ein müßiges und unthätiges Leben führten, erhellt daraus, daß sie sie nach dem Tode in solche Gegenden des Grausens verwiesen.' S. *Smith's* Galic Antiqu. in dem Gedicht Finan and Lorma S. 207.

An einem andern Orte singt der Barde: „Graina denkst du nicht noch an das Jammern des Kranichs, als wir früh wandelten auf dem Hügel unserer Liebe. Mitleidig fragtest du den bejahrten Sohn des Felsen: warum ist die Stimme des Kranichs so traurig? Zu lange, antwortete er, steht er schon in dem Sumpfe, und das Eis bindet seinen trägen Fuß. Laß den Trägen sich erinnern des Kranichs, daß er traure gleich ihm." Ebend. Dermid. S. 190.

Sieben=

17) Siebzehnte Anmerkung.

(S. 14.)

Von den Urtheilen über die Schönheit.

Die Wahrheit, die hier soll festgesetzt werden, und die wegen ihrer Verwandschaft mit der Sittenlehre wichtig ist, wird vielleicht durch folgende Entwickelung einige Aufklärung erhalten.

Wir nennen alle Gestalten und Töne schön, die uns eine angenehme Empfindung verursachen, und diese verursachen sie uns, so fern sie uns ein Gefühl von Vollkommenheit geben. Warum gefallen aber nicht einerley Gestalten und Töne allen Menschen, ja warum gefällt dem nemlichen Menschen das eine Mal eine Gestalt, eine Musik, ein anderes Mal nicht? Warum gefällt uns die krumme Linie an dem Körper des Schiffes, aber nicht an dem Umrisse eines Gebäudes? Warum gefällt uns eine Folge und Inbegriff von Tönen auf einem Ball, der uns bey einer Leichenbestattung mißfällt. Wenn es die Vollkommenheit war, die das eine Mal Vergnügen erregte, warum erregt sie es auch nicht das andere Mal?

Philokles hat das schon beantwortet. Seine Antwort, weiter ausgeführt, lautet so:

Man kann zwey Hauptursachen von den Verschiedenheiten des Geschmacks, oder den Widersprüchen in den Urtheilen über das Schöne angeben, die Verschiedenheit des empfindenden Subjekts, die Verschiedenheit des Gegenstandes.

1. Von der Verschiedenheit, deren Grund zunächst in dem Körper des Empfindenden ist, hat Philokles einleuchtende Beyspiele gegeben. Es dürfen nur einige hinzugefügt werden, deren Grund in der Seele ist; und die finden sich leicht bey der Beurtheilung der Symmetrie, oder demjenigen Verhältniß der Theile, das Wohlgefallen erregt. Die Erfahrung lehrt, daß dieses Gefallen aus der Eintheilung des Ganzen entstehe, wodurch seine Theile leicht gefaßt und das Ganze leicht übersehen werden kann. Eben die Erfahrung, die uns das lehrt, lehrt uns auch, daß dieses die Verhältnisse sind, die mit ganzen Zahlen, und zwar den Kleinsten ausgedruckt werden, 1:2, 2:3, 3:4. Das gilt beym Gehör wie beym Gesicht, nur beym Gesicht läßt sich diese Erfahrung leichter anstellen.

Da es bey diesem Allen auf den Schein, und also auf das, was wir empfinden, ankömmt: so können wir unter keinen Theilen Symmetrie wahrnehmen, deren Verhältniß wir nicht geschwind und leicht fassen. Das kann nun unendlich verschieden seyn, weil die Fähigkeiten der menschlichen Seele unendlich verschiedene Einschränkungen zulassen. Es kann also jemand an einem Werke eine angenehme Symmetrie wahrnehmen, worin ein anderer keine wahrnimmt, weil sie aus einem Verhältniß entspringt, das er nicht leicht fassen kann. Ja, da die Fähigkeiten der Seele durch Uebung können erhöhet werden: so kann der nemliche Mensch bey mehrerer Bildung schwerere Verhältnisse fassen lernen, er kann also an einem Werke Gefallen finden, woran er vorher keinen Gefallen fand, weil ihm die Symmetrie desselben zu künstlich war.

Zu diesen allgemeinen Ursachen, die unsern Geschmack bestimmen, kommen noch die besondern hinzu, nemlich die zufälligen Vergesellschaftungen der Ideen, die alle mehr oder weniger auf unsere Urtheile und also auf unsern Geschmack einen mannichfaltigen Einfluß haben. Ich kann hier nur einige Hauptfächer anweisen, in welche die Beobachter Bemerkungen niederlegen können, wenn sie glücklich genug sind, die Natur auf frischer That zu ertappen, und in den Zufällen, die

dem Menschen begegnen, die fortwirkenden Ursachen seiner Urtheile, seines Wohlgefallens und Mißfallens zu entdecken.

Wir werden unten bemerken, daß die Ideen von schön und gut sich leicht zusammengesellen, daß wir gegen die Verwechselung dieser beyden Eigenschaften nicht genug auf unserer Hut seyn können. Wenn uns nun das gut scheint, was uns von andern vortheilhaft unterscheidet, uns zum Gegenstande der allgemeinen Achtung und Verehrung macht: so wird es uns bald erträglich, ja endlich schön scheinen, so gleichgültig, ja gar so häßlich es auch seyn mag. Ich rechne hieher den beleidigenden Putz unter manchen Völkern, der bey ihnen als ein Zeichen des Vorzuges es sey, der Nation, des Standes oder der Person gilt, die blauen Lippen und rothen Stirnen der Tungusen, die mit Hörnern gezierten Häupter der Daurier, den rothen Puder der Ostiaken, die schaafslederne Pracht der kalmuckischen, die schwarzen Zähne der siamischen, und die kleinen Füsse der sinesischen Schönen.

Haben wir nicht die Beweise von der Allmacht der Mode über das menschliche Gemüth auch unter uns? Vertilgt man nicht auf dem jugendlichen Gesicht die unersetzliche Frischheit der Jugendfarbe,

ver-

vermischt man nicht durch einerley Uebertünchung alle Stufen des weiblichen Alters, löscht alle ihre Unterschiede aus, wie Philokles irgendwo in diesen Briefen angemerkt hat, weil diese Farbe die Leibfarbe der hohen Geburt ist?

2. Der Zweyte Hauptgrund der Verschiedenheit der Urtheile über das Schöne, den Philokles anführt, liegt in dem Gegenstande. Was dieser dazu beyträgt, läßt sich aus folgendem deutlicher einsehen.

Ein Gegenstand, der uns für sich gar nicht oder doch weniger wohlgefiel, kann uns, als ein Theil eines andern schönen Gegenstandes, wohlgefallen. Die gerade Linie, die uns allein weniger gefiel, als die Wellenlinie, gefällt uns als Theil eines schönen Gebäudes. Wenn nemlich ein schöner Gegenstand sehr zusammengesetzt ist: so können die Grundtheile seiner Schönheit, um der Schönheit und Vollkommenheit des Ganzen willen, von ihrer eigenthümlichen Schönheit etwas verlieren. Ich kann also von der nemlichen Linie und in der Tonkunst von der nemlichen Dissonanz, je nachdem ich sie für sich betrachte, oder als Element eines schönen Werkes, unbeschadet der Allgemeinheit und Beständigkeit der Gesetze des Geschmackes, ein ganz verschiedenes Urtheil fällen.

Aus diesen verschiedenen Beziehungen entstehen insonderheit für die Elemente der körperlichen Schönheit verschiedene Bestimmungen, wenn die Schönheit des Werkes, dem sie untergeordnet werden, vorzüglich aus seiner empfundenen Vollkommenheit entspringt, so wie es in dem aus der Baukunst angeführten Beyspiele der Fall ist. Man hat bisher diese Regel der Schönheit noch nicht genug in Betrachtung gezogen. Gleichwohl läßt sich, wie es scheint, daraus für die spezielle Schönheit der besondern Werke der Natur und der Kunst allein Grund angeben. Am wenigsten hat man genau bemerkt, wie die Elemente der Schönheit als Zeichen der Vollkommenheit eines Werkes, seine Vollkommenheit empfindbar machen, und ihm solchergestalt seine spezielle Schönheit geben. Indem sie nemlich in diesem Werke als Mittel zum Endzwecke desselben mitwirken: so werden sie zugleich Zeichen dieses Zwecks, und gefallen auch unter dieser Gestalt der Zeichen von Vollkommenheit. Das bestimmt oft die Symmetrie und Eumetrie eines Werkes, und giebt demselben eine Schönheit, die nicht bloß in dem Verhältniß der Theile allein liegt. Die Baukunst kann diese Anmerkung wiederum erläutern. Die Schönheit eines Gebäudes erfordert, daß das Hauptthor desselben in der Mitte oder an beyden Seiten in gleichen

Entfernungen von der Mitte angebracht werde, daß also die Anzahl der Fenster an beyden Seiten gleich sey. Der Grund dieses Gesetzes liegt allerdings auch in der Symmetrie, die durch die Stellung der Thür in das ganze Gebäude gebracht wird. Denn dadurch wird es für das Auge in gleiche Theile getheilt, und jeder Theil hat also zum Ganzen das leichte Verhältniß 1:2. Allein auch die Verhältnisse 2:3, 3:4, sind in der Baukunst noch angenehm, warum sind sie aber nicht für die Stellung des Hauptthors zuläßig? Wir müssen hier noch eine Regel der Schönheit annehmen, wenn wir uns davon Grund angeben wollen. Zuförderst wird durch diese Stellung Eumetrie, oder Aehnlichkeit der von der Mitte gleich weit entfernten Theile in das Gebäude gebracht. Solte nur an einer Seite ein Thor angebracht seyn, so würden die beyden zusammenstimmenden Theile ungeachtet alles Ebenmaasses einen unangenehmen Eindruck machen, weil es ihnen an der nöthigen Aehnlichkeit fehlen würde.

Allein es scheint die Beobachtung dieser Regeln der Symmetrie und Eumetrie erschöpfen noch nicht die ganze Quelle des Wohlgefallens an dieser Vertheilung der Thore. Man könnte allenfalls das blosse Auge an der einen Seite durch ein falsches

Thor täuschen. Durch diese Täuschung aber würde der richtende Verstand schwerlich befriedigt werden; er würde einen wirklichen Eingang verlangen, weil es die Bequemlichkeit des Gebäudes bey der Anlegung der Thore erheischt, daß man von jeder Seite gleich leicht aus- und eingehen könne, welches ohne gleiche Entfernung der Thore von den beyden Aeusserſten nicht möglich ist. Auf diese Art gefällt nun auch die Stellung des Thors als ein Zeichen des bequemsten Aus- und Eingangs.

Aus diesem allgemeinen Gesetze lassen sich in den bildenden Künsten viele besondere Regeln der Schönheit herleiten. Ich will nur der Regeln des Geschmacks in der Wahl der innern und äussern Verzierungen der Gebäude gedenken, die so wie der ganze Körper den innern Charakter desselben ausdrucken müssen. Warum wird ein geschmackvoller Baumeister nicht die Verzierungen, die sich für ein leichtes Gartenhaus schicken, bey einem massiven schwerfälligen Stückgiessereygebäude anbringen? Sie würden schlechte Zeichen für diejenige Vollkommenheit seyn, deren Wahrnehmung bey einem solchen Gebäude wegen ihrer Schicklichkeit zu seinem Zwecke, Vergnügen erweckt.

Diese weise Unterordnung der schönen Verhältnisse und Linien unter den Zweck des Werkes findet

det man, wo ich nicht irre, von der Natur in ihren schönsten Werken beobachtet, und weit entfernt, daß unser Vergnügen im Ganzen dabey das geringste verlieren solte, so überzeugt uns ein kurzes Ueberrechnen, das es dabey in der Summe vielmehr beträchtlich gewinne.

Gesetzt, daß es eine schlechterdings schöne Linie, ein absolut schönes Verhältniß gäbe, gesetzt, daß sie sich ferner genau und bestimmt angeben liessen: so würde, da das Schönste nur einzig ist, wenn es aller Orten angebracht wäre, die angenehme Mannichfaltigkeit einer Einförmigkeit Platz machen, deren ewiges Anschauen den unerträglichsten Ueberdruß verursachen müßte.

Es würde also schon ein grosser Gewinn für das Vergnügen seyn, wenn die Abwechselung der Grade des Schönen und Angenehmen in den Theilen schöner Werke der Natur und der Kunst, diesen Werken Mannichfaltigkeit giebt. Allein die Natur und ihre weise Nachahmerin verschaft unserm Vergnügen noch einen Ersatz, wodurch sie ihm mehr wieder giebt, als sie ihm genommen hat. Die Verbindung der mindern Schönheiten mit dem Zwecke des Werkes verschaft dem betrachtenden Verstande ein Vergnügen, das aus dem Gefühl der Schicklichkeit entsteht: indem sich ihm nicht

nur die Zusammenstimmung des Grades und der Art der Schönheit in den Theilen des Werkes, als Mittel zum Zweck desselben, sondern auch als Zeichen der Art der Vollkommenheit darstellt, wodurch er sowohl in die ganze Harmonie der Schönheit und Vollkommenheit hineinsehen, in der erstern die letztere mit empfinden, und die letztere durch die erstere sich sinnlich machen kann.

Diese Wahrheiten werden durch die Erfahrung vollkommen gerechtfertigt.

Wenn die Künstler die so vernünftige Regel, daß die Schönheit der Theile dem Zwecke des Ganzen müsse angepaßt werden, vernachläßigen: so verfallen sie auf Werke, die nur ein eigensinniger, grillenhafter oder kindischer Geschmack schön nennen kann. Das ist ein Vorwurf, den man einigen Werken der chinesischen Kunst, welche man vor einiger Zeit als die treusten Nachahmungen der Natur angepriesen hat, wie mich dünkt, mit Recht machen kann. Joseph Spence hat unter dem Namen von Henrich Beaumont aus den Briefen der Jesuiten die Beschreibungen der chinesischen Gärten ausgezogen, und in diesen Beschreibungen kommt unter andern folgendes vor: „Ueber diese „Wasser geht man auf Brücken, — aber selbst „ihre Brücken sind nicht gerade, — sie schlän-

„geln

„geln sich eben so wie ihre Bäche, und sind bis-
„weilen so lang, daß man sie mit Ruheplätzen ver-
„sehen hat; an beyden Enden haben sie Triumph-
„bögen. Ihre Säulengänge bestehen aus wel-
„lenförmigen Säulen, und hier und da findet
„man künstliche Felsen, die senkrecht aus einer
„ebnen Fläche hervorschiessen, ohne mit etwas zu-
„sammen zu hängen, und überdem noch an ver-
„schiedenen Stellen mit eyrunden Löchern durch-
„bohrt sind. —"

Wenn hier die Natur wirklich solte nachge-
ahmt seyn, das ist, wenn durch diese Werke der
Grad von Vergnügen solte hervorgebracht wer-
den, den sie hervorbringen könnten, wenn die
Grundtheile ihrer Schönheit nach dem Zwecke des
Werkes gewählt, und also diesem Zwecke gehörig
untergeordnet, und vermittelst dieser Unterordnung
angenehm wären: so müßten die geraden Linien
und rechten Winkel bey den Brücken und Säulen
so wie die wellenförmigen und sanftabfallenden Flä-
chen bey den Hügeln angebracht seyn.

Von diesen Beyspielen ist nun der Uebergang
zur Beantwortung von Amyntors Einwurfe ganz
leicht. Warum halten wir den Schmuck an dem
weiblichen Geschlechte für schön, der uns an dem
männlichen mißfällt? — Weil der Schmuck, ausser
seiner

seiner eigenthümlichen Schönheit auch als Zeichen derjenigen Eigenschaften gefallen soll, die wir an einem jeden Geschlechte schätzen, alle die innern Gaben und Tugenden soll äusserlich sichtbar machen helfen, die schon in dem übrigen Körperbau eines jeden Geschlechts sichtbar werden. Eine merkliche Disharmonie in dem natürlichen Ausdruck der Geschlechtseigenschaften und den Geberden, Gang, Bekleidung, Manieren ist einem Manne von einigem Geschmacke ein so widerlicher Anblick, daß man ihn beynahe ekelhaft nennen kann.

Auf wie vielerley Art kann aber die körperliche Schönheit schätzbare und liebenswürdige Eigenschaften und Tugenden ausdrücken? Dieser Ausdruck macht, wo er ist, die sittliche Schönheit sichtbar, und verstärkt das Angenehme ihres Eindrucks. Das Erstere werden wir in den bildenden Künsten gewahr, die, wenn sie uns die Eigenschaften der Seele sichtbar machen wollen, durch körperliche Züge, also durch Linien und Flächen zu unsern Augen reden müssen. Sie können uns den Heldengeist des Herkules nur in einem riesenmäßigen Körper, den Stolz der Königin der Götter nur in dem hochgetragenen Haupte und dem herabsehenden Blicke, im Steine oder durch Farben sichtbar machen. Die

sanf=

sanften Bewegungen des Liebreizes, deren Spuren, wenn sie den todten Massen eingedrückt sind, der Einbildungskraft ihren ganzen Gang ausmahlen helfen, die sanft wechselsweise abfallenden und sich hebenden Umrisse des Körpers, das schöne Oval des Kopfes, das auf der Wellenlinie des Mundes schwimmende Lächeln, das sanft ineinanderfliessende Weiß und Roth der Blumen der Gesundheit auf den Wangen, sind natürliche und wesentliche Zeichen von der milden Mischung der Neigungen des Herzens, und seiner Bewegungen, die so sanft in einander fliessen, daß keine davon hervorsticht, keine durch ihre Heftigkeit und durch ihr Hervorbrechen die allgemeine Harmonie beleidigt, und das durchgängige Gleichgewicht zerstört, das zur Tugend so wesentlich gehört.

Acht=

18) Achtzehnte Anmerkung.

(S. 159.)

Ueber die sittliche Schönheit und ihren Ausdruck.

Bey der sittlichen Schönheit kömmt diese Verschiedenheit der Urtheile ebenfalls vor, und sie hat auch eben die Quellen wie die körperliche. Eigentlich ist sie nichts anders als die Tugend, oder die sittliche Vollkommenheit selbst, sofern sie sichtbar wird, und sie unterscheidet sich von der Schönheit überhaupt durch die Beziehung ihres Gegenstandes auf die Freyheit der Seele.

Hier entsteht gleich eine Verschiedenheit der Urtheile aus der Verschiedenheit der Vorstellung von der Tugend oder der menschlichen Vollkommenheit selbst. Das Ideal der Tugend erfordert die übereinstimmendste Erhöhung, die gleichmässigste Zusammenstimmung und Harmonie aller Kräfte der Seele, so wie das Ideal einer tugendhaften Handlung die harmonische Mitwirkung aller Seelenkräfte erfordert. Diese göttliche Harmonie

monie aber, wer kann sie empfinden? Wer kann es empfinden, wie schön es sey, den unternehmenden Muth, den Leidenschaft und Begeisterung befeuret, durch Weisheit und Vorsicht leiten, die Wildheit des Zorns durch den Edelmuth und die Menschlichkeit bezähmen, die Freude von dem Lärmen und der Ausgelassenheit der Bacchanten in den Gränzen der Heiterkeit und des Wohlstandes halten, sie durch Witz würzen, und durch Geselligkeit rührend machen? — Wer? als in dessen Seele bereits die Keime dieser Tugenden sich zu entfalten begonnen haben?

Es giebt also ein gewisses Ideal von Tugend und sittlicher Vollkommenheit, dessen Schönheit zu empfinden aber eine Fähigkeit und Tüchtigkeit in demjenigen erfordert wird, den sie rühren soll. Wenn es nun zwar vergeblich seyn würde, diesem Beurtheiler der sittlichen Schönheit die Richtigkeit seines Geschmacks abzustreiten, ihm vorzuwerfen, daß er Unrecht habe, etwas schön zu finden, das der nicht schön finden kann, der die Bestandtheile der sittlichen Vollkommenheit besser kennt: so kann man doch auch nicht in Abrede seyn, daß es ein Ideal sittlicher Schönheit gebe, und daß die Beurtheilungen der Schönheit desto richtiger, der Geschmack desto reifer sey, je mehr er sich diesem Ideal nähert.

Dür-

Dürfen wir nun nicht sagen, daß es eine allgemeine Regel des Geschmacks auch für die Beurtheilung der sittlichen Schönheit gebe, und daß gleichwohl die Beurtheilungen derselben von einander abweichen können? Daß nur einer Recht habe, und daß man doch keinem Unrecht geben könne, so lange man ihm nicht durch Erweiterung seiner Einsichten und Uebung in ihrem schnellen Gebrauch zur Berichtigung seines Geschmacks die nöthige Tüchtigkeit gegeben hat?

Diese innere Vollkommenheit wird nun empfindbar durch ihren natürlichen Ausdruck, und erhält eine beträchtliche Verstärkung durch ihre wesentlichen Zeichen im Körper. Das verdient etwas genauer aus einander gesetzt zu werden.

Die Handlungen fremder Seelen würden uns ewig unbekannt bleiben, wenn sie nicht durch ihre Einwirkung auf die innere unsichtbare Organisation der Nerven, und deren Fortsetzung bis in die äussern Theile des Körpers sichtbar würde. Diese äussern Bewegungen sind nun in der Seele des Zuschauers auch die fortgesetzten Eindrücke ihrer Handlungen auf das innere Nervengebäude. Durch diese Aehnlichkeit der Mittheilung des Innern durch das Aeussere werden also diese körperlichen

chen Bewegungen die natürlichen Zeichen der Handlungen der Seele und ihres Charakters; sie werden Mittel, die uns in den Stand setzen, in das Innere der Seele zu schauen, uns, wenn wir darin Vollkommenheit empfinden, an ihrem Gange zu ergötzen, ihre Gestalt zu lieben.

So vermehrt die sichtbargewordene Tugend der Seele die Schönheit des Körpers, wenn sie ihm zu der bloß körperlichen, organischen und thierischen noch die Anmuth der sittlichen mittheilt. Das bestätigt die allgemeinste Erfahrung, und darum kann die Bemerkung auch nicht neu seyn. Allein diese Erfahrung bestätigt auch, daß die körperliche Schönheit wiederum die sittliche vermehre. Daß uns Tugend in der Bekleidung eines schönen Körpers noch schöner scheine, ja! daß wir sie in diesem Kleide gewöhnlich zu erblicken glauben, auch wo sie nicht ist, wer hat diese Bemerkung nicht gemacht? Das ist eine Täuschung und zwar immer eine angenehme, obgleich nicht immer eine unschädliche. Worauf beruhet sie aber? —

Auf einer gewissen Vergesellschaftung der Ideen, deren Fallstricken man so schwer entgeht. Die Ideen von schön und gut gesellen sich so leicht zusammen, daß wir, bis auf bessere Belehrung da

innere Güte erwarten, wo wir Schönheit wahrnehmen, und daß uns die Güte immer stärker rührt, wenn wir sie in der Begleitung der Schönheit finden. Da die Zusammengesellung dieser beyden Ideen so allgemein ist: so hält man sie mit Recht nicht bloß für zufällig, man sieht sie als natürlich an.

4.

Vermittelst gewisser allgemeinen Eigenschaften des Gemäßigten, der Ordnung, des Ebenmaßes, der Uebereinstimmung, die in den verschiedenen Gegenständen Eines Sinnes, in den Farben, der Gestalt, Bewegung, — oder in den Gegenständen verschiedener Sinne, in der Gestalt, Bewegung, dem Tone, der Glätte — oder in den Gegenständen des innern und äussern Sinnes, in der Sanftmuth, Würde, Farbe, Gestalt, Bewegung, dem Tone, — empfunden werden, vergesellschaften sich die Empfindungen von einerley Sinne, die Empfindungen mehrerer Sinne und endlich auch die Empfindungen des innern und äussern Sinnes, so wie die Empfindungen des innern Sinnes mit den äussern Bildern, den Farben, Formen und Bewegungen.

Diese allgemeinen Begriffe des Sanften und Rauhen, des Starken und Schwachen, des Gemäßigten, des Ordentlichen, des Uebereinstimmenden u. s. w. sind den Gegenständen z. B. des Gesichts

gemein;

gemein; — wir nennen Farben sanft, rauh, gemäßigt, wir nennen Gestalten so; — sie sind den Gegenständen verschiedener Sinne gemein, — wir hören schwache und starke, rauhe und sanfte Töne, wir sehen solche Farben und Gestalten, wir fühlen solche Oberflächen; — sie sind endlich den Gegenständen der äussern Sinne und des innern Sinnes gemein, — wir lieben ein sanftes Gemüth, so wie wir sanfte Töne, Farben, Gestalten und Oberflächen gern empfinden.

Von solchen allgemeinen Eigenschaften haben alle Sprachen diese Eindrücke und Gegenstände, ihrer Verschiedenheit ungeachtet, einem natürlichen Gesetze zu Folge, mit einerley Namen benannt; und nach eben diesem natürlichen Gesetze erregen sich die Eindrücke ähnlicher Gegenstände aller Sinne, der äussern unter einander, so wie der äussern und des innern gegenseitig; das Sanfte der Farbe und der Züge des Gesichts erregt die Idee des Sanften des Gemüths, und verstärkt also den Eindruck davon zum Vortheil des Letztern; so wie sich die Einbildungskraft einen Unbekannten, dessen Sanftmuth sie kennt, gewiß nie in einem Körper mit scharfen, starkhervorragenden Zügen, noch jähen Bewegungen mahlen wird.

Nach solchen Zusammengesellungen ergänzt sich also die Einbildungskraft das Bild von einem Menschen nach einem Zuge, denkt sich seinen Gang, den Ton seiner Stimme, so wie seine Gesinnungen sanft, wenn sie durch seine sanften Gesichtszüge zu dieser Ergänzung gestimmt wird; so wie sie umgekehrt sich von dem Mann, dessen sanfte Gesinnungen sie aus seinen Handlungen, oder auch wohl nur aus seinen Schriften zu kennen glaubt, ein sanftes Bild mahlt, von sanften Gesichtszügen, sanftem Gange und Tone.

Dieser nämliche Zauber der Einbildungskraft, der vielleicht zu vielen Täuschungen bey den Auslegungen der Physiognomien Anlaß giebt, dieser Zauber ist es, der die Schönheit des Körpers auf die Güte der Sele übertragen und das Wohlgefallen an der Letztern durch das Wohlgefallen an der Erstern verstärken hilft. In dem letzten Falle entspringt aus dem Anschauen dieser göttlichen Harmonie der Güte und der Schönheit das innigste, heiligste, lebhafteste und verständigste Vergnügen, das alle Vergnügen, die der Anblick der unbelebten und vernunftlosen Schönheit gewährt, unendlich übertrift.

Aber wenn diese Harmonie nur erträumt ist — wenn das warme empfindliche Herz das wesenlose Bild seiner Einbildungskraft anbetet; wenn dieses

Bild

Bild der innern Schönheit bloß nach dem Bilde der äussern ist geschaffen worden; wenn sich die Imagination, durch die äussere Schönheit gewonnen, von keiner erfahrnen Vernunft belehrt, den ganzen Gegenstand seiner Liebe, durch einen Blick gestimmt, nach dem Gesetze der Ergänzung ausmahlt; wenn die Schöpferin erträumter Liebenswürdigkeiten das Herz an einen Unwürdigen verräth, wenn es verdachtlos diesem leeren Bilde huldigt, wenn das unglückliche Opfer seiner Empfindlichkeit nicht eher aus seinem süssen Traum erwacht, als bis es durch alle Leiden der getäuschten Liebe geweckt wird! —

Diese Verirrung verdient unser Mitleid; denn nur eine Seele mit schöpferischer Einbildungskraft und empfindlichem Herzen ist ihrer fähig. Sie ist ohne Zweifel die Verirrung einer der schönsten weiblichen Seelen gewesen, deren Herzensgeschichte ich nicht besser als mit den Worten eines jüngst verstorbenen Schriftstellers erzählen kann, dessen feiner Sinn sie zu errathen im Stande war.

„In ihrer (Angelika Kaufmann) Gestalt „und ihren Gemählden, in ihrer Rede und ihrem „Wandel ist überall nur ein Ton herrschend; nemlich „sanfte jungfräuliche Würde. Sie ist jetzt ungefähr „27 Jahr alt, keine vollendete Schönheit, aber

 „den:

„dennoch einnehmend in ihrer Form und in ihrem „ganzen Anstande. Der Charakter ihres Gesichts „gehört zur Gattung, welche Dominichin gemahlt „hat, der in seinen Köpfen den Raphael erreichte: „edel, schüchtern und bedeutend, anziehend und mit„theilend. Man wird sie nirgends flüchtig gewahr, „sondern sie hält den Blick des Beobachters fest, ja „es giebt Augenblicke, wo sie tiefere Eindrücke macht. „Wenn sie vor ihrer Harmonika, Pergolesis Stabat „singt, ihre grossen schmachtenden Augen, pietosi „a riguardar, a muover parchi, gottesdienstlich „aufschlägt, und dann mit unverwandtem Blicke dem „hinströmenden Ausdrucke des Gesanges folgt *), „so wird sie ein begeisterndes Urbild der heiligen Cä„cilia. Welcher Beruf, mein Freund! mit so vie„len Talenten glücklich zu seyn! — Aber Angelika „ist es jetzt nicht. Ihre sichtbare Schwermuth ist „eine Frucht mislungener Liebe, die sich mit einer „unglücklichen, jetzt wieder getrennten Heyrath en„digte. Aller Genuß des Ruhms und des Lebens „wird durch das Leiden des Herzens verbittert.“ **)

Da

*) Im Original steht: mit hinströmendem Blicke dem Ausdrucke u. s. w. Es ist kühn, in einem so vollkommenen Schriftsteller ändern zu wollen. Indeß habe ich es gewagt, durch die angebrachte geringe Versetzung das herrliche Bild nach meiner Meynung zu berichtigen.

**) Sturz Schriften. S. 33.

Da die Schönheit des Menschen aus allen den Elementen der leblosen, organischen, lebendigen, geistigen und sittlichen Schönheit zusammengesetzt ist: so ist es kein Wunder, daß die Urtheile des Geschmacks über sie am meisten von einander abweichen. — Die allgemeinen sowohl als die besondern subjektiven Ursachen, sowohl die allgemeine Verschiedenheit des Geschmacks, die aus der verschiedenen Fähigkeit der Köpfe und ihrer verschiedenen Ausbildung entsteht, als auch die, so aus den besondersten Vergesellschaftungen entspringt, haben hier so viel Gelegenheit ihren Einfluß auf die Urtheile über die Schönheit zu äussern, daß, so allgemein das höchste Gesetz des Geschmacks seyn mag, die Anwendung desselben, wegen der Verschiedenheit dieser mitwirkenden Ursachen, unendlich mannigfaltige Urtheile hervorbringen muß.

19) Neunzehnte Anmerkung.

Um die Grundlosigkeit der Astrologie einzusehen, muß man die Theorie der Zeichen zu Hülfe nehmen, so wie man ohne die Theorie des Nothwendigen nicht beurtheilen kann, ob die Ordnung in der Natur einen verständigen Urheber habe. Die Astronomie

nomie und Naturlehre, die bey der Erfahrung stehen bleiben, können also aus ihren eigenthümlichen Grundsätzen nichts entscheiden. Der Astronom und Naturlehrer haben daher metaphysische Grundsätze nöthig, wenn sie sich von der Nichtigkeit der Astrologie und dem Daseyn eines verständigen Urhebers des Weltgebäudes überzeugen wollen. Das ist die Aehnlichkeit der Fälle, worin sich der Astronom in Ansehung der Sterndeuterey und der Religion befindet. Philokles hat diese Aenlichkeit nur angedeutet, und das war zu seiner Absicht hinreichend; denn er hat so an einem Andern Beyspiele gewiesen, daß die astronomischen Kenntnisse nicht überall zureichen. Eine etwas genauere Entwickelung seiner Gedanken wird das noch einleuchtender machen.

Auf den ersten Anblick scheint die Astronomie ganz allein diese Frage über die Zuläßigkeit der Sterndeuterey entscheiden zu können, ja die Geschichte scheint ihr wirklich die Ehre zuzuerkennen, daß man ihr allein die Belehrung des menschlichen Geschlechts über diesen Theil seines Aberglaubens zu verdanken habe. Die gänzliche Verbannung der astrologischen Thorheiten und eine merkliche Verbesserung der Naturlehre und der Astronomie kommen wirklich am Ende des vorigen Jahrhunderts in Eine Periode zusammen. Aber es ist der Mühe werth, etwas

genauer

genauer zu untersuchen, ob die Astronomie dieses Wunder ganz allein gethan habe.

Der stärkste Grund, worauf die Astronomie den Anspruch auf diese Ehre bauen kann, ist von Philokles angeführt worden. Die physische Astronomie hatte seit Keppler und Newton grosse Schritte gethan, man hatte ein genau zusammenhängendes System von Gesetzen gefunden, und war nun mehr als jemahls überzeugt, daß alle Bewegungen und Stände der himmlischen Körper sich aus allgemeinen und ganz einfachen physischen Gesetzen herleiten lassen, daß sie also natürlich nothwendig seyen, und nicht willkührliche Zeichen gewisser zufälligen Begebenheiten auf einem Planeten des Weltgebäudes seyn können.

So hatte man lange geschlossen; allein die Vertheidiger der Sterndeuterey leugneten die Folge dieses Schlusses. Ich will die Geschichte, wobey diese Frage zum ersten Mahle, so viel mir bekannt ist, in Untersuchung gekommen ist, hier anführen, weil der Schriftsteller, der sie erzählt, mich der Mühe überheben wird, selbst die Sache der Astrologie zu führen. „Dem Perikles, sagt Plu„tarch, *) wurde, wie man erzählt, einstmahls

*) im Leben des Perikles im zweyten Bande der Reiskischen Ausg. S. 597. und nach Schirachs Uebers. 2 B. S. 101.

„von seinem Landgute der Kopf eines Widders mit
„einem einzigen Horne gebracht. Als der Wahr-
„sager Lampo dieses aus der Mitte der Stirn her-
„vorgewachsene harte und starke Horn besahe, so
„sagte er, es werde von den damahls mächtigen
„zweyen Partheyen, des Thucydides und Perikles,
„derjenige Eine die Oberherrschaft erhalten, zu
„welchem dieses Wunderzeichen gebracht sey. Allein
„Anaxogoras ließ den Scheitel zerhauen, und zeigte,
„daß das Gehirn die Hirnschale nicht völlig ausge-
„füllt und wie ein Ey geformt, aus der ganzen
„Schale an denjenigen Ort sich hingesenkt habe,
„wo die Wurzel des Horns entstanden war. Da-
„mahls bewunderten den Anaxagoras alle Anwe-
„sende; bald hernach aber, da Thucydides ver-
„bannt wurde und die Verwaltung aller Geschäfte
„des Staats in des Perikles Händen war, wurde
„der Wahrsager Lampo bewundert. Nach meiner
„Meynung hatte sowohl der Naturlehrer als der
„Wahrsager Recht: Der Eine wußte den Grund,
„der Andere die Bestimmung der Sache geschickt
„anzugeben. Die Pflicht des Einen war, zu un-
„tersuchen, woher die Sache käme, die Pflicht des
„Andern, vorherzusagen, weswegen die Sache ge-
„schehen sey, und was sie anzeige. Wer aber be-
„hauptet, daß durch die Erfindung der Ursach die
„Vorbedeutung aufgehoben sey, der bedenkt nicht,
„daß

„daß er mit Aufhebung der göttlichen Andeutungen, „auch die aufhebe, die durch die Kunst geschehen, „dergleichen das anzeigende Zusammenschlagen der „Wurfscheiben, die Lanternen, die Sonnenuhren „sind, davon jedes seine Ursach und Zubereitung „hat, und doch etwas anzeigt."

Tycho, dem wir einen so beträchtlichen Theil unserer Kenntnisse des Weltgebäudes zu danken haben, — Tycho, der dem Keppler mit seinen Beobachtungen, so zu sagen, in die Hände arbeitete, und aus dessen sorgfältigen und genauen Entdeckungen dieser grosse Deutsche seine allgemeinen Gesetze berechnete — Dieser Tycho hielt eine Vertheidigungsrede für die Astrologie auf der Universität zu Koppenhagen, *) und in dieser Rede ließ er den Einwurf, den man gegen die Astronomie aus der Regelmäßigkeit des Weltgebäudes hernahm, nicht unberührt. Er leugnet diese Regelmäßigkeit keinesweges, er behauptet vielmehr, je ordentlicher und regelmäßiger die Erscheinungen des Himmels sind, desto mehr müsse man annehmen, daß sie von dem Urheber der Welt bestimmt seyn, die gewöhnlichen Veränderungen auf der Erde anzukündigen. Diese Kraft haben sie vom Anbeginn der Welt erhalten, dazu seyen sie vom Anfange der Dinge

*) Oratio de disciplinis mathematicis. 1574.

Dinge in solche Folge gebracht, und nach solchen Gesetzen geordnet worden.

So große Fortschritte also die Astronomie machte, so hatte sie doch noch immer die Astrologie zu ihrer Seite; ja, zur Beschämung des Menschen muß man bemerken, daß sie die Tochter der Astrologie ist, daß das gewöhnlichste Interesse warum der Mensch nach dem Himmel blickte, und sich um desselben Gesetzbuch bekümmerte, die Begierde war, darin sein Schicksal zu lesen. Aber wir müssen auch hier die Güte und Weisheit der Vorsehung bewundern, die durch das Interesse seiner körperlichen Angelegenheiten die himmlische Begierde zu wissen in dem schwachen Sterblichen erregt, ihn auf überirrdische Vergnügen aufmerksam macht, und so zum Geschmack an höhern Gütern an den Seilen der sinnlichen Bedürfnisse führt. Noch der berühmte Dominikus Caßini hatte seine glorreiche astronomische Laufbahn mit der Astrologie angefangen *).

So weit war noch immer die Astronomie mit ihrer unächten Schwester Hand in Hand gegangen; auf einmahl aber sehen wir die letztere verschwinden. War es die Erstere, die sie vertilgt hatte? Warum erhielt sie diesen Sieg nicht früher, da sie schon

*) S. *Fontenelle* Eloge de Caſſini.

schon die nämlichen Waffen dazu hatte? So sehr der Wachsthum der Astronomie diese Veränderung mag zubereitet haben: so mußte sie doch eine philosophische Untersuchung vollenden. Ein Mann, dem wenig mathematische Künste zu Hülfe kamen, Bayle in seinen Betrachtungen über die Kometen gab ohne Zweifel der Astrologie den letzten Schlag.

Sein vornehmstes Argument gegen diese Kunst des Aberglaubens war aus der Unschicklichkeit ihrer Zeichen hergenommen. Wenn diese Zeichen, sagte er, ihres Urhebers sollen würdig seyn: so müssen sie nicht allein so viel Zuverläßigkeit haben, daß sie sich leicht können verstehen lassen, sie müssen auch zu einem vernünftigen und nützlichen Zwecke gebraucht werden. Beyde Erfordernisse sucht man vergebens bey der Schrift, worin der Schöpfer die Schicksale der Menschen an dem Firmamente soll verkündigt haben.

Worauf gründen sich die Auslegungsregeln der Sterndeuterey? wo ist die Verabredung zwischen dem Urheber dieser Schrift und denen, die sie lesen sollen? — Alles aber was man für die natürliche Bedeutung ihrer Zeichen anführen kann, bestehet in grundlosen, entfernten und zufälligen Aehnlichkeiten von ungefähr zusammentreffender Begebenheiten

am

am Himmel und auf der Erde, warum sollen also die Erstern Zeichen von den Letztern seyn, und, da so viel Begebenheiten auf der Erde zugleich sich ereignen, von welchen sollen sie Zeichen seyn? Ehe auch die Auslegungskunst der Vorbedeutungen zu einer menschlichen Wissenschaft gediehen war, mußte man sich, um ihren Sinn zu erfahren, an die Götter und ihre Orakel wenden. Als sie endlich anfing, eine Wissenschaft zu werden, auf welche elende Gründe bauete man da die Auslegungen! „Die Egypter — sagt Herodot (II. 76.) — „haben mehr Zeichen zukünftiger Dinge erfunden, „als andere Menschen. Denn wenn ein Zeichen „geschieht, so schreiben sie auf, was darauf erfolgt „sey: und wenn hernach dergleichen wieder ge„schieht, so wird ihrer Meinung nach wieder das „Nämliche darauf erfolgen.“ Mit der Zeit suchte man erst diese Erfolge aus der Natur und dem Einfluß der vorbedeutenden Körper und ihrer Aspekten zu erklären.

Allein diese Eigenschaften der himmlischen Körper selbst, deren Einflüsse man ihre Vorbedeutungskraft zuschreibt, sind nichts als die Erdichtungen einer ausschweifenden Einbildungskraft. Nichts als eine zufällige Ideenverbindung hat einfältige Menschen veranlaßt, sie ihnen beyzulegen. Weil sie zufälli-

zufälliger Weise die Namen der heidnischen Gottheiten tragen, so hat man ihnen Eigenschaften und Wirkungen beygelegt, die den Charakteren dieser Gottheiten ähnlich sind. Das ist eine ganz bekannte Quelle vieler astrologischen Deutungen.

Ich kann aber noch eine andere anführen, die weniger bekannt, aber eben so fruchtbar ist. Man bedient sich in der Chymie der Planetennamen zur Benennung der Metalle, man nennt das Eisen Mars, das Bley Saturn u. s. w. Dieser chymischen Sprache zu Folge legt man ferner den Planeten Eigenschaften und Wirkungen bey, die den Eigenschaften der Metalle entsprechen, deren Namen sie führen. Es ist zwar etwas ausser dem Wege meiner gegenwärtigen Untersuchungen, ich kann doch aber der Versuchung nicht widerstehen, den Ursprung dieser chymischen Zeichen mit wenigen Worten anzuzeigen, weil ich hoffe, daß die Entdeckung desselben die astrologischen Deutungen noch mehr in ihrer Schwäche zeigen werde.

In dem zwölften Jahrhundert fingen einige christliche Gelehrte an, etwas von astronomischen Kenntnissen von den Arabern nach Hause zu bringen, und unter diesen dürftigen Kenntnissen war auch die Idee von dem was sie ein Astrolabium

nannten,

nannten, oder einer Maschine, welche einigermassen unser Planetensystem vorstellte. Die Planeten waren durch die verschiedenen Metalle unterschieden, aus denen sie gemacht waren, die Sonne war golden, der Mond silbern, Mars von Eisen u. s. w. Diese Einrichtung mag nun bereits durch frühere Vorurtheile von den Eigenschaften der Planeten veranlaßt seyn, oder sie mag bloß das Werk eines zufälligen Einfalls des Künstlers seyn, in beyden Fällen sieht man, wie wenig sichere Gründe die Astrologie für ihre Deutungen anführen könne, und wie ungewiß also ihre Auslegungen seyen, die aus solchen Quellen fliessen.

Die andere Eigenschaft, die Zeichen haben müssen, deren sich ein weises und gütiges Wesen bedienen kann, ist die: sie müssen nützlich seyn, sie müssen diejenigen, die sie deuten sollen, glücklicher und tugendhafter machen. Die Nothwendigkeit dieser Eigenschaft haben die vernünftigsten unter den verblendeten Vertheidigern der Astrologie selbst erkannt; ja einer unter ihnen, gewiß der scharfsinnigste, Tycho de Brahe bauet auf die Wahrheit, daß die Gestirne des Himmels zu dem Glück der Bewohner der Erde beytragen müssen, den besten Theil der Vertheidigung seiner Kunst. Sie würden, meynt er, keinen Nutzen haben, wenn die

die Erde nicht durch den Himmel regiert würde, wenn der Himmel nicht das Buch wäre, worin die ganze Geschichte der Erde geschrieben steht.

Die Wahrheit, die bey diesem Schlusse zum Grunde liegt, die aber eine philosophische Wahrheit ist, daß das Leblose zum Besten der Lebendigen da sey, gehört zu den unleugbarsten. Man kann daher kaum absehen, was man zu einer Zeit, da man die Erde für den einzigen bewohnten Planeten hielt, der Bündigkeit dieses Schlusses habe entgegen setzen können. Wenn man aber nun die Geschichte fragte, wie der Regierer des Weltalls seine Absicht, die Erdbewohner durch die himmlischen Zeichen tugendhafter und glücklicher zu machen, erreicht habe: so fand sich, daß die höchste Weisheit ein Mittel gewählt, mit dem ihr ihre besten Absichten von jeher fehlgeschlagen waren. Denn was waren von jeher die Wirkungen dieser Vorbedeutungen gewesen? — Anstatt der moralischen Besserung, die sie hätten hervorbringen müssen, wenn sie die Glückseligkeit des Menschen befördern sollten, hatten die armen betrognen Sterblichen von jeher, bey dem Anblicke einer vermeynten Vorbedeutung am Himmel, nur immer zu allen, oft grausamen, allzeit aber thörichten Ausschweifungen des Aberglaubens gegriffen; ein jeder hatte

den Zorn seiner Gottheit durch Opfer, Wallfahrten, Messen, Weihungen, Reliquienverehrung und andere ähnliche Mittel abzuwenden gesucht, und die Masse der öffentlichen sowohl als besondern Glückseligkeit war mehr vermindert als vermehrt worden.

Diese Betrachtungen brachten endlich die Astrologie um den letzten Rest ihres Ansehens; aber sie waren alle aus der bloß philosophischen Theorie einer vernünftigen Auslegungskunst hergenommen. Philokles bereitet daher nicht ohne Grund seinen Freund durch dieses Beyspiel vor, die Unzulänglichkeit der mathematischen Grundsätze auch in der Religion zu erkennen.

Zwan-

20) Zwanzigste Anmerkung.

Ueber die Ordnung in dem Weltall.

Der Astronom und Naturforscher entdeckt also Ordnung in dem Weltall. Ist diese aber ein Werk des Zufalls, der unbedingten Nothwendigkeit, oder der Weisheit? Diese Frage zu beantworten, brauchen beyde philosophische Grundsätze.

Daß sie nicht das Werk des blinden Zufalls seyn könne, davon hat Philokles, wie es scheint, einen Beweis geführt, der den aufrichtigen Forscher der Wahrheit befriedigen kann. Allein es ist hier noch eine andere Klippe zu vermeiden, man könnte nämlich die Ordnung des Weltalls für ein Werk der unbedingten Nothwendigkeit halten. Vor dieser Klippe hat Hume gewarnt, aber um uns an seiner Klippe des blinden Zufalls scheitern zu sehen. Er führt die Ordnung in gewissen Zahlengebäuden an, zum Beyspiele die Producte, welche durch die Multiplikation der Zahl Neun entstehen, deren einzelne Ziffern, wenn sie zusammen

addirt werdeu, alle wieder die Summe von Neun oder dessen Vielfache geben, als 18, 27, 36, 45, u. s. w. Eine solche Ordnung ist allerdings eine nothwendige. Es giebt also auch unbedingt nothwendige Ordnungen. Diese Wahrheit ist aber so wenig neu, daß sie vielmehr längst von den Weltweisen bey ihren Betrachtungen über die Ordnung des Weltalls ist angemerkt worden. Wolf führt die Progressionen überhaupt als Beyspiele unbedingt nothwendiger Ordnungen an, um den Beweis von dem Daseyn Gottes aus der Ordnung der Welt zu berichtigen, und zu zeigen, wie nöthig es sey, daß man erst die Zufälligkeit der Ordnung in der Welt beweise, ehe man daraus auf das Daseyn eines ordnenden Verstandes schliessen könne. Niemand aber hat die Eigenschaften der nothwendigen Ordnungen vollständiger entdeckt und aus einander gesetzt, als Lambert. Dieser tiefsinnige Weltweise bemerkte nähmlich, daß es Zahlenreihen gebe, deren Glieder so auf einander folgten, daß ihre Folge das Werk eines blinden Zufalls schiene, ungeachtet sie wirklich nothwendig wäre. In der Zahlreihe z. B. welche, wenn sie bis ins Unendliche fortgesetzt wird, die Peripherie des Zirkels ausdruckt, dessen Durchmesser 1 ist: 3, 141592, 653589, 793238, u. s. w. läßt sich nicht die geringste Ordnung in der Folge der Zahlen entdecken,

sie

sie scheinen alle durch den Zufall hingeworfen zu seyn, ob gleich eine jede ihren Ort nothwendig einnimmt.

Aus diesen Beyspielen läßt sich abnehmen, daß es Folgen gebe, die nothwendig sind, und die dennoch demjenigen, was dem Zufalle am leichtesten möglich ist, einer Folge ohne Ordnung, vollkommen ähnlich sehen. Diese Folgen müssen uns nähmlich so lange unordentlich und also ein Werk des blinden Zufalls scheinen, als wir die Gesetze ihrer Ordnung noch nicht entdeckt haben. Nun kömmt es darauf an, ob diese Gesetze selbst schlechterdings nothwendig, oder ob sie an sich zufällig sind. Das Erstere werden sie seyn, wenn der Grund derselben zu dem Begriffe des Dinges gehöret, oder nothwendig aus demselben folgt; das letztere hingegen, wenn der Grund nicht zu dem Begriffe gehört, noch nothwendig aus demselben folgt; in diesem Falle wird die Ordnung nur bedingt nothwendig seyn. Es ist aber augenscheinlich, daß diese bedingte Nothwendigkeit allerdings eine Wahl zulasse, die Wahl nähmlich desjenigen Gesetzes, wonach man die Folge ordnen will.

Es ist unleugbar, daß es Ordnungen von beyderley Art gebe. In der angeführten Zahlenreihe,

welche das Verhältniß des Umkreises zum Durchmesser des Zirkels ausdruckt, ist die Ordnung der Zahlen schlechterdings nothwendig, weil das Gesetz, wonach sie geordnet sind, aus dem Begriffe des Zirkels fließt. In den Umläufen der himmlischen Körper hingegen beruhet die Ordnung auf dem Gesetze, dem die anziehenden Kräfte folgen. Die Bewegung dieser Körper in elliptischen Bahnen ist aus der Bewegung zu einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte, und einer andern Bewegung zusammengesetzt, deren Richtungen einen Winkel zusammen ausmachen. Für die erstere von diesen Bewegungen sind unendlich mannichfaltige Grade der Geschwindigkeit möglich; so wie die fallenden Körper auf unserer Erde in dem ersten Augenblicke ihres Falles mehr oder weniger Raum als funfzehn Fuß durchlaufen könnten; und wenn die Himmelskörper vermöge ihrer Trägheit in der andern fortfahren, so mußten sie doch, vermöge eben dieser Trägheit erst in diese Bewegung versetzt werden. Dann konnten sie nach Richtungen bewegt werden, die mit der Richtung der anziehenden Kraft auf unendlich verschiedene Art verschiedene Winkel machten, und mit einer Geschwindigkeit, die mit der verschiedenen Geschwindigkeit, womit sie die anziehende Kraft bewegt, Umlaufsbahnen von unendlich verschiedener Art, kreisförmig, elliptisch, parabo-

lisch mit allen Zwischengraden derselben bildete. Nichts von allem diesen folgt aus dem Wesen des Körpers.

Wenn nun am Ende die Bestimmung der Bewegungskraft der Körper in der Einschränkung der ursprünglichen Kraft ihrer Grundtheile muß gesucht werden, und die Schranken dieser Grundtheile oder der bestimmte Grad ihrer Kraft nicht durch ihr Wesen bestimmt wird: so muß derselbe, nebst allem, was daraus fließt, ein Gegenstand der Wahl, und die Ordnung des Weltgebäudes, die durch ein solches willkührliches Gesetz bestimmt wird, nur eine bedingte Nothwendigkeit haben.

Wir können also Humen zugeben, daß es schlechterdings nothwendige Arten von Ordnungen gebe; allein wir müssen auch gestehen, daß, so ein tiefsinniges und mathematisches Ansehen er den Einwürfen seines Philo giebt, er doch gar nicht tief in die Natur der Nothwendigkeit, die in den Zahlenreihen Statt findet, eingedrungen sey. Denn sonst müßte er bemerkt haben, daß sie von ganz anderer Art sey, als diejenige, die wir in der Ordnung des Weltgebäudes entdecken. Diese ist ein Werk der Wahl, und wenn uns die Erfahrung, in so unendlich vielen Fällen, die Absichten und Be-

wegungsgründe, die diese Wahl haben bestimmen können, vor die Augen bringt: so bleibt nun noch die Ordnung übrig, die ein Werk der Weisheit ist, und uns auf die Anbetung eines verständigen und gütigen Urhebers der Natur führt. Hat einmahl unser Verstand die Richtung erhalten, die Nutzen der Dinge in der Welt, und ihre Beziehungen auf einander als Absichten und Mittel anzusehen, dann werden wir für unsern Verstand mit jedem Schritte in der Betrachtung der Natur neue Verstärkung seiner Ueberzeugung von dem Daseyn eines weisen Urhebers derselben, so wie für unser Herz immer neue Nahrung des Vergnügens, das uns die Liebe und Verehrung dieses weisen Urhebers verschaft, erhalten können.

21) Ein und zwanzigste Anmerkung.

Ueber das Böse in der Welt.

Philokles bleibt bey einer ganz allgemeinen Uebersicht der Verbindungen der Materie stehen, in welchen sie sich zuletzt zu der Absicht vereinigt, den lebendigen Wesen zu Werkzeugen der Erhaltung, der Wirksamkeit und des Wohlseyns zu dienen. Das kann zu seinem Zwecke hinreichen. Allein da noch vor kurzer Zeit die alten Einwürfe gegen eine solche Einrichtung der Natur sind erneuert worden: so ist es vielleicht nicht überflüssig, die vornehmsten Gründe, die sich zur Behauptung derselben anführen lassen, kurz zusammen zu fassen.

Unvollständige Begriffe von Glückseligkeit, Wohlseyn und moralischer Vollkommenheit haben einige Verehrer einer Gottheit verleitet, die Güte gegen ihr Werk nicht als den einzigen Bewegungsgrund der Hervorbringung desselben anzunehmen. Indem sie zu bemerken glaubten, daß es unter dem Erschaffenen empfindliche Wesen gebe, die zum Elend gemacht wären, die also nicht als Gegen-

stände der göttlichen Güte könnten angesehen werden: so glaubten sie annehmen zu müssen, daß diese Unglücklichen bloß Gegenstände einer Gerechtigkeit seyn, die mit der Güte nichts gemein habe.

Aus einer genaueren Untersuchung dieser sittlichen Eigenschaften ergab sich aber, daß die Gerechtigkeit nichts anders als ein Ausfluß der Güte sey, daß also eine Gerechtigkeit, die des besten Wesens würdig seyn sollte, den Grundsätzen der Güte nicht entgegen handeln dürfe. Eine vernünftigere Theorie eines so wichtigen Theils der Gesetzgebenden Klugheit, als die Strafgerechtigkeit ist, zeigte auch, daß diese beyden Eigenschaften sich wohl vereinigen lassen, indem man bald fand, daß die Strafübel, durch ihre bessernde und exemplarische Kraft, zu Mitteln der allgemeinen und besondern Glückseligkeit werden könnten.

Man mußte also dabey stehen bleiben: daß Güte der einzige Bewegungsgrund der Hervorbringung des Erschaffenen sey. Um nun den Beweis dieser Eigenschaft des Weltschöpfers so zu führen, daß er gegen alle Einwürfe, die dagegen aus der Erfahrung könnten gemacht werden, befriedigend sey, hat man verschiedene Wege gesucht.

Einige

Einige meynten zwar, sobald der Beweis einmahl geführt sey: so brauche man sich auf die Einwürfe weiter nicht einzulassen; denn alle Schwierigkeiten, die man gegen eine einmahl erwiesene allgemeine Wahrheit machen kann, könnten ihn doch nicht umstossen. — Allein wenn diese allgemeine Wahrheit durch Induktion soll erwiesen werden: alsdann wenigstens dürfen, nach den Regeln einer gesunden Vernunftlehre, ihr keine besondern Fälle entgegen stehen, wofern man dem Schlußsatze nicht eine Allgemeinheit geben will, die aus den Beweisgründen nicht folgt.

Diejenigen, welche die Stärke dieser Bemerkung fühlten, glaubten sich einen geräumigern Grund gegen die Bestreiter der göttlichen Güte zu verschaffen, wenn sie ihren Beweis bloß auf das Uebergewicht des Guten in der Welt bauten, welches sie so groß annahmen, daß das Uebel dagegen nicht in Betrachtung kommen könnte. Durch diese Wendung hatten sie sich auf der einen Seite den Beweis freylich erleichtert, indem sie nun nicht mehr so viel zu beweisen hatten; allein auf der andern Seite, blieb es noch immer schwer, das Wenige selbst zu beweisen. Denn wie will man sich von dem Uebergewicht des Guten versichern, wenn man beydes das Gute und das Uebel nicht in eine ge-

naue

naue Summe bringen kann? Dazu aber wird gehören, daß ein jeder des Andern Glückseligkeit und Wohl richtig und genau schätzen könne. Die Glückseligkeit beruht auf der innern Empfindung; sie bloß nach den äußern Zeichen und Mitteln schätzen, ist so gut, als sie gar nicht schätzen. Wir müßten also, wenn wir den Grad der Glückseligkeit anderer Menschen richtig schätzen wollten, einen allgemeinen Maaßstab derselben haben, den Grad ihrer Empfindlichkeit, ihre Urtheile und Einsichten, ihre Gemüthsstimmung, ihre Wünsche und Bedürfnisse genau kennen, kurz, wir müßten statt ihrer empfinden.

Es giebt noch einen andern Weg, die Regierung Gottes über die Welt zu retten, auf den ebenfalls die Erfahrung zu führen schien. Eine geringe Aufmerksamkeit auf die Einrichtung der Welt, entdeckte bald eine gewisse Gleichförmigkeit, eine gewisse beständige Ordnung in der Folge ihrer Veränderungen. Diese Gleichförmigkeit der Handlungsweise, die aus der standhaften Befolgung gewisser Maaßregeln und Gesetze entsteht, ist allerdings ein nothwendiges Stück eines weisen und gesetzten Characters, der sich nicht gleich durch einige Unbequemlichkeiten in der Befolgung solcher Maaßregeln irre machen läßt, die er einmal gewählt hat.

Man

Man glaubte also, die Regierung Gottes in Ansehung der Uebel in der Welt gerechtfertigt zu haben, wenn man gezeigt hatte, daß diese Uebel bloße Unbequemlichkeiten seyen, welchen die Weisheit nicht anders ausweichen könne, als wenn sie von den allgemeinen Gesetzen abgienge, die sie einmahl festgesetzt hat.

Allein es fällt leicht in die Augen, daß eine solche Regierung nach allemeinen Gesetzen, der Weisheit nur alsdann anständig sey, wenn die Kräfte, deren Wirksamkeit nach solchen Gesetzen aufgespannt ist, auf diesem Wege zu einem schätzbaren Zwecke, zu überwiegender Glückseligkeit arbeiten. Einer der neuesten englischen Schriftsteller *) hat diesen Theil des Beweises der Güte Gottes aus der Erfahrung zu ergänzen gesucht, und zum Theil glücklich ergänzt. Seine Gründe für die Abzweckung der allgemeinen und besondern Einrichtung der Dinge zum Wohlseyn und zur Glückseligkeit sind allerdings überzeugend. Die Einrichtung der Körperwelt

*) Divine Benevolence asserted and vindicated from the Objections of ancient and modern sceptiks. By *Thomas Balguy* D. D. Archdeacon of Winchester London. 1781. 8. Obgleich diese Schrift zunächst Wollastons Einwürfen entgegengesetzt ist: so kann sie doch auch gegen David Hume gebraucht werden, auf den der Verfasser, wie aus der Anmerkung S. 14. erhellet, ebenfalls Rücksicht genommen hat.

perwelt sowohl, ihre allgemeinen Gesetze, ihre Bildung zu der Erhaltung, der Bequemlichkeit und dem Vergnügen, als auch die Kräfte der empfindenden und verständigen Wesen, die Gesetze, wonach sie wirken, alles dieses ist so beschaffen, daß darin eine Abzweckung zum Wohlseyn und zur Glückseligkeit unleugbar ist. Mit diesem Guten, das sie wirken, ist zwar auch manches Uebel zufällig aber unzertrennlich verknüpft; allein um dieses zufälligen Uebels willen kann der Weltregierer weder seine allgemeinen Gesetze aufgeben, noch von ihnen durch eine unmittelbare Einwirkung eine Ausnahme machen.

Aus dieser Anzeige des Inhalts einer sehr schätzbaren Schrift, siehet man doch schon, so kurz sie ist, daß ihr Verfasser das System der Weltregierung nach allgemeinen Gesetzen um einen Schritt weiter gebracht hat, und zwar um einen sehr wichtigen. Es kann für die Beruhigung des Gemüths in die Regierungsmaximen des Weltregierers unmöglich gleichgültig seyn, daß man wisse, diese Maximen werden nicht bloß wegen ihrer Allgemeinheit, sondern wegen ihrer eigenthümlichen Vortreflichkeit befolgt; die höhern und niedrigern Gesetze, wonach alle Arten der Weltkräfte wirken, werden nicht bloß beobachtet, weil sie allgemein

sind,

sind, sondern weil die Weltkräfte, wenn sie ihnen gehorchen, am meisten zum Besten des Ganzen wirken. Eine genauere Uebersicht der vornehmsten Arten der Kräfte auf Erfahrung gegründet, wenn sie zu dem Resultate führt, daß die Wirkungsart dieser Kräfte zu lauter Glückseligkeit abzielt, und daß die Unvollkommenheiten, welche ihre Wirkungen begleiten, etwas zufälliges sind, das aber nicht von ihnen getrennt werden kann, — eine solche Uebersicht ist gewiß ein schätzbarer Beytrag zu der richtigern Beurtheilung der Einrichtung des Weltalls.

Die Einrichtung des Menschen selbst ist augenscheinlich so beschaffen, daß sie auf Leben, Erhaltung und Vergnügen abzielt. Dazu ist sein Körper zart, beweglich, empfindlich. Aber eben diese Zartheit, Beweglichkeit, Empfindlichkeit ist auch die Quelle seiner Zerstörbarkeit und vieler schmerzhaften Empfindungen; doch, sagt Balguy, nur zufälliger Weise.

Eben so ist dem Menschen die Einrichtung der übrigen Körperwelt vortheilhaft; die Sonne verschaft ihm die erquickende Empfindung des Lichts, das von ihr ausfließt, und das entzückende Schauspiel der Natur sichtbar macht. Ihr schöpferischer

Strahl

Strahl kocht den Saft der Traube, der seine Zunge ergözt, entfaltet die Rose und die Nelke, daß er ihren angenehmen Wohlgeruch einathme. Ihre milde Wärme erhält die Flüssigkeit der Elemente, befruchtet seine Felder, und erquickt mit ihrem wohlthätigen Einflusse seine Glieder. Aber eben dieser Quell von unendlich vielem Guten erzeugt auch die Gifte, versengt die Saaten, und brennt den lechzenden Wandrer, weil ihre erwärmende Kraft dem nothwendigen Gesetz ihrer Austheilung in dem Raume, dem umgekehrten Verhältniß des Quadrats der Entfernungen, folgt. Lauter Einrichtungen also, die wir, weil sie zu den besten Zwecken abzielen, gut nennen, ungeachtet sie auch bisweilen schädliche Wirkungen hervorbringen, die sie eben so nothwendig begleiten, als die guten.

Könnten wir aber nicht das Gute dieser Einrichtungen haben, ohne das Böse, das ihnen, nach Balguys Ausdrucke, zufällig anklebt? Könnte der Schöpfer nicht unserm Körper seine Empfindlichkeit seine Beweglichkeit und Zartheit lassen, wenn sie eine Quelle von Wohl und Vergnügen ist, und sie nur so lange aufheben, als sie eine Quelle der Zerstörung und des Schmerzens seyn würde? Könnte die Sonne nicht ihre erwärmende Kraft ununterbrochen behalten, könnte sie nicht dem Gesetze

setze der Ausbreitung ihres Lichts und ihrer Wärme überlassen werden, so lange es wohlthätig ist; könnte nicht beydes unterbrochen werden, sobald es schädlich zu seyn begänne? Gesetzt, daß das nicht anders als durch eine unmittelbare Darzwischenkunft des Urhebers des Weltalls geschehen könnte; sobald diese Darzwischenkunft vortheilhaft wäre: so müßte sich ein gütiges Wesen derselben nicht entziehen.

Balguy weiß hierauf nichts zu antworten, als: „Ohne die sichtbare Einförmigkeit der Gesetze „und Wirkungsart der Naturkräfte würde dem „Menschen keine Gelegenheit zur Erwerbung und „Anwendung seiner Geschicklichkeit, und kein Be„wegungsgrund zur Thätigkeit übrig bleiben." Die Geschicklichkeit, womit wir zu unserer Erhaltung und zur Beförderung unsers Wohls mitwirken können, setzt die Kenntnisse der Naturkräfte, ihrer Gesetze und Wirkungsart voraus, die wir aus der Gleichförmigkeit ihrer Wirkungen kennen, und von denen wir, um eben dieser Gleichförmigkeit willen, ähnliche Wirkungen erwarten. Diese Gleichförmigkeit der Wirkungen würde wegfallen,

wenn sie alle Augenblicke durch unmittelbares Eingreifen in die Weltmaschine gestört würde, man würde sich keine allgemeinen Gesetze abmerken können, oder vielmehr, es würde keine Naturgesetze geben.

Eben so wenig würde es Bewegungsgründe geben, wodurch die Thätigkeit des Menschen in Bewegung gesetzt würde. Da der gewünschte Erfolg nicht ausbleiben kann, sollte er auch durch eine geheime Einwirkung des Schöpfers der Natur hervorgebracht werden: so kann der Mensch die Hände in den Schooß legen, und dem Gange der Dinge geruhig zusehen. Was sollte ihn nöthigen, den wilden Wogen der Gewässer durch mühsame Arbeit Dämme entgegen zu setzen, damit sie nicht auf seinen Feldern daher rauschen, seine Saaten ersäufen, und seine Wohnungen wegschwemmen? Er weiß, daß die Gewässer sich nicht ergiessen, daß die Druckkraft des Wassers werde aufgehoben werden, sobald es den äussersten Saum seines Ufers erreicht haben wird.

Diese

Diese Gründe für die Erhaltung der allgemeinen Naturgesetze würden vollkommen befriedigend seyn, wenn sie nur zu der Allgemeinheit erhöhet wären, wozu sie der englische Philosoph zu erhöhen versäumt hat. Ich will von dem Punkte ausgehen, wo er die Untersuchung gelassen hat; denn es läßt sich hoffen, daß sich auf diesem Wege die allgemeinste und befriedigendste Auflösung der Frage über die Zulassung des Uebels in der Welt finden werde.

Die beyden Hauptsätze, die in der Antwort des englischen Schriftstellers liegen, sind diese:

1) Gott hat die Einrichtung der Natur und ihrer Gesetze gewählt wegen des Guten, das durch sie gewirkt wird.

2) Das Böse, welches nebenher und zufälliger Weise durch sie entsteht, hat er, wegen eines andern Guten, das sonst hätte aufgegeben werden müssen, nicht hindern wollen.

Es ist also ein Uebel zugelassen, um eines Gutes willen, das sonst nicht hätte können erhalten werden. Dieser Gedanke, daß Anstrengung, Mühe, Sorge, schwere Arbeit, Schmerz, Kummer und alle anderen Uebel empfindlicher Wesen Quellen des Wohls und der Vollkommenheit werden können, wird zwar in vielen Fällen durch die Erfahrung bestätigt; aber höchstens nur in vielen, bey weitem nicht in allen.

Die Erfahrung, wobey der englische Philosoph stehen bleibt, hilft uns hier also nicht ganz aus. Es bleibt noch immer nicht wenig Mühe und Ungemach übrig, dessen Abzweckung zu einem grössern Wohl sich nicht angeben läßt. In den meisten Fällen ist dieses Wohl, zu dessen Erhaltung ich arbeite und leide, ein fremdes; meine Arbeit und mein Leiden ist Aufopferung. Die Begeisterung der Tugend kann zwar die grosse Seele des Weisen zu einer solchen Höhe des Selbstvergessens emporheben, daß er mit einem M. Aurelius denken kann: „Was der Welt vortheilhaft ist, das „ist auch mir vortheilhaft. Nichts ist mir zu

„früh

„früh oder zu spät, was dem Wohl des menschli„chen Geschlechtes angemessen ist; — wer zum „Besten der Stadt des Cecrops handeln kann, „der wird noch schicklicher handeln, wenn er die „Stadt Gottes an ihre Stelle setzt.“

Allein, wer sich dieser Begeisterung nicht fähig fühlt, ja selbst der Weise, wenn die Stunden der Begeisterung vorüber sind, wird sich wollen davon Rechenschaft geben: „Wie das Beste des „Ganzen auch sein Bestes sey?“ Wenn der Erstere genauer nachforscht, und der Andere aufrichtig seyn will: so werden sie gestehen müssen, daß sie mit der Erfahrung nicht weiter kommen, als: das Uebel des Theils gereicht oft dem Ganzen zum Besten. Von diesem Gedanken ist aber noch ein weiter Weg zu dem Gedanken, daß das Beste des Ganzen das Beste eines jeden, auch des aufgeopferten, Theils sey.

Bey diesem Troste: Das Beste des Ganzen entsteht aus dem Uebel des Theils, war Pope in seinem Versuche über den Menschen

stehen geblieben. Auch hatte er seinen Zweck verfehlt; man bemerkte mit Recht, daß bey dieser Einrichtung der Dinge, wenn es wirklich die Einrichtung der Stadt Gottes wäre, die Tugend eben so wenig einen Sporn zu ihren Aufopferungen haben würde, als sich mit allen Blumen der Popischen Poesie die Thränen des Leidenden abtrocknen liessen.

Die Lücke in diesem System konnte also nicht anders ausgefüllt werden, als wenn man noch hinzufügte: daß die Arbeit und das Leiden des Theiles, wodurch er dem Ganzen nützlich wird, auch ihm selbst vortheilhaft sey. Davon kann uns nun die Erfahrung nicht überzeugen, die, da sie nur das wenigste von allen Verbindungen in dem Weltall wahrnimmt, nicht selten der entgegengesetzten Erwartung günstig ist. Allein eben die Kurzsichtigkeit verdeckt uns den grösten Theil des Reiches der Natur, warum sollte sie uns im Reiche der Gnaden mehr sehen lassen?

Hier würde uns also die Wissenschaft ohne Trost verlassen, wenn uns nicht die Vernunft allein, da wo die Erfahrung uns nicht mehr leiten kann, an ihrer wohlthätigen Hand, in die überirrdischen Gegenden des Lichts führte; wenn Sie uns nicht den Weltregierer in seiner herrlichen, liebevollen Macht zeigte. Da nur die reine Vernunft sich das unsichtbare Bild des höchsten Wesens zusammendenken kann: so kann sie nur allein in diesem Bilde die vollkommensten Handlungsmaximen dieses grossen Urhebers aller Dinge lesen. Nur sie belehrt uns also, daß der Schöpfer keine andere, als die beste Einrichtung aller Dinge habe wählen können, daß keine andere Einrichtung der Dinge die beste sey, worin nicht die vollkommenste Verbindung alle Theile durchwebt, keine Einrichtung, worin nicht das Leiden und die Arbeit des Theils, die dem Ganzen nützlich ist, auch dem Theil zum Segen, Glück und Wohlseyn gedeihet. Dies ist die Auflösung, die ein großer Deutscher von der Frage gefunden, deren Auflösung Herr Balguy durch die Erfahrung versucht, aber nur unvollständig gegeben hat. Indeß sind seine Bemühungen

schätz-

schätzbar; schätzbar für die, die keine andere Auflösung bedürfen, oder keine andere verlangen; schätzbar selbst für die, welche die höhere gefunden haben, aber das, was ihre Vernunft erkannt, durch ihre Erfahrung immer mehr bekräftigen, und durch ihr Gefühl beleben wollen.

Verbesserungen.

Seite 167. Brief 29. Zeile 1. statt beschleunigt mneine lies beschleunigt meine S. 99. Z. 2. st. wiederhohlt l. wieder erholt. S. 220. Z. 6. von unten, st. hinzufügte l. hinzufügt. S. 229. Z. 4. st. könne l. können. S. 240. Z. 8. von unten, st. hochdocherfahrenden l. hochdaherfahrenden. S. 272. Z. 7. fehlt nach geglaubt, versetzte Amyntor. In den Zusätzen S. 8. st. Balême l. Bateme. S. 27. Z. 2. im zweyten Absatze st. andershar, l. anderswoher. S. 46. Z. 9. von unten st. alle Menschen wie sie, einerley, l. alle Menschen, wie sie einerley u. s. w.

94

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eberhard, Johann August, / Chodowiecki, Daniel, / Ompteda

Amyntor Eine Geschichte in Briefen

Berlin und Stettin 1782

Res/P.o.germ. 288 h
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10924665-2
VD18 14650355